Stw
953

WILHELM SCHEBLER
BUCHBINDEREI & SCHREIBWAREN
AUGSBURG
ÄUSSERES KREUZ F. 275

Der Freiherr von Sandau oder die gemischte Ehe.

Eine Geschichte unserer Tage

von

Dr. K. G. Bretschneider,

geh. Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent zu Gotha,
Ritter des Sächs. Ernestinischen Hausordens.

Zweite Auflage.

Halle,
bei C. A. Schwetschke und Sohn.

1839.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Vorrede.

Diese Schrift hat den Zweck, ein unbefangenes Urtheil über die jetzigen Maßregeln des römischen Stuhls gegen die evangelischen Regierungen Deutschlands und gegen die gemischten Ehen zu vermitteln, der dadurch angeregten Erbitterung zwischen Katholischen und Evangelischen zu steuern, beide Theile zu christlicher Verträglichkeit und Einigkeit zu stimmen, dem lieblosen Ketzerhasse zu begegnen, und endlich diejenigen, welche in gemischter Ehe leben oder eine solche schließen wollen, auf die Schwierigkeiten dieses Verhältnisses und auf die Gesinnungen und Ueberzeugungen hinzuweisen, bei denen allein in solchen Ehen auf Frieden und häusliches Glück gerechnet werden kann. — Sie ist nicht geschrieben für Gelehrte und Staatsmänner, für welche

diese Gegenstände schon vielfach in gelehrten Schriften besprochen worden sind, sondern für das große Publikum, für alle Gebildete der katholischen und evangelischen Kirche, zu deren Verständigung und Beruhigung in diesen Angelegenheiten noch wenig oder nichts geschrieben worden ist.

Diese Bestimmung machte es rathsam, das, was zu sagen war, in einer Form zu geben, nach welcher die Sache sich im Leben wohl darstellt. Daß diese Form der Darstellung der Nachsicht der beurtheilenden Leser bedarf, fühle ich sehr wohl, hoffe aber auch sie zu finden. — or zwölf Jahren schrieb ich aus anderer Veranlassung die Schrift „Heinrich und Antonio", zu welcher die hier erscheinende ein Seitenstück ist. Sollte diese nur den halben Beifall finden, dessen sich jene erfreuete, so würde ich glauben, etwas Gutes gethan zu haben, und mich hoch belohnt fühlen.

Gotha,
den 15. November 1838.

Der Verfasser.

Inhalt.

Kap.	I.	Das Jubelfest der heiligen Ursula. . .	Seite 1
—	II.	Der Pater Cyriax.	= 12
—	III.	Der Erzbischof.	= 25
—	IV.	Die kranke Mutter.	= 34
—	V.	Der glückliche Tag.	= 48
—	VI.	Die Zofe.	= 67
—	VII.	Roma loquuta est; res judicata est. (Rom hat gesprochen, dann gilt kein Widerspruch.) . .	= 85
—	VIII.	Das Fernrohr.	= 98
—	IX.	Der Doppelbesuch.	= 110

Kap. X. Mainz. . . . . Seite 132

— XI. Das Gastmahl. . . . . . . = 143

— XII. Die gemischte Ehe. . . . . . = 166

— XIII. Die Brautwerber. . . , . . = 181

— XIV. Das Braut=Examen. . : . . . = 195

Erstes Kapitel.

Das Jubelfest der heiligen Ursula.

Das alte, ehrwürdige Köln, an den Ufern des majestätischen Rheinstroms, war in lebendiger Bewegung. Es schmückte sich zu einem großen kirchlichen Jubelfeste, das zur Verherrlichung des Andenkens der heiligen Ursula und ihrer eilftausend Begleiterinnen den 22. October 1837 beginnen sollte.

Ursula, eine christliche Prinzessin aus Großbritannien, — so erzählt die heilige Legende, — machte eine Wallfahrt nach Rom, der heiligen Stadt. Ein Heer von Jungfrauen, — die Geschichte sagt, 11,000, — begleitete sie nebst mehreren Priestern, Bischöfen und vornehmen Herren. Auf dem Heimwege aber im Jahre 237 wurden sie bei Köln von den damals noch heidnischen Anwohnern des Rheinstroms überfallen und starben insgesammt des Mätyrertodes. Das Geschick dieser frommen Jungfrauen würde nicht auf die Nachwelt gekommen seyn, wenn man nicht um die Mitte des 12ten Jahrhunderts Gebeine gefunden hätte, welche wunderthätige Kräfte zeigten, und also von heiligen Personen herrühren mußten. Die heilige Elisabeth, Aebtissin im Trierschen, bekam darüber himmlische Offenbarungen, und machte nun das Geschick der heiligen Ursula und ihrer 11,000 Begleiterinnen bekannt, und Köln nahm die Gebeine der Heiligen als einen köstlichen Schatz an sich.

Der jetzige Inhaber des erzbischöflichen Stuhls in Köln, darauf bedacht, das Ansehen der Kirche auch durch imposante Feierlichkeiten zu heben, veranstaltete es daher, daß das 1600jährige Jubelfest der heiligen Ursula glänzend begangen würde. Viele Fremde, besonders die Gläubigen, strömten aus den Rheingegenden herbei, um entweder an dem Feste Theil zu nehmen, oder doch als Zuschauer sich der Feierlichkeiten zu erfreuen.

Auch in Eichfeld, dem Rittersitze des Majors v. Sandau, kam es zur Sprache, ob man nicht dem Feste beiwohnen und deßhalb sich, wie oft geschah, auf einige Wochen nach Köln begeben wolle. Die Familie bestand bloß aus dem Major, seiner Gemahlin und der einzigen Tochter, Auguste, die eben ihr achtzehntes Jahr vollendet hatte. Der Major hatte unter Napoleon Feldzüge mitgemacht, aber wegen einer Wunde am Fuße seinen Abschied als Hauptmann genommen und das Prädikat eines Majors erhalten, und sich darauf mit einem Fräulein aus sehr altem Geschlecht vermählt, mit welcher er in höchst glücklicher Ehe lebte. Zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, hatte sie ihm geschenkt. Der Sohn war Oberlieutenant in einem preußischen Regimente, das in der Mark Brandenburg stationirt war; die Tochter war im Hause, durch Gaben des Geistes und Gemüths und durch Gesundheit und Wohlgestalt des Körpers die Freude der Aeltern. Beide Kinder waren in der katholischen Confession erzogen worden, weil der Vater dieser angehörte, und sich bei Eingehung der Ehe mit seiner Gemahlin, die evangelischer Confession war, es ausdrücklich ausbedungen hatte, daß alle Kinder ihrer Ehe katholisch erzogen werden sollten. Nicht Bigotterie trieb ihn dazu, denn er hatte in Napoleons Heer über das Kirchenwesen ziemlich freie Grundsätze eingesogen, sondern theils das Andringen seiner katholischen Verwandten, die geltend machten, daß bis jetzt noch alle Freiherren von Sandau der wahren Kirche angehört hätten, theils der Gedanke, daß es in der Natur der Sache liege, daß die Confession des Vaters, als des Hausherrn und Familienhaupts, in der Familie fortgepflanzt werde und die Wahl der Confession der Kinder bestimme. Frau von Sandau hatte sich diese Bedingung, obgleich nach langem Widerstreben, gefallen lassen, indem sie nicht nur den letzten Grund nach seinem Gewichte erkannte, sondern auch überhaupt die Sache leicht nahm, da sie sah, daß der Major so gar keine Bigotterie zeigte. Sie hatte auch lange keine Ursache, den gethanen Schritt zu bereuen. Der Major ließ sie frei ihre Confession üben, und die beiden Kinder bewiesen ihr vollkommene kindliche Liebe und Ehrfurcht.

Doch es blieb nicht so. Nach der Juliusrevolution bemerkte sie bei ihrem Gemahl einen größern Eifer für seine Confession

als früher, und eine widerwärtige Stimmung gegen die Protestanten, die sie sonst nicht an ihm gefunden hatte. Leicht hätte sie dieß dem geliebten Manne zu Gute gehalten, wenn nicht ihr Herz auf einer andern, jeder Mutter empfindlichen Seite wäre angetastet worden. Sie glaubte zu finden, daß der Confessionsunterschied auch auf ihre einzige Tochter einwirke, und das volle Vertrauen beeinträchtige, das Auguste zu ihr als Mutter haben sollte. Und sie irrte nicht. Auguste wurde immer abhängiger von einem geistlichen Einflusse, welcher das Ansehen der Mutter allmählig untergrub. Der Major hatte einen gewissen Pater Cyriax auf dringende Empfehlung eines belgischen Bischofs als Pfarrer in Eichfeld und Beichtiger des freiherrlichen Hauses angestellt, der ihn mit allen den Schriften versorgte, welche seit einiger Zeit gegen das preußische Gouvernement erschienen, und dasselbe beschuldigten, den Katholicismus in den Rheinlanden unterdrücken zu wollen. Er hatte auch Augusten in den Lehrsätzen der katholischen Kirche unterrichtet, und die Gelegenheit ergreifen zu müssen geglaubt, um die Tochter gegen den Einfluß des ketzerischen Giftes ihrer Mutter zu verwahren. Dieß konnte er um so eher, da die Majorin aus Zartgefühl nicht darauf bestanden hatte, daß der Religionsunterricht mit der Tochter in ihrer Gegenwart gehalten werde. So sehr auch Auguste ihre Mutter verehrte, so hatten doch die Einstreuungen des Paters in so weit bei ihr Wurzel gefaßt, daß sie in Sachen der heiligen Religion sich unbedingt an den Vater halten zu müssen, und die Urtheile der Mutter nicht berücksichtigen zu dürfen glaubte. Der Pater hatte ihr den Grundsatz, daß man in Sachen der Religion dem Papste und dem Priesterthume unbedingt Glauben schenken müsse, so oft eingeprägt, daß er endlich in Augustens Gemüthe zur unumstößlichen Wahrheit geworden war. Die Majorin ihrerseits glaubte alles vermeiden zu müssen, was den religiösen Sinn der Tochter stören, oder sie in ihrem Glauben wankend machen könnte. Sie wollte ihr ihre Confession nicht verleiden, sondern sie nur vor Schwärmerei und Bigotterie verwahren. Doch eben dieses war die schwere Aufgabe. Auguste, so viel sie auch Verstand hatte, war doch jung und von großer Lebendigkeit des Gefühls, und so sah die Mutter mit Mißfallen und Besorgniß, wie ihre Tochter jeden Tag, wo es

nur irgend möglich war, zur Messe ging, große Neigung für Processionen und Wallfahrten zeigte, und in ihren Gebeten sich weit mehr mit der heiligen Ursula, ihrer Schutzpatronin, beschäftigte, als mit Gott. Zwar hatte Auguste bisher den leisen Erinnerungen, welche sich die Mutter erlaubte, immer noch ein williges Ohr geliehen, aber doch war es auch einige Male vorgekommen, daß sie der mütterlichen Willensmeinung entgegnet hatte: „aber meine Kirche — beste Mutter — will ja doch dieß, und ich muß ihr ja glauben und gehorchen, da ich in ihr die Stimme Gottes verehre." Die Majorin machte ihr zwar bemerklich, daß sie nicht die Sache selbst, sondern nur das Uebermaß darin tadle; sie fühlte aber doch, daß der Einfluß der Kirche ihrem mütterlichen Ansehen über die Tochter Gefahr drohe.

Eben saß die Familie an einem schönen Abende traulich beisammen unter der großen Eiche, welche den Hof des Rittersitzes beschattete, als die Rede auf das bevorstehende Jubelfest der heiligen Ursula kam. Der Major äußerte Lust, nach Köln zu fahren und die Festlichkeiten zu sehen, und Auguste fiel dem Gedanken des Vaters mit aller Lebhaftigkeit bei. Dagegen hätte nun die Mutter nichts gehabt, aber Auguste setzte hinzu: es sey dieses das Jubelfest ihrer Schutzpatronin, und sie hoffe daher, bei dieser recht zu Gnaden zu kommen, wenn sie Theil nähme an der Procession. „Ein Zug junger Mädchen, rief sie, soll um den Acker der heiligen Ursula ziehen! Da möchte ich gern auch meiner Heiligen die Ehre erweisen, mich ihrem Schutze recht inbrünstig empfehlen. Bitte, bitte, lieber Vater, — liebe Mutter, — lassen Sie mich den frommen Umzug mitmachen, und mir ein schönes Glück bei der Heiligen verdienen!"

Der Major sah seine Gemahlin an, und diese schwieg. „Wir wollen sehen, liebes Kind, was wir thun", gab der Vater der Ungeduldigen zur Antwort. Doch die Majorin faßte sich schnell, und sprach sanft, aber fest: nach Köln zum Feste wollen wir wohl, aber meine Zustimmung, daß du mit in der Procession gehest, kannst du nicht bekommen. Du bist keine Kölnerin, und man würde es dir für Anmaßung auslegen, wenn du einen Platz im Zuge begehrtest. Du kannst ja der heiligen Messe, die zu Ehren der heiligen Ursula gehalten wird, beiwohnen; das

ist für dich als Fremde genug. Und dein Glück, mein Kind, wird dir von Gott kommen, wenn du seiner würdig bist, auch ohne die Fürbitte der heiligen Ursula.

Auguste. Aber nach meiner Confession ist doch eine solche Fürbitte sehr kräftig, und ich gestehe, daß ich mit mehr Vertrauen zur heiligen Ursula bete, als zum lieben Gott. Dieser erscheint mir so unendlich groß, daß ich es kaum wage, ihn im Gebet anzureden.

Majorin. Gott ist groß, aber er ist auch die Liebe. — Doch es ist hier nicht von der Fürbitte der Heiligen und von deiner Confession die Rede, sondern davon, ob es sich für dich schickt, als Fremde an einer Procession Theil zu nehmen, und da bin ich der Ueberzeugung, es schicke sich nicht, und es sey durchaus überflüssig.

Auguste schwieg zwar aus Ehrfucht vor der Mutter; aber sie war nun auch stille und verstimmt. Dieß reizte jedoch die Majorin, und gab ihr den Muth, mit ihrer Meinung freier herauszutreten.

„Du mußt, — sprach sie mit ungewöhnlichem Ernst zur Tochter, — meine Weigerung nicht als Eigensinn, und noch weniger als confessionellen Eigensinn ansehen, sondern als mütterliche Fürsorge für dein Wohl. Du scheinst mir auf dem Wege zu religiöser Schwärmerei zu seyn, welche deine ganze Zukunft verderben könnte, und da ist es Pflicht für mich, dich zu warnen. Es sey ferne von mir, eure Confession antasten zu wollen; die heilige Ursula aber mit ihren 11,000 Jungfrauen scheint mir mit dem Katholicismus nichts zu thun zu haben. Selbst Katholiken haben mir gesagt, daß die ganze Geschichte, welche dem Jubelfeste zu Grunde liegt, sich historisch nicht erweisen lasse, und erst im Mittelalter entstanden sey, vermuthlich durch irrige Deutung einer Inschrift auf einem aufgefundenen Denksteine *). Dieß

*) Man vermuthet nämlich, es möge bei den wunderthätigen Gebeinen, die man im 12. Jahrh. bei Köln auffand, ein Denkstein gefunden worden seyn, mit der Inschrift: Ursula cum XI M. V., wo man das M. für mille, tausend, genommen habe, statt für die Abkürzung von Martyribus, so, daß der Sinn gewesen sey: Ur-

will ich nun ganz auf sich beruhen lassen; aber ich kann nicht glauben, daß je eine jungfräuliche Prinzessin den abenteuerlichen Einfall habe bekommen können, mit einer kleinen Armee von Jungfrauen einen Zug nach Rom zu machen, und sogar schutzlos heidnische Länder zu durchziehen. Läßt es sich nun denken, daß die Väter und Mütter dieser Schaar zu einem solchen Zuge, der in jenen rohen Zeiten nothwendig zu Angriffen einladen mußte, ihre Einwilligung gegeben haben würden?"

Major. Die Sache sieht auch mich wunderlich an, das will ich nicht läugnen. Selbst jetzt, in unsern sicheren Tagen, wollte ich keiner Schaar von 11,000 Mädchen rathen, einen Zug den Rhein herab zu machen. Allein jene Zeit war eine Zeit der Wunder, und die Lebensfrische des Glaubens that vieles, was jetzt unmöglich zu seyn scheint. Doch — es ist Sache der Kirche, die Wahrheit oder Unwahrheit jener Erzählung zu prüfen. Ich befasse mich damit nicht. Nur dieß ist mir klar, daß es ganz nützlich scheint, den Glauben des Volks durch heilige Erinnerungen aus alter Zeit zu erfrischen, wozu aber (zu Augusten gewendet) gar nicht nöthig ist, daß du dabei mit figurirst. Verstehest du mich?

Man wußte im ganzen Hause, daß das: verstehest du mich, einen unwiderruflichen Entschluß des Hausvaters anzeige, und somit war es entschieden, daß Augustens Einfall abgewiesen sey.

Die Majorin freute sich zwar im Stillen über die Beistimmung ihres Mannes, aber sie glaubte diese Veranlassung benutzen zu müssen, um einmal frei heraus mit ihrem Manne über die unangenehme Stellung zu sprechen, in welche sie, als Protestantin, inmitten einer katholischen Familie allmählig gerathen war, und welche immer unangenehmer zu werden drohte. Am späten Abend daher, als Auguste sich zur Ruhe begeben hatte, ließ sie sich gegen ihren Man also vernehmen.

„Du weißt, lieber Albert, — sprach sie mit der ihr eigenthümlichen Freundlichkeit und Sanftmuth, — daß ich mir bisher nie erlaubt habe, etwas über oder gar gegen deine Confession

---

sula nebst 11 Jungfrauen, Martyrinnen. Man hätte aber auf diesen Einfall von protestantischer Seite keinen Werth legen sollen, denn er entbehrt alles historischen Grundes.

zu sprechen, was dir unangenehm seyn könnte, daß aber auch du mir bei unsrer Verheirathung versprachst, nichts zu thun, was mich in meiner Confession kränken könnte. Das hast du redlich gehalten, lieber Mann, und ich danke dir dafür. Aber — in der letzten Zeit daher hast du dich durch die Vorwürfe, welche man hier und in Baiern der preußischen Regierung macht, als wolle sie deine Confession unterdrücken, in eine Bitterkeit gegen die Protestanten hineinbringen lassen, die mich ängstiget, und — ich will es aufrichtig gestehen, oft auch mich als Protestantin verletzt hat."

Der Major fiel hier rasch ein: Dich, liebes Weib, habe ich nimmer verletzen wollen, aber daß die Regierung uns bedrückt, ist sonnenklar

Sie. Aber die preußische Regierung ist doch nicht die evangelische Kirche? Was könnte die letztere dafür, wenn jene mehr thäte, als ihr gebühret?

Er. Sie ist aber die Repräsentantin der Ketz--- des Protestantismus in Deutschland, der einzige Staat in Deutschland, der den Feinden unsers Glaubens politischen Halt giebt.

Sie. So wäre ich also auch deine Feindin, und mit deinem Glauben im Kriege?

Er. Nicht doch, — wie du mich doch falsch verstehst! Höre meine grade aufrichtige Meinung. Ich bin ein alter Edelmann, von stiftsfähigem Adel, und die Erhaltung der Reinheit meines Geschlechts und der Privilegien meines Standes liegt mir ob als ein heiliges von meinen Ahnen ererbtes Vermächtniß. In der guten alten Zeit da waren die fetten Rheinlande von Mainz bis zur holländischen Gränze die fruchtreichen Gefilde, auf denen die edlen Rosse der Ritterschaft weideten und sich sättigten. Unser waren die Domkapitel und die drei erzbischöflichen Stühle des Reichs. Wenn ein adeliges Geschlecht einen seiner edlen Sprossen auf den Stuhl von Mainz, Trier oder Köln bringen konnte, so war das Glück der Familie gemacht. Die nachgebornen Söhne konnten durch die fetten Stellen an den Hochstiften reichlich versorgt werden, während sie sich jetzt als Lieutenants mit einer elenden Besoldung im ganzen Lande müssen herumschicken lassen. — (Heftig) Da bekommen nun die begehrlichen Preußen unsere schönen Länder, mästen sich in unserm Fette,

und wir, die wir sonst hier die Herren waren, und in der Fülle saßen, müssen uns commandiren lassen, und haben nichts. Dieß ärgert mich! Darum muß die alte katholische Macht hier wieder gepflegt werden; sie muß emporkommen, sie muß ihre vormalige Macht wieder erlangen, mit der Fülle des alten Reichthums sich wieder umgeben. In Gottes Namen mögen die Preußen ihre langweilige Sandbüchse, die Mark, so fruchtbar machen, als sie können; das gönne ich ihnen. Aber hier, — hier sind wir zu Hause, hier sind wir die Herren, und wollen es bleiben.

Sie (nach einer Pause). — Wie war es denn, — ich kann mich nicht entsinnen, — wer zerstörte denn die drei Erzbisthümer am Rhein?

Er. Das waren die Franzosen im Revolutionskriege, die zerstörten das deutsche Reich und alle Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien und das ganze Gut der heiligen Kirche.

Sie. Und wer war unter der französischen Herrschaft Erzbischof von Köln oder Trier?

Er (heftig). Niemand! niemand! Dem gottverhaßten Napoleon fiel es eben ein, das geraubte Kirchengut wieder herauszugeben!

Sie. Und wer stellte die Bischofssitze und die Kapitel wieder her, und dotirte sie?

Er. Das hat freilich Preußen gethan, und es mußte wohl! Aber was ist das Jetzt gegen das Sonst! —

Sie. Lieber Mann, ich dächte, unser König hätte alles gethan für die Rheinlande, was er thun konnte. Denn die Erzbischöfe als Landesherren zu restituiren, das war ihm ja, wenn er es auch gewollt hätte, politisch ganz unmöglich. Und außerdem hat er ihnen ja in Wahrheit Ehre und Reichthum gegeben, daß seine evangelischen Bischöfe dagegen arme Schlucker sind, und daß die katholischen ihre Würde mit hohem Glanze behaupten können. Du bist ungerecht! —

Er. Es ist wahr, Preußen hat mehr gethan, als sich erwarten ließ; wir waren auch zufrieden. — In neuerer Zeit aber haben wir die Sache noch aus einem höhern Standpunkte aufgefaßt. — (Vertraulich) Sieh, liebes Kind, wir sind endlich, besonders durch die verhaßte Juliusrevolution, zu der Einsicht gelangt, daß der Zeitgeist damit umgehet, die Macht des höhern

und des niedern Adels zu brechen, zu vernichten und das Bürgerthum an dessen Stelle zu setzen. Man will keine Könige mehr mit adeliger Hofhaltung, sondern Bürgerkönige. Die Krämer-Elle will das Ritterschwert verdrängen, Vetter Michel will Kammerherr und General werden; der Jude, der uns sonst den Leibzoll entrichten mußte, will Minister seyn. Das alles ist die Frucht der leidigen Aufklärung, die erst die Zügel der Kirche bei der Reformation zerriß, und dann den Thron und die Aristokratie in der Revolution zertrümmerte. Eher aber wird es nicht wieder besser, als bis dem Volke wieder der strenge Zügel angelegt ist, der es allein bändiget und in Gehorsam erhält. Und dieß ist die Priesterherrschaft. Diese muß ihre alte Kraft und Allmacht wieder erhalten, dann kehrt die goldene Zeit des Mittelalters zurück, und wir sind geborgen. Ich bin kein Fanatiker für die katholische Glaubenslehre; meinetwegen mag jeder glauben was er kann. Aber die Throne der Fürsten und unsre Ritterstühle ruhen auf dem Altar, auf dem Ansehen der Priester über den großen Haufen. Dieses muß man daher auf alle Weise stützen und heben.

Sie. Wo denkst du doch hin, bester Mann. Es war ja doch nicht der Protestantismus, der die französische oder Juliusrevolution, und noch weniger die spanische, die belgische, die römische oder neapolitanische gemacht hat. Und unsere deutschen Demagogen, haben sich nicht so viele unter ihnen als evangelische Frömmler, die mit den katholisch-belgischen Fanatikern auf einer Linie stehen, signalisirt? Es scheint mir völlig wahr, was ich jüngst in einer sehr unparteiischen Schrift ausgeführt fand, daß die Verhältnisse unserer Staaten durch die Erfindung der Feuerwaffen, der Buchdruckerkunst und der Entdeckung Amerika's umgewandelt worden sind. Dieses werden weder Papst, noch Bischöfe, noch Jesuiten ändern können, wenn man ihnen auch alle Gewalt des Mittelalters einräumte. Darum ist es aber auch uns, dem Adel, unmöglich, wieder die Zeiten herbeizuzaubern, wo die Völker aus Adel und Bauern bestanden. Wir können dem Bürgerstande, dessen Wissenschaft, Gewerbthätigkeit und Reichthümer einmal unentbehrlich sind, eine achtungsvolle Stellung im Staate nicht mehr versagen.

Er (rasch). Die mag er auch haben! Er soll aber nicht commandiren, nicht adspiriren, nicht kritisiren, nicht oben an

schwimmen wollen, nicht uns Brod und Ehre vor dem Munde wegnehmen wollen.

Sie. Ich dächte, das müßte er wohl so bleiben lassen, wenn es auch keine Jesuiten gäbe und keine — Priester. Siehe, lieber Freund, unser sind ja die Officierstellen beim Militär, die oberen Stellen beim Forstwesen, die Stellen am Hofe ohne Ausnahme, die Ministerstellen, die Präsidialstellen, und der größere Theil der höheren Staatsbedienungen. Ist dieß nicht ein schöner Schatz? — Ich fürchte, ich fürchte, ihr werdet durch ungemessene Ansprüche und fortgesetzte Feindseligkeit nicht nur nichts gewinnen, sondern das was ihr habt in Gefahr setzen. — Und was du jetzt öfter vorbringst von der Priestermacht, daß auf ihr die Staaten ruhen, so scheint es mir, — verzeih! — als ob ich da nicht dich hörte, sondern — den Pater Cyriax.

Er. Cyriax ist ein kluger und welterfahrner Mann.

Sie. Aber ein Priester!

Er. Sind dieß eure Geistlichen nicht auch?

Sie. Nein, das sind sie nicht. Sie sind nicht Herren unsers Glaubens, sie sprechen weder selig, noch verdammen sie zur Hölle, und — die Hauptsache — sie sind keinem auswärtigen Priesterfürsten zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Sie haben nicht Kaiser und Könige abzusetzen und einzusetzen versucht, keine Glaubensgerichte errichtet, —

Er (sie unterbrechend). Schon gut! schon gut! ich weiß das alles, und sehe wohl, daß du ein ziemlich fertiger Anwalt bist. Lassen wir das!

Sie. Ich ließ es wohl gern, wenn es nicht — (bewegt) unsre Ehe trübte.

Er (befremdet). Wie so, gute, liebe Frau?

Sie. Glaubst du denn nicht, daß es mich verletzt, wenn ich höre, wie dein Cyriax Schmähungen über meine Kirche ausgießet, die du ganz ruhig anhörest, und worin du ihm nur zu oft Beifall zu geben scheinst? — Wird da nicht zwischen dir und mir eine Kluft eröffnet, die sich immer mehr erweitert? — Und — (mit Bedeutung) — wie nun, wenn du dich endlich vom Pater beschwatzen ließest, daß ich eine Ketzerin, des Teufels und — ewig verdammt sei? — Daß er diesen schrecklichen Grundsatz lehrt, muß ich glauben; denn es ist ja die Lehre eurer

Kirche, und euer Papst spricht ihn ja ohne Unterlaß aus! Aber, Mann, was wäre ich dir, was könnte ich dir noch seyn, wenn du nur einen Augenblick in dieses lieblose Urtheil deiner Kirche einstimmen, es nur von ferne — nur ein wenig für wahr, nur für wahrscheinlich halten könntest? —

Er (sie umarmend). Luise, liebe Luise, was fällt dir ein? Wie kommst du auf solche tolle Gedanken! — Ich bin Katholik so gut als einer; aber an eure Verdammniß zu glauben, nur daran zu denken, das fällt mir selbst im Traum nicht ein. Ich lasse darüber die Priester reden was sie wollen, aber ich glaube was ich will.

Sie. Das ist sehr gut für mich, — und auch für dich! — Aber — wird auch unsre Auguste so denken, wie du? — Wie nun, wenn diese den priesterlichen Geist einsaugt, und in ihrer Mutter — (bewegt) — eine dem höllischen Feuer verdammte Ketzerin erblicken könnte, deren Gemeinschaft sie verunreinigte und ihrem Glauben Gefahr brächte? —

Er (erschrocken). Luise! — um Gottes willen, was machst du dir für Gedanken!

Sie (betrübt). Möchten es bloße, grundlose Gedanken seyn! Leider aber fürchte ich, daß Auguste schon ganz auf dem Wege ist, eine Schwärmerin für ihre Confession zu werden. Sie hat zwar Verstand genug, aber man regt ihre Gefühle auf, und ich fürchte, Cyriax dürfte seine Bigotterie allmählig auf sie übertragen. Und dann — — wäre es um meinen mütterlichen Einfluß geschehen! —

Er — (nach einigem Nachdenken). Du zeigst mir da die Nähe eines Abgrunds, den ich Blinder nicht gesehen habe. Wir müssen fort von hier! Gleich morgen! Auguste muß unter andere Umgebungen kommen. Wir wollen den Winter in Köln verleben. Die Zerstreuungen des geselligen Lebens werden Augusten wohlthätig seyn. Dabei bleibt es.

Der Major hatte eine unruhige Nacht; aber am nächsten Tage wurden alle Anstalten zur Abreise getroffen, und in einigen Tagen wandelte die Familie an den Ufern des stolz sich breitenden Rheines. Man sah das Jubelfest der heiligen Ursula, aber Auguste war nicht im Zuge der Jungfrauen.

Zweites Kapitel.

Der Pater Cyriax.

Der Major hatte nicht erwartet, daß er, wie das Sprichwort sagt, aus dem Regen unter die Traufe kommen würde; und doch geschah es. Er bemerkte bald, daß die Spannung zwischen der Priesterschaft und der preußischen Regierung einen hohen Grad erreicht habe. So wenig er aber auch preußisch gesinnt war, so schien es ihm doch, als ob man sich von Seiten der Priesterpartei zu sehr von dem Jesuitischen Einflusse aus Belgien leiten lasse. Der Anblick des prachtvollen Doms, zu dessen völligem Ausbau der König so bedeutende Summen angewiesen hatte, übte eine versöhnende Kraft auf ihn aus. Und wenn er sie sah, diese hundert Tausende von Katholiken, geleitet durch zahlreiche, mächtige und eifrige Priester, so wollte es ihm bedünken, als ob die wenigen protestantischen Angestellten, welche etwa katholische Frauen heiratheten, wenn sie es auch alle, woran er aber zweifeln mußte, machten, wie er es gemacht hatte, und die Kinder in des Vaters Confession erziehen ließen, dennoch sich in dem Strom der katholischen Bevölkerung verlieren, und, bei der Werbelust und Werbegeschicklichkeit der katholischen Priester, in ihren Nachkommen sich wieder mit der katholischen Bevölkerung bald vereinigen müßten. „Die grünen Gewässer des Rheins, — sprach er beruhigend zu seiner Tochter, — nehmen eine Menge Flüsse in sich auf, und bleiben doch grün. Sahst du neulich das rothe Wasser des schiffbaren Mains, wie es noch bei Biberich sich scharf von der grünen Rheinfluth trennte? — Nun, bei Bingen war es schon verschlungen, und der Rhein war wieder grün."

Auguste nämlich war schon vom Pater Cyriax dahin bearbeitet worden, in den Ehen preußischer protestantischer Beamten und Militärs mit katholischen Rheinländerinnen einen indirecten Angriff auf die katholische Kirche und eine große Gefahr für die-

selbe zu erblicken, und Köln war nicht der Ort, sie von dieser Meinung abzubringen. Der Major dagegen hielt consequent den Satz fest, daß die Confession des Vaters, als des Hausherrn, die Confession der Kinder bestimmen müsse, und daß man daher auch dem protestantischen Vater es nicht verdenken könne, wenn er seine Kinder in seiner Confession erziehe.

„Wo bleibt sonst, — rief er aus — der Respect, den ein Hausvater in seiner Familie schlechterdings haben muß? Ist der Vater katholisch und werden die Kinder evangelisch erzogen, so werden sie den Vater, wenn er zur Messe geht, oder seinen Schutzpatron verehrt, für einen Abgöttischen halten, auf jeden Fall aber für einen Mann, der an Geist und Einsicht schwächer sey, als sie. Und wo bleibt da der Respect, die Subordination? Ist aber der Vater Protestant und die Kinder werden katholisch erzogen, so ist das erste, was ihnen vom Priester gelehrt wird, daß der Papst Lutheraner und Reformirte als Ketzer verdammt habe, daß keiner von ihnen selig werden könne, sondern daß sie alle zur Hölle müßten. Und wenn nun die Kinder das wirklich glauben, wo soll da der Respect herkommen? Darum bleibe ich bei meinem Satze, daß des Hausvaters Confession die herrschende seyn muß. Wir müssen uns daher auch gefallen lassen, daß protestantische Väter, die katholische Frauen haben, alle Kinder protestantisch erziehen. Was dem Einen recht ist, das muß dem Andern billig seyn, und in Deutschland kann es gar nicht anders seyn, da beide Confessionen ganz gleiche Rechte haben sollen."

Auguste entgegnete nichts, sondern äußerte nur, daß wenigstens sie, wenn sie heirathen sollte, fest darauf bestehen würde, daß alle Kinder katholisch werden müßten. Da der Vater hierauf kurz und verdrießlich erwiederte, daß sie sich da auch hüten möge, sich in einen Protestanten zu verlieben und eine gemischte Ehe einzugehen; so versicherte sie, daß sie auch gar nicht gesonnen sey, je einem Protestanten ihre Hand zu reichen.

Dies Gespräch wurde durch die Majorin unterbrochen, welche mit einem Fremden ins Zimmer trat. — Es war Pater Cyriax. —

„Was, — rief der Major überrascht, — was führt Sie denn her nach Köln?"

Cyriax. Eine verdrießliche Angelegenheit, wobei ich mir Ihre Hülfe erbitten wollte. Die einzige Tochter Ihres Gutspachters in Eichfeld ist Braut geworden mit einem Stockprotestanten aus dem Wupperthal, der sich der Bedingung nicht unterwerfen will, daß alle Kinder dieser Ehe der heiligen Kirche angehören sollen. Der Pachter will den künftigen reichen Schwiegersohn darum nicht verlieren, ich aber darf und kann von der Bedingung nicht abgehen. Da wollte ich nun Sie bitten, mit Ihrem gutsherrlichen Ansehen dazwischen zu treten, und den Pachter zu bestimmen, daß er entweder fest auf der von mir gestellten Bedingung beharrt, oder, was noch besser wäre, den Bräutigam lieber ganz fortschickt.

Major (verdrießlich). Was fällt Ihnen ein? — Ich soll den Eheprocurator machen, — ich? — — Ist nicht meine Affaire! —

Cyriax. Ich hatte nicht gefürchtet, eine Fehlbitte zu thun, da der Herr Major selbst auf so rühmliche Weise Ihre eigenen Kinder der heiligen Kirche zugeführt haben.

Major (rasch). Die Confession des Familienhaupts muß in der Familie die herrschende seyn. Darum sind meine beiden Kinder katholisch, und darum mag der Wupperthaler die seinen evangelisch erziehen. Das kann man ihm auch nicht wehren, da einmal nach der deutschen Bundesacte beide Confessionen in Deutschland gleiche Rechte haben sollen. Dieß Wort hat man zu Wien gegeben; alle paciscirende deutsch-katholische Fürsten haben darauf ihr Wort gegeben, und Wort muß man halten. Verstehen Sie mich?

Cyriax. Sehr wohl, Herr Major! — Aber — —

Major. (eifrig). Ich bin ein guter Katholik und kein Preußenfreund; aber, Herr, — — wer sein Wort nicht hält, der ist ein — — Wenn wir es den Protestanten nicht halten, so brauchen sie es auch uns nicht zu halten; wenn wir sie zwingen wollen, alle Kinder gemischter Ehen katholisch zu erziehen, so sprechen wir ihnen das Recht zu, da wo sie die Gewalt haben, alle Kinder solcher Ehen protestantisch zu machen. Das ist so klar wie die Sonne!

Cyriax (lächelnd und freundlich). Sie urtheilen über die Sache als Ritter und Soldat, der an sein Ehrenwort gebunden ist. — Ich weiß das zu ehren, bitte aber, daß Sie nun auch dem katholischen Priester erlauben, sich auszusprechen.

Major. Darf etwa dieser wortbrüchig seyn? —

Cyriax. Mit nichten! — Aber wer hat in Wien damals sein Wort gegeben? — die katholische Kirche? ihre Priester? ihr Oberhaupt, der heilige Vater in Rom? — Diese hat man nicht einmal gefragt. Sie haben aber ungefragt widersprochen. Der heilige Vater hat als Oberhaupt der katholischen Kirche gegen jenen Artikel der Bundesacte durch seinen Gesandten, den Cardinal Consalvi, feierlich protestirt. Jener Artikel bindet uns daher auf keine Weise; er ist gegen die Grundsätze unsrer heiligen katholischen Religion, welche von jeher die Ehe mit Akatholiken verboten und verworfen hat.

Major. Ich weiß das — — weiß alles! — Aber ich weiß auch, daß der heilige Vater und daß ihr alle jene Protestation feierlich habt fallen lassen.

Cyriax. Nie ist das geschehen!

Major. Es ist geschehen, — zwar nicht wörtlich, aber factisch. Hätte der heilige Vater auf seiner Protestation bestehen wollen, so durfte er auch mit Preußen kein Concordat schließen, und den preußischen Staat, wie ihn die Bundesacte bestimmte, gar nicht anerkennen. Hatte er doch auch früher gegen die Königswürde von Preußen und gegen die Säcularisation der Hochstifte eben so feierlich protestirt. Da er aber ein Concordat mit Preußen schloß, so erkannte er auch die Krone Preußen an, erkannte den Besitz derselben in Köln, Trier und Münster für rechtmäßig, erkannte aber auch die Bundesacte für gültig. Er ließ also seine Protestation gegen die gleichen Rechte beider Kirchen eben so fallen, wie seine frühere gegen Preußens Königsthron und gegen den Besitz der geistlichen Hochstifte. Und die Priesterschaft in den Rheinlanden — wie? sie hat ja dem Könige gehuldigt, sie hat aus seiner Hand die Dotationen der Bischofsstühle und die Bischöfe selbst angenommen; also sich den Bestimmungen der Bundesacte unterworfen. Wie wollt ihr nun auftreten und sagen, daß euch diese Acte nicht binde? — Als ehrliche Leute hättet ihr gleich damals sagen müssen: Herr, die

Bundesacte erkennen wir nicht an, weil der heilige Vater gegen sie protestirt hat; wir können dir nicht huldigen! Aber damals schwiegt ihr, ihr nahmt, was euch frommte, die neuen Bischofsstühle, gern an; jetzt aber tretet ihr auf die Hinterbeine. Als der König das Concordat schloß und es wie ein redlicher Mann vollzog, so mußte er voraussetzen, daß der heilige Vater und ihr seiner Confession gleiche Rechte einzuräumen kein Bedenken fändet, und daß der heilige Vater seiner Protestation nicht inhärire. Wer ein Concordat auf einen Staatsvertrag abschließt, der erkennt den Staatsvertrag damit an. Behält er sich aber vor, den Vertrag nicht anzuerkennen, und er schließt doch ab, so handelt er nicht ehrlich, sondern untreu. Verstehen Sie mich? — Ich habe mich damals, als wir preußisch wurden, geärgert genug. Aber die gleichen Rechte der Confessionen in Deutschland, die waren nothwendig, ganz nothwendig; denen hätte auch der heilige Vater nicht widersprechen sollen.

Cyriax. Nothwendig? — Ich wüßte nicht, was diese Nothwendigkeit bedingt hätte! —

Major. Nicht? — (eifrig) Das will ich Ihnen sagen, Herr Pater. Hätte man auf dem Wiener Congresse nicht den Bekennern beider Confessionen gleiche Rechte bestimmt, so hätte man Preußen, Holland, Hannover, Baden, Würtemberg, Hessen keine katholischen Unterthanen geben oder lassen können; aber dann hätte auch Baiern nicht Anspach, Baireuth und Nürnberg bekommen und der König von Sachsen nicht restituirt werden dürfen. Der ganze Besitzstand der deutschen Fürstenhäuser hätte müssen umgestürzt werden. Ich frage Sie: war das nur möglich? Und wäre es möglich gewesen, war es nur rathsam? Hätte dieß nicht einen neuen Krieg aller gegen alle gegeben? — Die Protestation des heiligen Vaters konnte daher auch von den katholischen Mächten, namentlich von Oesterreich und Frankreich, gar nicht beachtet werden. Er verdankte seine Wiederherstellung ja einzig der Besiegung Napoleons, und dabei hatten ja die deutschen Protestanten eben so viel gethan, als die deutschen Katholiken. Zum Dank dafür protestirt er, daß die Protestanten in ihrem deutschen Vaterlande gleiche Rechte mit den Katholiken haben sollen! Wie? hatten die Protestanten ihr Blut vergossen, um sich vom heiligen Vater verdammen zu lassen? — Darum

gleiche Rechte für Beide! Das fordern Ehre, Dankbarkeit, Redlichkeit! — Verstehen Sie mich?

Cyriax schwieg. — Er wußte, daß auf das „Verstehen Sie mich" des Barons keine Replik galt, und die, welche er allein noch zu geben hatte, nämlich die Gefährde des Seelenheils für den katholischen Theil, wollte er in Gegenwart der Majorin nicht discutiren. Er brach also ab, und erzählte von andern Dingen, die der Major lieber hörte. Er erzählte ihm, wie er eben mit dem erzbischöflichen Caplan Michaelis gesprochen, und von demselben gehört habe, daß das preußische Ministerium an den Erzbischof wolle, und ihm ein Schreiben zugesendet habe, entweder sich in den Willen der Regierung zu fügen, oder sein Amt niederzulegen, wie aber der fromme Erzbischof standhaft erklärt habe, daß er weder das Eine noch das Andere thun werde; jenes nicht, weil es ihm sein Gewissen verbiete; dieses nicht, weil er sein Hirtenamt vom heiligen Stuhl habe und nicht vom Könige. „Es kommt, — rief er aus und rieb sich die Hände, — es kommt nun zum gänzlichen Bruche zwischen uns und Preußen, wie wir es wünschen, und unter der Anführung eines so standhaften Oberhirten wird und muß das Resultat für uns seyn."

Major (kopfschüttelnd). Strohfeuer, das Lärmen macht und bald verlischt! — Ich wünschte wohl auch, daß der Krummstab wieder am Rheine herrschen möchte, aber bei dem jetzigen politischen Weltzustande sehe ich dazu keine Hoffnung.

Cyriax. Und warum nicht? — Denken Sie doch an Belgien!

Major. Belgien hatte die Julisrevolution hinter sich und ganz Frankreich. Was aber hätten wir?

Cyriax. Wir haben den Papst, wir haben die ganze katholische Priesterschaft, wir Baiern, Belgien, und vor allem Frankreich. Die jetzige französische Regierung braucht uns, und thut alles, um uns zu gewinnen. Der Erzbischof von Paris schmiedet das Eisen. Sie werden sehen, wie in kurzem Ludwig Philipp und der Papst werden Freunde werden. Und lesen Sie nur, wie die öffentlichen Blätter, welche Organe der Regierung sind, Partei nehmen für den Erzbischof gegen Preußen!

Major. Das alles ist nichts. Ludwig Philipp ist zu klug, um sich um euretwillen die Finger zu verbrennen.

Cyriax. Was fragen wir nach ihm! Wir benutzen ihn, um auf seine Concessionen unsre Macht neu zu gründen. Ist dieses geschehen, sind wir auf der Mauer der Festung, so werfen wir die Leiter weg, auf der wir hinaufstiegen.

Major. Aber so bedenkt doch, daß ihr ja gradezu auf dem Wege des Aufruhrs wandelt!

Cyriax (vertraulich). Lesen Sie nur, wie die französischen und belgischen Blätter, die gut katholisch sind, jetzt den auch vom heiligen Stuhle vormals, namentlich gegen die preußische Königswürde, ausgesprochenen Lehrsatz predigen, daß ein ketzerischer Fürst gar nicht über wahre Gläubige herrschen soll, und daß letztere ein Recht haben, gegen ihn zu rebelliren. Und wir Priester vollends, wir sind gar nicht an Preußen gebunden; denn ein katholischer Priester, wenn er auch gegen seinen Regenten rebellirt, begeht kein Majestätsverbrechen, weil er als Priester nur unter dem Papste steht, nicht unter dem weltlichen Regiment.

Major. Pfui! das ist Jesuitenlehre. Bleibt mir damit vom Leibe!

Cyriax. Allerdings lehren dieses die heiligen Väter der Gesellschaft Jesu; aber — es ist auch der Grundsatz des heiligen römischen Stuhls. In der Instruction, welche der fromme Papst Pius VII. im Jahre 1805 an seinen Nuntius nach Wien schickte, ist ausdrücklich zu lesen: „Es ist der Grundsatz des ka„nonischen Rechts (Absolut. 16. de haereticis), daß die Unter„thanen eines offenbar ketzerischen Fürsten von jeder Huldigung, „Treue und allem Gehorsam gegen ihn entbunden bleiben. Und „leben wir auch gegenwärtig in so ungünstigen Zeiten der Ernie„drigung der Braut Jesu, also daß es ihr unmöglich ist, jenen „Grundsatz wirklich auch geltend zu machen, so ist es doch nütz„lich, an die heiligsten Regeln der gerechtesten Strenge ge„gen die Feinde des Glaubens zu erinnern." — Sehen Sie, Herr Major, die Rechtgläubigen werden vom heiligen Stuhl ihrer Huldigungseide für entbunden, und der Ungehorsam gegen den ketzerischen Fürsten wird für eine heilige Regel gerechter Strenge erklärt. Was braucht der Gläubige, der in der Stimme des Papstes Gottes Stimme verehrt, weiteres Zeugniß? — Frei-

lich ist es, wie der heilige Vater sagt, auch für uns noch nicht an der Zeit, diese heilige Regel gerechter Strenge gegen die Feinde des Glaubens geltend zu machen; aber erinnern müssen wir daran, sie ins Volk bringen, den Vulkan zum Ausbruche vorbereiten!

Major (in Zorn). Herr, nun kein Wort weiter, wenn wir nicht für immer Feinde werden wollen. Von den Schlangenwindungen eures Priestergewissens mag ich nichts wissen. Ich bin ein Edelmann und ein ehrlicher Mann, bei dem Eid Eid ist! — Sieh doch! Erst huldigt ihr und schwört wie alle ehrliche Leute, und dann kommt ihr und wollt sagen, ihr hättet es nur zum Spaß gethan? — das ist schlecht und treubrüchig. Verbietet es dem Katholiken das Gewissen und der heilige Vater, einen evangelischen Fürsten, als Ketzer, über sich anzuerkennen, so durftet ihr dem Könige von Preußen gar nicht huldigen, nicht den Unterthaneneid schwören, sondern mußtet gleich sagen: Herr, das geht nicht, unser Gewissen und der heilige Vater verstatten es nicht, daß du als ein ketzerischer Herr über uns herrschest. Dann hättet ihr als ehrliche Leute gehandelt. Erst aber zu schwören und hinterher Flaußen zu machen, das ist schlecht, ist Treubruch. Und wie wollt ihr ihn rechtfertigen? Gebietet nicht der Apostel Paulus den Christen zu Rom: „jeder sey unterthan der Obrigkeit, die über ihn Gewalt hat?" Und der Apostel spricht nicht von christlichen Obrigkeiten, wie doch unsre sind, sondern von heidnischen. Seyd nicht aber auch ihr, ist nicht der heilige Vater an dieses Gebot des Apostelfürsten gebunden? — Auch solltet ihr und der heilige Vater doch wahrlich bedenken, was ihr thut, wenn ihr euren alten Ketzerbegriff auf unsre Zeiten und auf die Protestanten anwendet und solche Lehren prediget. In welchen Zustand bringt ihr doch die Katholiken in Preußen, Hannover, Würtemberg, Rußland, wenn ihr ein Dogma aufstellt, nach welchem jeder akatholische Herr erwarten muß, seine katholischen Unterthanen halten sich des Eides der Treue gegen ihn heimlich entbunden, und lauerten nur auf eine gute Gelegenheit, um auf ihren Herrn, als einen Ketzer, nach den heiligsten Regeln der gerechtesten Strenge loszuschlagen! Da wäre ein protestantischer Herr ja ein Thor, wenn er uns gleiche Rechte mit den Evangelischen in seinem Lande gestat-

tete, aus seinen Mitteln für uns Bisthümer errichtete, und uns nur eine Stunde trauete. Vielmehr forderte das Recht der Selbsterhaltung, daß er uns tüchtig unter dem Drucke hielte, und uns die Flügel auf allen Seiten beschnitte, damit die gelegene Zeit, jene heilige Regel geltend zu machen, nie komme. Das hat nun unser König nicht gethan; aber wenn ihr so redet, so legt ihr es ihm wahrlich nahe genug, es noch zu thun. Und was sollen denn die Protestanten, die unter katholischen Herren stehen, wie die Protestanten in Baiern, für ein Vertrauen haben zu der Gerechtigkeit und Huld ihres Landesherrn, wenn sie glauben könnten, der Herr laure nur auf Gelegenheit, um sie nach den heiligsten Regeln der gerechtesten Strenge als Feinde zu behandeln? Sehet ihr denn nicht, daß jener Ausspruch des heiligen Vaters, wenn ihn die Katholiken glaubten oder sich wohl gar zu ihm bekennen wollten, Europa in Brand setzen würde? — Und wahrlich, da wäre es noch die Frage, wer obenauf bleiben würde. Ihr habt es schon einmal versucht im dreißigjährigen Kriege, und es ging nicht. Es wird auch jetzt nicht gehen! Ihr träumt und fabelt, und macht die Rechnung ohne den Wirth.

Cyriar, als er den Major so reden hörte, war in Verlegenheit wegen einer Antwort, und sah es daher sehr gern, daß der alte Thomas, der Bediente des Majors, eintrat, und einen Ehrenbesuch anmeldete, zu dessen Empfang sich der Major nebst seiner Frau in das Besuchszimmer verfügten.

„Was würden Sie wohl — fragte Auguste, als sie mit dem Pater allein war — dem Vater auf seine Rede, die mir recht wohl gefiel, geantwortet haben?"

Cyriax. Nichts, mein Fräulein. — Ihr Herr Vater ist ein trefflicher Edelmann und Soldat, aber er ist nicht ein eben so guter Katholik.

Auguste. Muß man denn die strengen Grundsätze der Ehre und der Treue aufgeben, wenn man ein guter Katholik seyn will? —

Cyriax (mit entschiedenem Tone). Die weltlichen Grundsätze von Ehre leiden keine Anwendung auf die heilige Religion. Gott über alles; dann erst kommt der Mensch. Erst die Treue und der Gehorsam gegen Gottes Statthalter auf Erden

dann erst die Treue gegen Menschen. Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Das ist ein Hauptgrundsatz. Und bedenken Sie doch, daß es hier dem ewigen Heile der Seele gilt, das wegen weltlicher Ehre nie geopfert werden darf. Ewige Verdammniß, bedenken Sie, ruhet auf denen, welche der Ketzerei sich schuldig machen, oder sich nur mit ihr vertragen.

Auguste. Ist es denn aber, ehrwürdiger Herr, ganz ernstlich gemeint, wenn die heilige Kirche alle Ketzer, alle Protestanten, für verdammt erklärt? — Es ist etwas so Schreckliches in dem Gedanken, daß ich allemal bebe, so oft ich ihn denke.

Cyriax. Ei, ei, mein Fräulein, woher dieser Zweifel? Habe ich ihnen nicht diesen Satz als die erste aller katholischen Wahrheiten eingeprägt, nicht gezeigt, wie alle fromme Päpste darin ganz einstimmig sind, und wie nur noch der heilige Kirchenrath zu Trident den Fluch über alle Lutheraner und Calvinisten feierlichst ausgesprochen hat? — Von einem Ausspruche des heiligen Vaters geht kein Jota ab.

Auguste. Ich habe dieses alles nicht vergessen, dachte aber immer, diejenigen Protestanten, welche fromm und gut leben, würden eine Ausnahme machen. Der heilige Vater hat in Italien, wo er von lauter Gläubigen umringt ist, leicht verdammen; uns aber, die wir hier unter Protestanten leben, und so viele treffliche Menschen unter ihnen finden, uns wird es nicht so leicht, dem strengen Spruche des heiligen Vaters Beifall zu schenken. Ist denn da keine Hinterthüre, um so viele wahrhaft fromme und gute Protestanten zu retten?

Cyriax. Was muß ich hören! — Welche thörichte Hoffnung nährt ihr Herz! Wissen sie nicht, daß die römisch-katholische Kirche die alleinseligmachende ist? Was hätte sie noch für einen Vorzug, wenn man mit dem ketzerischen Luther oder Calvin eben so gut in den Himmel kommen könnte, als mit allen heiligen Bischöfen und Päpsten? — Wissen Sie nicht, daß der Glaube es ist, der selig macht, und daß nur wir den rechten Glauben haben? — — (mit erhobener Stimme) Verdammt, ewig verdammt ist alles, was sich losreißt von der alleinseligmachenden Kirche, welche allein die Braut Christi ist!

Auguste (verbirgt ihr Gesicht ins Schnupftuch). Ach! — meine Mutter! — meine gute, gute Mutter! —

Cyriax (mit dem Tone des Bedauerns). Ihre Frau Mutter, liebes Fräulein, kann freilich von dem unveränderlichen Gesetz, das alle Ketzer verdammt, keine Ausnahme machen.

Auguste (schmerzlich). Keine? —

Cyriax (fest). Keine! — Auch ich bedaure sie innig! — Ach! und ich bete oft zum heiligen Ignatius, meinem Schutzpatron, daß ihr die Augen noch aufgehen, und daß sie noch vor ihrem Ende zur wahren Kirche zurückkehren möge.

Auguste. Hoffen Sie das, ehrwürdiger Herr? — ach, ich — — hoffe es nicht!

Cyriax. Es ist nie an der Macht der göttlichen Gnade und der katholischen Heilmittel zu zweifeln. — — Die Bekehrung Ihrer Frau Mutter wäre ein hochverdienstliches Werk, durch das man sich gewiß den Himmel verdiente. Sie ist so gut, — so edel, so wohlwollend — — —

Auguste (schmerzlich). Ja, das ist sie — und eben darum — — —

Cyriax. Eben darum verdient sie, daß man sich alle ersinnliche Mühe gebe, sie dem Verderben zu entreißen. Denn außer der Kirche ist kein Heil, und wenn man auch alle Tugenden der Engel hätte.

Auguste (weinend). O das ist streng — — ist schrecklich! —

Cyriax (streng). Reden Sie nicht so! Vielmehr ist Gott nur gerecht! Die alleinseligmachende Kirche ist ja da, — — ihre Arme sind nach Ihrer Frau Mutter ausgebreitet — — sie darf nur kommen — — das verirrte Schaaf wird mit Freuden aufgenommen werden! — (mit Pathos) O welch ein seliger Tag, wo eine so würdige Frau, aus so edlem Geschlechte, ihren verderblichen Irrthum abschwört! — — o welch eine Seligkeit für die Seele, welche die theure Verirrte zurückführen wird auf den rechten Pfad! — (sie vertraulich bei der Hand fassend) Verzagen Sie nicht mein Fräulein! Vielleicht sind Sie die Glückliche, die sich der heilige Ignatius erwählt hat, das große, schöne Werk zu vollbringen!

Auguste. Ach, das wäre ein Wunder — — dazu fühle ich mich zu schwach! —

Cyriax. Der heilige Ignatius hat wohl größere Wunder gethan, als dieses. Uebrigens können Sie bei diesem frommen Werke, durch das Sie sich und Ihrer Frau Mutter den Himmel verdienen, auf meinen Beistand rechnen!

Auguste. Gott! möchte ich es vermögen! — — die Sache wäre groß und herrlich! — Aber wie soll ich's anfangen? — die Tochter soll die Mutter überweisen, daß sie einen falschen Glauben hat! —

Cyriax Nicht doch! das hieße die Pferde hinter den Wagen spannen. Das überlassen Sie mir. Sie dürfen ihren Glauben nicht, gar nicht angreifen, sondern müssen sich bloß des Arguments a tuto, wie wir sagen, bedienen; das heißt, Ihrer Frau Mutter begreiflich machen, daß man doch als Katholik seiner Seligkeit viel gewisser sey. Denn da die Protestanten zugeben, daß wir in unsrer Confession so gut wie in der evangelischen selig werden können, wir aber dagegen fest behaupten, daß man nur allein als Katholik selig werde, so ist es immer das Sicherste, Katholik zu werden. Das müssen Sie als aus zärtlichem, besorgtem Tochterherzen hervorquellend ihr sanft, liebevoll, mit Bitten und Thränen vorstellen, und dabei Ihren Eifer in der christkatholischen Frömmigkeit leuchten lassen; dieß ist alles, was man von Ihnen verlangt.

Auguste. Und mein Vater — — soll ich den nicht zu Hülfe nehmen? —

Cyriax. Ihr Herr Vater ist ein vortrefflicher Herr! Er ist aber nicht geneigt, etwas für die Bekehrung Ihrer Frau Mutter zu thun, weil er ihr bei der Heirath das Wort darauf gegeben habe, Ihre Frau Mutter nicht wegen ihrer Confession zu belästigen. Und Sie wissen es wohl, wie streng Ihr Herr Vater an ein gegebenes Wort sich gebunden achtet. Er hat daher schon mir seinen Beistand hierin versagt. Soll Ihnen also die Freude, Ihre Frau Mutter zu retten, nicht verdorben werden, so darf Ihr Herr Vater von allem nichts merken.

Auguste. Werde ich mich aber nicht dem guten Vater mißfällig machen, wenn er erfährt, daß ich etwas betreibe, was er nicht thun will, und also auch von mir nicht gethan haben will?

Cyriax. Sie, mein Fräulein, haben ja kein Wort gegeben, wie Ihr Herr Vater. Seine Bedenklichkeiten können nicht die Ihrigen seyn. Auch bin ich überzeugt, daß Ihr Herr Vater sich freuet, wenn das gute Werk zu Stande kommt, ohne daß er etwas dabei thut und also sein Wort nicht bricht. Uebrigens aber, wenn er auch ungehalten werden sollte, so ist die Rettung einer Mutter — bedenken Sie, einer Mutter — so edel, groß und verdienstlich, daß ein kleiner Verdruß dagegen nicht in Betrachtung kommt. — Sie haben die Wahl! Hier die Hölle mit ihren Teufeln und Qualen, dort den Himmel mit allen Engeln und Heiligen und seinen Freuden! Was wollen Sie für eine geliebte Mutter? —

Auguste (rasch und entschlossen). Ja, ich will — — — ich will es versuchen! Vielleicht gelingt dem schwachen Kinde, ein schönes Werk an der Mutter zu vollbringen, und ihr so zu danken für alle die zahllosen Wohlthaten, mit denen sie mich überschüttet hat.

Cyriax. Geloben Sie mir dieses durch einen feierlichen Handschlag.

Auguste (reicht ihm die Hand). Ich gelobe es!

Cyriax (mit Salbung). Gott segne Sie! und der heilige Ignatius und die heilige Ursula seyen mit Ihnen! Amen.

Drittes Kapitel.

Der Erzbischof.

Ohngefähr acht Tage darauf, an einem düstern Novemberabend, saß Auguste allein in stiller Einsamkeit zu Hause, denn ihre Aeltern waren in Gesellschaft, sie aber wegen Kopfschmerzen zu Hause geblieben. Sie las Schiller's Jungfrau von Orleans; denn dieses Stück hatte Cyriax ihr nicht nur erlaubt, sondern sogar empfohlen, „weil es die Wunder der allein wahren Kirche verherrliche." Das schöne Gedicht bewegte die Phantasie des jungen Fräuleins. Als gottbegeisterte Jungfrau einem Heere vorauszuziehen und es zum gewissen Siege zu führen, dünkte ihr etwas Hocherhabenes. Daß jetzt bei politischen Kriegen eine solche Erscheinung, wie die der Jungfrau, nicht an ihrem Orte sey, begriff sie wohl. Aber in einem Religionskriege, wo die Begeisterung für die heilige Kirche aufflamme, da schien ihr jetzt noch der Schauplatz für solche Wunder aufgethan zu seyn. „Heilige Mutter Gottes, rief sie aus, da wäre wohl auch ich deine Magd, nicht zu gering, um durch mich der heiligen Kirche deinen wunderbaren Schutz zu erweisen!" — Da gedachte sie der Klagen des frommen Paters Cyriax über die Bedrückung der Kirche, und des Kampfes, den er in Aussicht stellte. Wie, — dachte sie, — wenn einst die Gläubigen am Rheine die ketzerische Herrschaft abschüttelten, der heilige Vater die Gläubigen zum Kampfe riefe, und die Streitenden mit seinem Segen begleitete! Wäre da nicht eine Jungfrau von Köln, der Ruhestätte der heiligen 11,000 Jungfrauen, eben so an ihrem Orte, als vormals die Jungfrau von Dom Remy zu Orleans!

Der Kopf des Fräuleins erhitzte sich. Sie erwog in ihrer Einbildungskraft, was sie wohl als himmlischen Beruf der Erscheinung unter der Eiche, welche Johanna berufte, gleich achten sollte, — sie sah sich schon die Oriflamme tragen. —

Da weckte sie aus ihren Schwärmereien ein Geräusch auf der Straße von marschirenden Kriegern. Sie öffnete das Fenster und sah ein Bataillon Soldaten nach der Gereonsstraße zu marschiren. Der Anblick rief sie aus dem Lande der Träume in die Wirklichkeit zurück, und machte, daß sie sich ihrer Schwärmerei etwas schämte. Die Vernunft kehrte zurück; sie begriff ihre Thorheit. Neugierig zu wissen was es gäbe, schellte sie dem alten Thomas, der ihrem Vater im Kriege das Leben gerettet hatte, und nun in seinen Diensten war, und trug ihm auf, auszugehen und zu sehen, was es in der Stadt gäbe. Es verging fast eine Stunde, ehe er zurückkam. Er trat ein, nahm seine militärische Haltung an, und rapportirte Folgendes.

Thomas. Gnädiges Fräulein, der Herr Erzbischof hat nicht Parition leisten wollen.

Auguste. Der fromme Erzbischof? — Um Gottes willen, was hat er gethan?

Thomas. Er hat nicht Parition geleistet, und wer diese versagt, den nimmt man beim Kopfe. Das ist so in der Ordnung.

Auguste. Wie? — ich will nicht fürchten, daß man sich an seiner geheiligten Person vergriffen habe? —

Thomas. Das hat man gethan. Die Gereonsstraße war mit Truppen gesperrt, und eben hat man den Herrn Erzbischof, in eine Kutsche wohl eingepackt, aber unter Bedeckung zur Stadt hinaus gefahren.

Auguste. Nicht möglich! — Es ist gewiß ein Anderer gewesen.

Thomas. Nein. Er war es selbst. Ich hab' ihn recht gut erkannt!

Auguste. Großer Gott! — Also Gewalt!

Thomas. Man hat königliche Ordre vollzogen. Das ist in der Ordnung.

Auguste. Hat sich denn niemand gefunden, ihn zu vertheidigen?

Thomas. Niemand!

Auguste. Wurde das Volk nicht erregt? Hat man sich nicht widersetzt.

Thomas. Nein!

Auguste. Wo hat man ihn hingebracht?

Thomas. Man fuhr zur Stadt hinaus. Weiter weiß ich nichts.

Auguste entließ den Diener. Sie war in der heftigsten Aufregung. „*Also Krieg* — rief sie, indem sie die Stube mit raschen *Schritten* maß, — Krieg gegen die heilige Kirche! — *Was wollen sie* von dem frommen Greise? — — Gewiß *haben sie ihn* zu unheiligen Dingen zwingen wollen!"

Endlich kamen die von ihr sehnlich erwarteten Aeltern, von denen sie das Nähere erfuhr. Auguste brach in Thränen aus .. die Mutter war traurig und nachdenkend, der Vater aufgebracht. „Eine böse Geschichte, — rief er — ein Bruch ins Eisen, das man sobald nicht wieder zusammenschweißen wird — — Herzhaft war es wahrlich, das ist wahr! — Aber in Rom wird man Zeter schreien — — der Erzbischof gibt nicht nach — — was soll es nun werden? — Böses — böses Blut wird es bei den Rheinländern machen, und wird sie auf lange hin mit Groll erfüllen. — Aber was wird es helfen? — die Regierung ist der stärkere Theil. — Aber soll man die Stärke so mißbrauchen, um den ersten Würdeträger der Kirche wie den Stöpsel einer Champagnerflasche mit einem Wurfe aus seinem Sprengel hinauszuschnellen? Es ist zu arg — — ist abscheulich! — Was sagst du zu dieser Geschichte, Luise?"

Majorin. Ich hätte wohl sehr gewünscht, daß es nicht zu dieser Extremität gekommen wäre, und ich halte die ergriffene strenge Maßregel für so gefährlich, daß ich glauben muß, die Regierung müsse die entscheidensten Gründe dazu gehabt, und die Strenge für ganz unvermeidlich erkannt haben. Der König ist gerecht, und hat sich gegen die Bischöfe und die Kirche immer gütig gezeigt. Nur die Noth — der Zwang kann ihn bestimmt haben, zum Aeußersten zu schreiten. Ich hoffe, die Regierung wird die Gründe ihres Verfahrens bekannt machen, und ich dächte, bis dahin wäre es am rathsamsten, das Urtheil zurückzuhalten.

Major. Die Mutter hat ein gutes Wort gesprochen. Wir wollen warten. — — Nimm dir die Sache nicht zu Herzen, Auguste; denn — der Erzbischof ist ja noch nicht die katholische Religion. Wäre auch, wie ich wohl glaube, dem Prälaten ein

Unrecht geschehen, so steht darum die Kirche fest und unerschütterlich. Es ist ja schon früher geschehen, daß selbst Päpste sind verjagt und eingekerkert worden, und die Kirche ist darum doch ruhig stehen geblieben. Laßt uns also warten, was wir weiter hören werden.

Und sie durften nicht lange warten, die Regierung beeilte sich, die Gründe ihrer Strenge bekannt zu machen, besonders in dem Erlaß an das Domkapitel. Dieser Erlaß machte auf den Major einen ziemlich günstigen Eindruck. Er gab dem Erzbischof in zwei Dingen unrecht: zuerst in den Maßregeln gegen die gemischten Ehen, worüber er sich abermals wie früher aussprach, und dann in der Umgehung der königlichen Genehmigung zur Publication der päpstlichen Erlasse. Als Militair auf Subordination und die Einheit des Commando's haltend, die er auch in seinem Hause behauptete, sprach er es dem Erzbischofe nicht recht, daß er hierin andere Grundsätze geltend machen wollte, da ja auch in Wien, Paris, Madrid und an andern katholischen Höfen jedes Decret des Papstes nur unter Vorwissen und Genehmigung der Regierung bekannt gemacht werden dürfe. Auguste wendete zwar ein, daß dieses katholische Regierungen seyen, hier aber eine protestantische dieselben Rechte in Anspruch nehme, wodurch sie sich ja offenbar eine Herrschaft über die Kirche anmaße; der Vater aber zeigte ihr, daß darauf nichts ankomme, daß man ja mit dem Könige ein Concordat geschlossen habe, und daß der König aufhören würde, souverain zu seyn, wenn jeder Bischof verordnen könne, was ihm gut dünke. „Da sollte mir einer kommen, — sprach er, — wenn ich König wäre, und sollte mir, ohne daß ich es wüßte und gestattete, befehlen wollen in meinem Reiche! Das wäre mir grade so, als wenn der Pater Cyriax sich vermessen wollte, dir oder meinem Sohne, oder dem alten Thomas ohne mein Vorwissen geheime Instructionen zu geben und in mein Hausrecht einzugreifen." — Auguste wurde bei diesen Worten roth bis an die Fingerspitzen, denn sie fühlte, daß Cyriax ihr eine geheime, dem Vater zu verbergende Instruction gegeben habe, und sie ermaß, wie unmöglich es ihr seyn würde, sich deßhalb vor dem Vater zu rechtfertigen, daß sie dieselbe angenommen habe.

Nicht so ruhig urtheilte man in andern Familien, mit denen der Major umging. Die meisten nahmen den Erzbischof unbedingt in Schutz, und je mehr sie über die Sache sprachen, desto mehr erhitzten sie sich. Besonders nahmen sich die Frauen, deren Mitgefühl ohnehin gern auf der Seite des schwächern Theils steht, des Erzbischofs mit Leidenschaft an, ja die jungen Mädchen gingen in ihrem Enthusiasmus so weit, daß sie beschlossen, mit den Ketzern allen Umgang abzubrechen, ihnen alle Freundschaft aufzusagen, und noch viel weniger sich je in einen Ketzer zu verlieben, oder wohl gar ihm ihre Hand zu einer gemischten Ehe zu reichen. Die Allocution des heiligen Vaters vom 10. December 1837, die sehr schnell in Köln verbreitet wurde, erhitzte sie noch mehr, und Auguste fand mehr als eine ihrer Freundinnen so erregt, als ob sie bereit sey, in diesem Streit als Johanna mit der Oriflamme aufzutreten, und den 11,000 Jungfrauen, deren Gebeine Köln verwahrt, im Märtyrertode nachzufolgen.

Den Major aber kühlte die päpstliche Allocution merklich ab, weil in ihr der Erzbischof bloß als Märtyrer für die päpstlichen Verordnungen gegen die gemischten Ehen dargestellt wird, und er grade über diesen Punkt anderer Meinung war *). Er meinte, damit habe der Papst den Erzbischof schlecht genug vertheidigt, und man habe in Rom ganz vergessen, daß fast alle deutsche Bundesstaaten gemischter Confession sind, in denen sich die von Rom aufgestellten Grundsätze schlechterdings nicht ausführen ließen, ohne einen Kriegszustand zwischen Katholiken und Protestanten herbeizuführen.

---

*) Dieß ist wirklich in der päpstlichen Allocution der Fall, welche die andern Beschwerden der Regierung über den Bischof mit Stillschweigen übergeht, und nur seine Anhänglichkeit an die päpstlichen Breve's über die gemischten Ehen als Grund der strengen Maßregeln gegen ihn anführt. Es heißt ausdrücklich: „Eine so große Trübsal stieß ihm (dem Erzbischof) deßwegen zu, weil er — sich in Betreff der gemischten Ehen keine andere Regel vorsetzte, als welche" u. s. w. — — Und: „Es wurde dem Erzbischof plötzlich angekündigt, daß er entweder jene von Uns gemißbilligte Auslegung (des Breve's) in Betreff der gemischten Ehen befolgen, oder sein bischöfliches Amt niederlegen solle."

Auguste konnte sich hier nicht entbrechen, dem Vater zu sagen, daß grade das Thema von den gemischten Ehen bei den jungen Mädchen ihrer Bekanntschaft den meisten Eindruck gemacht, und nicht wenige bestimmt habe, fest zu geloben, nie einen Protestanten zu heirathen. Der Vater aber fuhr unwillig heraus: „Bei euch jungen Mädchen heißt es recht: lange Haare und kurzen Verstand! Einen edlen Mann bloß deßhalb verschmähen wollen, weil er Protestant ist, ist eine Albernheit."

Auguste (beschämt). Aber lieber Vater das Seelenheil, das geht ja über alles, und das wird ja gewiß in gemischter Ehe gefährdet!

Major (ernst). So hätte ich also auch unrecht gethan, deine Mutter zu heirathen! Ich glaube gar, Mädchen, du willst deinem Vater die Moral lesen. — (heftig) Sag' an, in welche Gefahr hat deine Mutter mein Seelenheil gebracht, oder in welche das deinige? — Undankbares Kind! — Bist du nicht eine gute Katholikin geworden? — Wahrlich, ich möchte sagen, eine zu gute, denn du fängst mir an, deine protestantische Mutter zu verachten, — — zu verlästern! — Pfui Teufel! —

Auguste (erschüttert). Bester Vater — — Sie thun mir unrecht. — — Aufs innigste verehre und liebe ich diese vortreffliche Mutter! Aber eben deßwegen — — — ach! ich muß es Ihnen anvertrauen, was mich so furchtbar quält! — — Möchte doch die gute Mutter katholisch seyn; — denn als Protestantin — ach! — — (vor ihm kniend und weinend) hat sie ja doch keine Hoffnung zur Seligkeit, sondern ist ewig — — verloren! — — Ach Vater, helfen Sie, retten Sie! —

Der Major war erschrocken. Er sagte nichts als mit sanftem Ton: „Steh auf, Auguste!" — Dann ging er mit langsamen Schritten auf und ab, aber die verlorne Fassung wollte nicht wieder kommen. Er schickte Augusten auf ihr Zimmer, damit sie nicht Zeugin seiner Verwirrung wäre.

So ist denn — rief er, als er allein war — die böse Ahndung meiner braven Frau zur Wirklichkeit geworden! Das Mädchen erkennt die Vortrefflichkeit der Mutter, und hält sie doch für verdammt! — Und ich darf ihr nicht einmal darüber zürnen, denn der Papst, die Bischöfe und alles predigt ihr ja ohne

Unterlaß vor, daß alle Ketzer unausbleiblich verdammt seyen. — Ist sie strafbar, daß sie es glaubt? — Aber wenn sie es nun glaubt, muß sie sich nicht Tag und Nacht ängstigen? — Sie dauert mich, denn das Mädchen ist gut! — aber auch meine arme Frau dauert mich. Sie darf nichts davon erfahren. — Aber wie ist da zu helfen? — So kann's nicht bleiben, denn so *ist meine* häusliche Ruhe und der Friede von Mutter und *Tochter* gefährdet. — Was aber ist zu thun? —

Der Major fand keinen Rath; doch ließ er sogleich Augusten wiederkommen und verbot ihr auf's nachdrücklichste, nicht von fern der Mutter merken zu lassen, daß sie dieselbe als eine Ketzerin für verdammt halte. Dieß Verbot kam aber im Wesentlichen schon zu spät; denn die Majorin, scharfsichtiger als ihr Mann, hatte es aus Augustens Wesen und einzelnen Aeußerungen längst abgenommen, daß die Tochter einen Grundsatz ihrer Kirche eingesogen hatte, der das zeitherige glückliche Verhältniß zwischen ihr und Augusten nothwendig trüben mußte und der jede gemischte Ehe zerreißen und zu einer Hölle auf Erden machen muß. Es bekümmerte sie tief, — so daß selbst ihre Gesundheit darunter litt. Der ganze Aufenthalt in Köln war ihr schmerzlich. Wo sie hinkam, da hörte sie die bittersten Ergießungen des Hasses gegen ihre Confession, und man that sich so wenig Zwang an in ihrer Gegenwart, daß sie glauben mußte, man sage es, um sie zu kränken. Sie fühlte es, daß das gespannte Verhältniß zwischen Mutter und Tochter nicht auf die Länge so fortdauern könne, sondern eine Entscheidung entweder zum Bessern oder zum Schlimmsten erfolgen müsse. Diese traurige Nothwendigkeit beschäftigte zu eben der Zeit, wo Auguste den Auftritt mit ihrem Vater hatte, ihr einsames Nachdenken. Thränen traten ihr in die Augen, und sie trocknete sie eben mit dem Schnupftuch ab, als der alte Thomas hereintrat, ihr einen Brief zu überreichen. Seinem Falkenauge blieb es nicht verborgen, daß die Majorin trübe Augen hatte.

„Gute Depeschen, gnädige Frau! Ein Brief vom Herrn Oberlieutenant."

Majorin (freudig). Von meinem Sohne! Das ist doch einmal etwas Freudiges. Es ist so heute ein recht trauriger Abend.

Thomas. Ja, das sehe ich, gnädige Frau.

Majorin (aufmerksam). Wie so, alter Thomas?

Thomas. Ich bin zwar alt, aber meine Augen sind noch so hell, daß ich das Wasser in den Augen auf hundert Schritt spiegeln sehe, geschweige denn auf zehn.

Majorin. Guter Thomas, es war mir etwas ins Auge gefallen. — —

Thomas. Weiß es, gnädige Frau; — — so ein Stückchen Erzbischof war Ihnen ins Auge gekommen.

Majorin. Schweig Thomas.

Thomas. Wie die gnädige Frau befiehlt. — Aber — einerlei ist mir's nicht. Wenn ich Wasser in Ihren Augen sehe, so wird mir's warm um's Herz. Mein Seel, ich leide das nicht.

Majorin (gütig aber ernst). Thomas, du weißt, was ich auf dich halte; aber ich verbitte mir alle Unbesonnenheiten.

Thomas. Werde gehorchen. — — Aber

Ein alter Soldat
Weiß immer Rath!

Damit empfahl er sich ehrfurchtsvoll.

Als er neben dem Zimmer des Fräuleins vorbeiging, dachte er, dieser doch auch die frohe Nachricht geben zu müssen, daß ihr Bruder geschrieben habe. Denn sie hing an diesem Bruder mit der größten Leidenschaftlichkeit. Er trat daher bescheidentlich in ihr Zimmer, die frohe Nachricht verkündigend, sah aber auch hier, daß es mit den Augen des Fräuleins nicht richtig war. „Da hat es — dachte er — ein Scharmützel gegeben zwischen Mutter und Tochter." Darin irrte er zwar, aber darin traf er das Rechte, daß er den Grund davon in dem Verhältnisse der streng katholischen Tochter zu der protestantischen Mutter suchte. Die Geheimnisse der Herrschaften sind selten Geheimnisse für die Bedientenwelt. Auguste war viel zu wenig auf ihrer Hut, als daß nicht das Kammermädchen und durch diese Thomas hätte bemerken sollen, wie Auguste gegen ihre Mutter mehr und mehr erkaltete. Als daher Thomas schon wieder den Thürdrücker in der Hand hatte, so drehte er sich noch einmal um und fragte das Fräulein: „Befehlen Sie etwas?

Auguste. Nein, Thomas! — Aber warum fragst du?

Thomas. Ich dachte, Sie wollten etwa Wasser, um sich die Augen auszuwaschen.

Auguste. Nicht doch, Thomas. Es ist schon wieder vorbei; es war mir ein wenig Staub ins Auge gefallen.

Thomas. Vermuthlich Kirchenstaub. — — Der beißt die Augen schrecklich. — Ihre Frau Mutter litt eben jetzt auch daran.

Auguste (aufmerksam). Meine Mutter? — —

Thomas. Hatte rothe Augen wie Sie, gnädiges Fräulein.

Auguste (besorgt). Mein Gott, ist sie krank? — fehlt ihr etwas?

Thomas. Krank ist sie nicht, aber — es fehlt ihr etwas.

Auguste. So will ich doch gleich zu ihr gehen.

Thomas. Wäre vielleicht gut, gnädiges Fräulein; denn was ihr fehlt, das ist — die Tochter.

Damit empfahl sich der alte Thomas, und Auguste war etwas verblüfft. Sie wußte nicht recht was der Alte wollte, aber ihr Herz klopfte und legte ihr die Rede des Alten aus. Sie fühlte sich nicht gefaßt genug, um zur Mutter zu gehen, und fürchtete sich, die Ursache ihrer Thränen zu erfahren. Bald aber wurde sie zum Vater gerufen, der ihr die frohe Botschaft verkündigte, daß Ernst, ihr Bruder, Capitain geworden sey. Bei dieser Nachricht und besonders da auch die Mutter darüber sehr erfreuet war, vergaß Auguste, was ihr Herz beklemmt hatte, und wurde nur erst dann wieder etwas verlegen, als sie bald darauf auf das Gesicht des Vaters einen ungewöhnlichen Ernst zurückkehren sah, indem er ihr ankündigte, sie möchte sich bereiten, um nächster Tage von Köln abzureisen. Er schellte darauf dem alten Thomas und gab diesem Befehl, am nächsten Tage alles zur Abreise zuzuschicken. Der Alte war erfreut, solche Botschaft zu hören. „Soll alles nach Befehl geschehen, — sprach er, — denn das Köln ist eine gute, aber auch eine sehr alte Stadt. In Eichfeld hat man mehr Luft und Sonne." — „In einer Stunde, — sprach der Major, — komme wieder! Du sollst einen Brief an meinen Sohn auf die Post tragen."

Thomas ging, aber sogleich fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, den er sofort ausführte. „Es ist nicht richtig", sprach er; „ich muß Hülfe schaffen, ehe es schlimmer wird." — Er setzte sich hin und schrieb an den Sohn des Hauses Folgendes:

Gnädiger Herr Oberlieutenant.

„Es ist nicht mehr richtig im Hause. Der böse Geist hat „einen Einfall gemacht. Ich habe mit ihm geplänkelt, aber das „ist nicht genug. Sie müssen kommen und ihn austreiben. „Der Herr Major ist kraus und runzelt immer die Stirne; die „gnädige Frau hat rothe Augen, das Fräulein auch. Ich wollte, „daß die ehrwürdigen Herren alle beim heiligen Vater in Rom „wären, und sich's da wohl seyn ließen, aber nicht in Köln. „Machen Sie bald links um, kommen Sie und verjagen Sie „den bösen Feind. Es ist nicht ohne, daß ich Sie bitte. Ich „weiß, was ich weiß."

„Unterthänigster
Thomas N.

Viertes Kapitel.

Die kranke Mutter.

Wenige Tage darauf sagte der Major Köln ein Lebewohl und fuhr zurück nach Eichfeld. Das Wetter war kalt und stürmisch, und die Majorin kam nach Eichfeld mit einem Katarrhalfieber, das bald in ein Nervenfieber ausartete und ihrem Leben Gefahr drohete. Das ganze Haus gerieth in Trauer und Angst, als der Arzt seine Bedenklichkeiten nicht verhehlte, am meisten aber Auguste. Denn vor ihre Seele traten alle Schrecken der Hölle, und sie zitterte vor Entsetzen, wenn sie sich dachte, daß die Mutter als eine Ungläubige sterben könnte. Ihre Angst war so heftig, daß es ganz vergebens war, sie verbergen zu wollen. Sie wandte sich an den Pater Cyriax, daß er Amtshalben einen Versuch zur Bekehrung der Mutter machen möchte; aber die Majorin, die sich nicht von ihm mit zudringlichen Bekehrungsversuchen plagen lassen wollte, weigerte sich entschieden, ihn zu sehen. „Ich brauche seinen Trost nicht, sprach sie, denn ich

habe einen bessern Tröster als ihn. Bei einem guten evangelischen Christen muß das ganze Leben eine Vorbereitung zum Tode seyn. Ich bin bereit, und mit Gott in einem Frieden, den mir keine Segensformel eines sündigen Priesters geben, aber eben so wenig die Fluchformel eines Priesters nehmen kann."

„Da hast du recht, Luise! Als ich vormals in die Schlacht ging, hatte ich auch kein Weihwasser mit!" — sprach der Major.

„Aber, — entgegnete Auguste, — wenn man es haben kann, so sollte man es doch nicht verschmähen. Die Mutter würde vielleicht doch durch den Zuspruch des ehrwürdigen Herrn erquickt, oder" — — — Hier stockte sie, beugte das blasse Gesicht auf die Hand der Mutter und benetzte sie mit einem Strome von Thränen.

„Gutes Kind, — sprach die Majorin mit Bedauern, — ich weiß was dich quält. Es ist die Angst um meine Seele. — Ich verzeihe dir — — — aber beruhige dich. — — — Vater, — setzte sie schwach hinzu — nimm dich deiner Tochter an — — — die unnütze Angst frißt ihr das Leben ab!"

Der Vater führte Augusten auf ihr Zimmer, und war mehr geneigt, mit ihr zu zürnen und sie zu schelten, als sie zu trösten. Als er aber sah, wie blaß und zitternd sie war, wurde er milder, und bat sie nur, daß sie entweder wenig zur Mutter kommen, oder doch in deren Gegenwart sich Zwang anthun möchte.

Kaum ging aber irgend jemanden das Leiden Augustens so sehr zu Herzen, als dem alten Thomas. Er hatte das Fräulein, wie er sich ausdrückte, auf seinen Knien erzogen, und liebte sie als wäre sie seine eigene Tochter. Darum faßte er sich ein Herz, ging zu ihr, und suchte ihr nach seiner Weise Trost einzusprechen, wobei er nicht unterließ, ihr zu erzählen, wie dieser und jener seiner am Nervenfieber erkrankten Kriegskameraden doch wieder gesund geworden sey, nachdem ihn die Aerzte lange aufgegeben hatten. Da sprach das Fräulein zu ihm: „du meinst es gut, lieber Thomas; aber was mich quält, ist nicht allein der Gedanke, daß die Mutter sterben könnte, was mir schrecklich genug wäre; tausendmal schrecklicher aber ist mir's, daß sie — — nicht der alleinseligmachenden Kirche angehört, daß sie" — — —

Sie konnte es vor Schmerz nicht aussprechen, und wandte sich ab und verhüllte das Gesicht.

„Ei Pulver und Kanonen — rief der alte Krieger — was setzen Sie sich für Zeug in den Kopf! Ihre Frau Mutter sollte verdammt seyn, weil sie nicht katholisch ist? — eine solche Frau, — die hundertmal besser ist, als hundert Paters! — Nun, wenn die Art verdammt werden soll, so muß ich armer katholischer Sünder zehnmal zum T--- fahren."

Auguste. Ach! Thomas, du weißt ja, daß außer der Kirche kein Heil ist, und daß keine Tugend in der Welt den Mangel an der Gemeinschaft mit der wahren Kirche und dem wahren Glauben ersetzt. — (schmerzlich) Der heilige Vater, unser Oberhirt, hat ja alle Lutheraner mit dem feierlichsten Fluch belegt und der Verdammniß übergeben.

Thomas. Allen Respect vor dem heiligen Vater! Ich küsse ihm den Pantoffel und bitte um seinen Segen. An seinen Segen glaube ich; denn das Segnen sieht der liebe Gott gern und bringt es einem auf's Kerbholz. Aber was das Fluchen betrifft, so habe ich da meine eignen Gedanken. Keiner hat den Fluch oder den Segen so — verstehen Sie mich? — so zwischen den Fingern, um ihn nach Belieben herabfallen zu lassen, sondern der liebe Gott muß es hernach thun. Und der, denke ich, will's beim Fluchen nicht thun, denn er sieht das Fluchen nicht gerne, ja er hat's verboten. Ich mußte in meiner Jugend einen Spruch aus der heiligen Bibel lernen, der lautete: fluchet nicht, sondern segnet. Darum denke ich, daß der heilige Vater wohl segnen, aber nicht fluchen sollte, und daß sein Segen etwas gar Gutes ist, sein Fluch aber niemanden schadet.

Auguste. Aber der heilige Vater ist Statthalter Gottes auf Erden, und spricht an Gottes Statt.

Thomas. Eben darum muß er auch nach Gottes Vorschrift sprechen, und Gott hat geboten: fluchet nicht, sondern segnet. Fluchet und verdammet er doch, so hilft's ihm nichts, denn der liebe Gott vollziehet nun einmal den Fluch der Menschen nicht. Sehen Sie doch, mein Fräulein! Es ist wohl dreihundert Jahr her, daß der heilige Vater die Lutheraner mit dem Fluch belegt hat, und der liebe Gott hat ihn bis diese Stunde noch nicht vollzogen.

Auguste. Aber er wird es thun in jener Welt.

Thomas (ungeduldig). Was, was? — Er sollte doppeltes Commando haben? erst befehlen: fluchet nicht, sondern segnet, und dann wieder sagen: du hast es recht gemacht, daß du fluchtest? — Das glaube ein Andrer! — Was Gott dort thun *wird*, das weiß kein Mensch. Strafen wird er die Bösen, *aber nicht* darum, weil ein Mensch, und sey es auch der heilige Vater, sie im Voraus verdammt hat, sondern darum, weil er sie als böse erkennt vor seinem Gericht. Man muß also die Sache fein abwarten.

Auguste. Guter Thomas, ein Protestant seyn, ist schon *etwas* Böses, ja das Schlimmste, was man seyn kann. Denn der Protestant ist ein Abtrünniger von der allein wahren Kirche, ein Feind Christi, und — was man an Feinden thut, das weißt du ja wohl!

Thomas (in Eifer). Was haben Sie sich da für ein Schwalbennest in den Kopf gesetzt, — mit Verlaub zu reden! Ein Feind ist nur, wer einer andern Fahne folgt. Wir haben die Fahne Christi, aber die Lutheraner auch. Sie fechten unter dem Kreuze Christi wie wir, nur haben sie eine andere Uniform und ein ander Manövre. (In Feuer) Sehen Sie, es ist da, wie es bei der großen Armee des Kaisers war. Da gab es Garden, die waren Kerntruppen und besser montirt und hatten einen Stein mehr im Brete beim Kaiser, wie die Katholiken beim lieben Gott. Aber da gab's auch Linientruppen, leichte Truppen, Voltigeurs, verschiedene Reiterei, Artillerie und so weiter. Aber sie folgten alle einer Fahne, und der wäre ja toll gewesen, der gemeint hätte, der Kaiser hätte nur seine Garden für Freunde angesehen, die andern aber als Feinde. Nein, jeder brave Kerl bekam das Kreuz, er mochte dienen wo er wollte. So denke ich, macht es auch der Herr Christus mit allen, die unter seiner Fahne dienen. Und Ihre Frau Mutter ist die bravste Christin, die es geben kann.

Auguste. Möchte ich doch glauben können wie du!

Thomas (eifrig). Geben Sie sich nur ein Bischen Mühe, gnädiges Fräulein, so wird es schon gehen.

Auguste (lächelnd). Als ob das Mühegeben etwas helfen könnte in Glaubenssachen!

Thomas. Ja, ja; es hilft! Prägen Sie es sich nur recht fest ein, und denken Sie recht fleißig daran, so werden Sie es auch glauben lernen. Jetzt haben Sie nur immer an das Verdammen gedacht, und da hat sich der Glaube daran in Ihrem Kopfe so festgesetzt. Denken Sie einmal fleißig an das Lossprechen, und Sie werden's auch glauben lernen.

Der gute Rath des treuherzigen Alten, der uns wohl erklärt, wie mancher Gelehrte sich in eine grundlose Hypothese so festrennen, und wie mancher Windmacher seine eigenen Unwahrheiten, wenn er sie oft erzählt hat, endlich selbst glauben kann, würde vielleicht bei dem Fräulein etwas geholfen haben, wenn nicht Cyriax bei ihr gegen solche milde Gesinnung gehörig vorgebauet hätte. Doch ganz verloren war das Wort des alten Thomas nicht. Was er über den Fluch gesagt hatte, das blieb doch in der Seele des Fräuleins haften, und trat ihr unwillkührlich ins Gedächtniß, wenn sie der edlen Kranken an den folgenden Tagen nahete.

Unerwartet aber kam eine Hülfe für die Kranke und für Augusten, auf welche niemand gerechnet, und nur Thomas im Stillen gehofft hatte. Es war der vierte Tag, daß das Leben der Kranken mit dem Tode rang, als gegen Abend ein Postillon, fröhlich blasend, einen Herrn auf den Edelhof gefahren brachte. Der Major und Auguste eilten hinaus, den Gast zu empfangen. Es war Ernst, der Sohn des Majors, der auf die Nachricht von Thomas sich schleunigst Urlaub erwirkt hatte, um das väterliche Haus zu besuchen. Er kam dem Major wie ein guter gesendeter Engel, denn die Kranke hatte in den letzten Tagen sich innig nach dem geliebten Sohne gesehnt. Man bereitete sie erst auf den Anblick desselben vor; der freudige Eindruck aber, den seine Erscheinung machte, war so wohlthätig und kräftig, daß die Krankheit sogleich eine entscheidende Wendung zur Besserung nahm, und der Arzt schon am andern Tage die Rettung der Kranken verkündigte.

Der Capitain nahm am andern Morgen, nachdem er die Kranke besucht und sie durch seine Gegenwart neu belebt hatte, den alten Thomas allein vor, und ließ sich nun einen ausführlichen Commentar zu dem Briefe machen, durch den er herbeschieden worden war. Thomas erzählte alles was er wußte und

was er dem Fräulein gesagt hatte. „Du bist ein braver Kerl, Thomas, — und hast es gut gemacht!“ sprach der Capitain, und drückte ihm ein Goldstück in die Hand, daß er einmal auf die Gesundheit der Majorin trinken und sich einen guten Tag machen möchte.

Die Besserung der Majorin machte schnelle Fortschritte, und schon nach wenigen Tagen war sie so weit vorgeschritten, daß jeder Gedanke an Gefahr beseitigt war. Damit verschwand auch Augustens Angst von selbst, und nun, da die geliebte Mutter nicht mehr in Gefahr war, dachte sie für den Augenblick mit mehr Ruhe an die Zukunft.

Am dritten Abend nach seiner Ankunft war Ernst, da die Kranke in den Armen eines wohlthätigen Schlafes lag, mit Vater und Schwester allein im Nebenzimmer.

„Du scheinst mir — sprach Ernst zu seiner Schwester — außerordentlich angegriffen! Du bist abgemagert, blaß, hast eingefallene Augen, und scheinst mir von einer innern Unruhe getrieben, und — daß ich es heraussage — aufgerieben zu werden.“

Auguste. Wundere dich nicht, lieber Ernst; es ist die Sorge um die Mutter.

Ernst. Aber die Mutter war ja nur wenige Tage in Lebensgefahr, und man hat dich nicht einmal bei ihr wachen lassen. In so wenigen Tagen bildet sich eine so große Veränderung nicht aus.

Auguste (verlegen). Ich war schon in Köln nicht recht wohl.

Ernst. Du willst sagen, nicht recht ruhig! Aber was ist es, was dein Herz so ergriffen und dich so in Unruhe versetzt hat? — Hast du an der Aufregung in Köln etwa auch Antheil genommen? —

Major. Das hat sie allerdings gethan, mehr als mir lieb war.

Auguste. Allerdings ist mir das Schicksal des frommen Erzbischofs sehr zu Herzen gegangen, und noch mehr das der Kirche, deren Rechte, Existenz und Sicherheit ich gefährdet sehe.

Ernst. Ich kann es mir vorstellen. Hier am Rheine seyd ihr alle Feuer und Flammen. Ihr habt aber keinen Grund

dazu. Denn wenn auch die Regierung gegen den Erzbischof Unrecht hätte, so ist doch an eine Unterdrückung, ja nur an eine Gefährte unsrer Kirche gar nicht zu denken. Seit ich einige Jahre im Brandenburgischen und in Schlesien gewesen bin, denke ich anders als sonst. Du solltest sie nur sehen die Katholiken in Berlin, in Schlesien und an andern Orten! Kein Mensch legt unsrer Gottesverehrung, unsern Priestern etwas in den Weg, niemand beeinträchtigt sie in ihrer Verfassung. Die Katholiken können sich Kirchen bauen, wie und wo sie wollen; niemand hindert sie.

Auguste. Von Schlesien magst du nur schweigen. Unser Pater Cyriax hat mir versichert, daß seit dem Jahre 1797 die Anzahl der Protestanten durch Begünstigung der Regierung sehr zugenommen, die Zahl der Katholiken aber sehr abgenommen habe.

Ernst. Wie man doch alles zum Bösen kehrt! Im Jahre 1795 hatte Preußen ein Stück von Polen mit 54,000 katholischen Einwohnern unter dem Namen Neuschlesien zu Schlesien geschlagen, das es aber im Jahre 1807 wieder verlor. Dagegen hat es im Jahre 1815 die von der Oberlausitz erworbenen Kreise Görlitz, Lauban, Rothenburg und Hoierswerda mit 160,000 evangelischen Einwohnern mit Schlesien vereinigt. Dieses, nicht aber Proselytenmacherei, ist der Grund, warum jetzt im Verhältnisse zum Jahre 1797 die Anzahl der Protestanten in Schlesien mehr angestiegen ist als die der Katholiken. — Doch das Schicksal des Erzbischofs ist es auch gewiß nicht allein, was meiner Auguste auf dem Herzen liegt. Denn es ist ja gar zu klar, daß, wenn auch der Bischof aus seinem Sprengel entfernt worden ist, doch der bischöfliche Stuhl, seine Dotation, das Domkapitel, die Gottesverehrung, kurz die ganze Kirche zu Köln unverändert geblieben ist. — (Sie bei der Hand fassend) Auguste! — Du hast noch andern Kummer! — Vertraue ihn mir, deinem Bruder!

Auguste (fällt ihm um den Hals und weint).

Major. Ich will dir's nur sagen, lieber Sohn! Sie hat sich mit dem überflüssigen Gedanken gequält, und quält sich noch damit, daß die Mutter als eine Lutheranerin nicht selig werden könne, sondern nothwendig — verdammt sey.

Ernst. Arme Schwester! Wie bedaure ich dich! Ich kann mich ganz in deine Lage stellen, denn auch ich — ich darf es nun gestehen, lieber Vater — bin eine Zeitlang von demselben Gedanken gequält worden, nachdem mir in dem Religionsunterrichte des Pfarrers der Lehrsatz von der alleinseligmachenden Kirche und der unvermeidlichen Verdammniß aller Ketzer war eingeprägt worden. Ich bezog diesen Satz ganz natürlich auf die gute Mutter, da man uns zugleich lehrte, daß Luther ein Hauptketzer gewesen sey, und alle Lutheraner unter dem feierlichen Bannfluche des heiligen Vaters stünden. Ich quälte mich nur nicht so damit ab, wie du, weil ich ein harter Junge war, und mir unser voriger alter Pfarrer einen Trost gab, der mir genug war. Als ich ihm nämlich mein Schrecken, daß also meine Mutter auch in die Hölle müßte, vertraute, so sagte er: die heilige Jungfrau werde meine Mutter schon noch zur wahren Kirche bekehren, und sollte es durch ein Wunder seyn. Ich möchte nur recht fleißig für ihre Bekehrung zur Mutter Gottes beten, und auch selbst in der Zukunft etwas thun, und sie bitten, ihre Ketzerei abzuschwören.

Auguste. Grade das hat mir Cyriax auch gesagt!

Major. Wie? — was höre ich? Man hat euch instruirt hinter meinem Rücken, — instruirt, die Mutter, die ihr ehren sollt, zur Hölle zu verdammen und mit Bekehrungsversuchen zu kränken? — Schändlich!

Ernst. Ich wundre mich darüber eben nicht, lieber Vater. Es ist eine natürliche Folge der Verhältnisse. Der Lehrsatz, daß die römisch-katholische Kirche die alleinseligmachende sey, ist einmal ein Hauptglaubensartikel, und Kinder gemischter Ehen, die katholich erzogen werden, müssen daher nothwendig ihre evangelische Mutter, oder ihren evangelischen Vater für ein Kind der Hölle halten. Dann ist ja aber dieß noch immer der gelindeste Ausweg, um nicht allen kindlichen Respect zu zerstören, daß man ihnen die Bekehrung der ketzerischen Eltern in Aussicht stellt.

Major. Du hast wohl nicht ganz unrecht! Ich fühle es, lieber Sohn, dieser Gang der Dinge ist natürlich, und jeder Vater hat ihn zu fürchten, der eine evangelische Frau nimmt,

und die Kinder katholisch erziehen läßt. Beinahe möchte ich wünschen, daß ich Augusten evangelisch erzogen hätte.

Auguste (bittend). Lieber Vater! — Zürnen Sie nicht. Sie sind ja selbst Katholik. Sollten Sie es nicht erwünscht finden, wenn auch die Mutter sich zu unsrer Kirche wendete? — Wäre dieß nicht auch dir angenehm, lieber Bruder? —

Ernst. Wenn die gute Mutter aus wahrer Ueberzeugung katholisch würde, wohl! so möchte es seyn. Daß sie es aber ohne rechte Ueberzeugung, bloß dem Vater und dir zu Liebe werden sollte, das möchte ich um keinen Preis.

Auguste. Auch nicht um den Preis ihrer Seligkeit? —

Ernst. Ich theile deinen Glauben an ihre Verdammniß nicht.

Auguste (befremdet). Nicht? —

Ernst. Nein! — Beste Schwester, du würdest anders denken lernen, wenn du, wie ich, mehrere Jahre mitten unter Evangelischen gelebt, und gesehen hättest, wie viele brave und fromme Leute es unter ihnen gibt, wie eifrig ihre Prediger auf ein christliches Leben dringen, mit welcher Andacht sie das heilige Abendmahl feiern, und welchen Werth sie auf das heilige Bibelbuch legen. Ja, ich bin fest überzeugt, der heilige Vater selbst würde anderes Sinnes, wenn er ein Paar Jahre mitten unter Protestanten leben müßte, und sich entschließen könnte, ihrer Gottesverehrung beizuwohnen.

Auguste. Du bist also in evangelische Kirchen gegangen?

Ernst. Ja; wir sind nur wenige Katholiken beim Bataillon, und da gehen wir oft auch mit den Andern in den evangelischen Gottesdienst.

Auguste. Gewiß hat man euch dazu gezwungen, und du willst es nur nicht gestehen.

Ernst. Nein, nein! wir haben es freiwillig gethan. Selbst aber wenn man uns gezwungen hätte, so wäre da kein großes Unrecht. Muß doch der evangelische Baier, der in Reihe und Glied steht, auch den katholischen Gottesdienst abwarten, und vor dem **Venerabile** niederknien, ungeachtet er die Anbetung der Hostie nach seinem Glauben für Abgötterei hält. Was dem Einen recht ist, wäre wohl auch dem Andern billig.

Auguste (unruhig). Lieber Ernst, du hast dich da der Gefahr ausgesetzt, an deinem Glauben irre zu werden. Das ist nicht recht! Ich möchte das nimmer thun.

Ernst. Da wäre es um den Grund des Glaubens an unsre Kirche schlecht genug bestellt, wenn er nicht einmal dem Eindrucke des evangelischen Gottesdienstes widerstehen könnte. Was wirklich Wahrheit ist, braucht keine Prüfung zu scheuen, und besteht es nicht, nun — so ist es nicht Wahrheit.

Auguste. Sieh, das ist schon ein evangelischer Grundsatz, den du eingesogen hast; denn der Katholik glaubt nicht aus Gründen, sondern weil es die Kirche glaubt. (Schwärmerisch) O es ist etwas Seliges, daß der Rechtgläubige sich mit keiner Prüfung, keinen Zweifeln herumzuschlagen, sondern nur die Stimme der Kirche zu hören hat, die ja untrüglich ist. Da schließe ich mich vertrauensvoll an, und gebe allen Zweifeln, aller Unruhe den Abschied!

Ernst. Bis auf die Unruhe wegen der Verdammniß der Mutter und einiger Millionen frommer Protestanten! — Beste Schwester, von der Frage nach den Gründen des Glaubens kommen wir doch nicht los. Denn wenn du sagst: ich glaube es, weil es die Kirche glaubt, so mußt du ja wieder fragen, warum glaubt es die Kirche? und wenn du sprichst, die Kirche ist unfehlbar, so kehrt die Frage wieder, ob sie es auch wirklich sey, und aus welchen Gründen. Wenn du etwas aus der Kirchengeschichte wüßtest, so würdest du nicht so auf die Kirche pochen.

Auguste (empfindlich). Von der Geschichte der Kirche weiß ich freilich nichts. Wenn du aber so gelehrt bist, so laß doch ein, — nur ein Beispiel hervortreten, wo sich die Kirche widersprochen hätte.

Ernst. Ich bin zwar im Militär-Codex besser bewandert, als in der Kirchengeschichte, aber Eines fällt mir gleich bei. Der Papst Ganganelli hob in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Jesuiterorden, als ein der Kirche höchst schädliches Institut, auf, und der Papst Pius stellte ihn vor ohngefähr 20 Jahren wieder her, als ein der Kirche höchst nützliches Institut. Ist etwa schädlich und nützlich einerlei? Mußte nicht sonach der frühere Papst geirret haben? —

Auguste (spöttisch). Ei, der wichtige Grund! — darüber hat mir der ehrwürdige Pater Cyriax längst hinweggeholfen durch die Unterscheidung von Sachen der Disciplin und Glaubenssachen. In jenen kann der Papst nach Zeit und Umständen ändern, in diesen nicht.

Ernst. Damit ist ja doch aber nichts gewonnen; denn die Thatsache bleibt ja doch stehen, daß zwei sich aufhebende Decrete aus dem Munde des heiligen Vaters gekommen sind. — Aber wenn dir das nicht genug ist, so fällt mir noch ein anderes Beispiel ein. Den Kelch im heiligen Sacrament haben alle Christen genossen bis in das zwölfte Jahrhundert. Da erst fing man an, den Kelch den Laien nicht zu reichen, und erst das Concilium zu Constanz (J. 1415) machte diese Gewohnheit zum Gesetz.

Auguste (eifrig). Das hat mir der ehrwürdige Cyriax auch gesagt, aber er rechtfertigte auch die Sache durch die Concomitanz; nämlich, daß in dem Leibe das Blut Jesu auch enthalten sey, und das liegt ja auf der Hand.

Ernst. Wenn dem so ist, und das so auf der Hand liegt, so sollten ja auch die Priester den Kelch nicht genießen, ja Christus hätte auch nicht nöthig gehabt, den Aposteln den Kelch zu reichen. Doch davon abgesehen, so folgt ja nun daraus, daß die ganze Kirche in den ersten tausend Jahren sich in Irrthum befunden hat, da sie den Kelch austheilte.

Auguste. Cyriax hat mir gesagt, daß die Kirche die Austheilung des Kelches zugelassen, aber nicht für nöthig gefunden habe.

Ernst. Da hat dich Cyriax nicht recht berichtet. Der sehr rechtgläubige, große Bischof Cyprian tadelt es (im 63sten Briefe) sehr hart, daß man Wasser statt Wein beim Abendmahl nehme, weil es schlechterdings nicht erlaubt sey, an der Einsetzung Christi etwas zu ändern. Noch mehr! Die Päpste Leo der Große und Gelasius der Erste hatten es als eine Zerstükkelung des Sacraments getadelt, daß die Manichäer und die Enthaltsamen, die man Enkratiten nannte, den Wein im Abendmahle nicht genießen wollten. Sie erklärten es also für nöthig, den Kelch zu genießen, die Kirchenversammlung zu Constanz aber erklärte es nicht nur für unnöthig, sondern selbst für unrecht und ketzerisch.

Auguste (verwirrt). Das — — ist es aber auch wahr? — steht es so in Büchern berichtet?

Ernst. So ists! und daraus magst du ermessen, daß es doch etwas zu bequem ist, sich bloß auf die Unfehlbarkeit der Aussprüche des heiligen Stuhls und der Kirche zu steifen, besonders wenn es solche sind, welche Millionen rechtschaffener *Christen* bloß darum verdammen, weil sie sich von unsrer Kirche *getrennt* haben. Ich dächte doch, diese verdienten, daß man etwas nachfrage, ob auch ihre Verdammniß so gewiß sey.

Auguste. Du hast also nachgefragt? — Und was hast du für Gründe gegen den Spruch der Kirche?

Ernst. Gefragt habe ich keinen Menschen, aber ich habe zwei Gründe, die mir genügen. Der erste ist mein eignes Herz, das nicht glauben kann, daß Gott, der die Liebe ist, brave, ihn und seine Gebote ehrende Menschen bloß allein darum ewig verdammen könne, weil sie manche Dinge, die wir glauben, nicht zu glauben vermögen. Das Glauben hängt ja nicht von unserm freien Willen ab. Wie kann daher der Protestant strafbar seyn, weil er es im Glauben nicht so weit bringt, als der Katholik? Wenn dir unser König gebieten wollte zu glauben und zu bekennen, daß er unfehlbar und der Monarch aller Monarchen sey, oder zu sterben, so würdest du ihm sagen: tödten kannst du mich, aber glauben kann ich's nicht. Und wenn dich der König nun zum Tode führen ließe, so würdest du sagen, er sey ein Tyrann. Wenn nun dem Protestanten gesagt wird: du mußt glauben, daß der Papst unfehlbar und Gottes Statthalter ist, oder du bist ewig verdammt, so kann der es auch nicht glauben, ob er gleich gern wollte. Und was wäre nun Gott, wenn er den Verdammungsspruch vollzöge? Kannst du ihn für einen Tyrannen halten, glauben, daß er das thun würde, was kaum der ärgste Wütherich unter den Menschen thun möchte? Gott sollte gerecht seyn, und etwas thun, was allen Begriffen von menschlicher Gerechtigkeit widerstreitet? —

Auguste. Ich weiß diesen Grund ganz zu ehren. Denn ich gestehe es dir, daß mein Herz oft ganz dieselbe Sprache geführt hat, wenn ich unsre gute, vortreffliche Mutter ansah. Aber das heilige Bibelbuch und die Kirche machen einmal die Selig-

keit vom Glauben abhängig. Da habe ich dem mildern Spruche meines Herzens nicht glauben können.

Ernst. Gut, du leitest mich selbst auf meinen zweiten Grund. Eben das heilige Bibelbuch ist es, was mich über das Schicksal frommer Protestanten ganz beruhigt hat. Hast du die Bibel gelesen?

Auguste. Nein, Cyriax hat mich ernstlich davor gewarnt, weil es mich nur im Glauben an die Kirche irrig machen könnte.

Ernst. Nun, woher weißt du denn das, daß dein Glaube an die Verdammniß der Lutheraner in der Bibel gegründet sey?

Auguste. Das hat mir Cyriax versichert. Soll ich dem ehrwürdigen Pater keinen Glauben schenken? — Hast du etwa die Bibel für dich gelesen?

Ernst. Ja wohl, und recht fleißig, besonders das neue Testament.

Auguste. Doch nicht in ketzerischer Uebersetzung?

Ernst. Nein, in katholischer, bischöflich approbirter Uebersetzung der wackern beiden Brüder Carl und Leander van Eß. Das von ihnen übersetzte neue Testament kann ich halb auswendig, und führe es immer bei mir. Ich habe es auch hier mit, und du — kannst auch darin lesen. Du würdest sehr vieles darin finden, was dir recht sehr frommen würde.

Auguste. Und was hast du denn darin gefunden!

Ernst (sie bei der Hand fassend). Liebe gute Schwester, ich will deinen Glauben nicht bestürmen. Lese du selbst, und du wirst finden, was dich von aller deiner unnützen Qual heilen wird. Nur dieß will ich dir voraussagen, daß du vier Sätze durch's ganze neue Testament finden wirst: zuerst, daß überhaupt kein Mensch den andern richten, verdammen und mit dem Fluch belegen soll; daß es also auch dem heiligen Vater und uns Katholiken nicht erlaubt ist, die Lutheraner zu verdammen. Zweitens, daß Gott einem jeden vergelten will nach seinem sittlichen Verhalten, und nicht nur den Christen, sondern auch den Heiden, geschweige denn den Lutheranern. Drittens, daß man Irrgläubige, die unchristliche Grundsätze haben, zwar meiden, aber nicht, daß man sie irgend verdammen soll, indem überall das Gericht als eine Handlung Gottes und Christi und nirgends als eine dem Menschen zustehende Handlung beschrieben wird; und

endlich, daß der Glaube, der zur Seligkeit erforderlich ist, in der Schrift nur der Glaube an den einen wahren Gott und an Jesum als den Christus oder Messias Gottes ist, den die Evangelischen auch haben, nirgends aber vom Glauben ein Mehreres zur Seligkeit erfordert wird.

Auguste (erstaunt). Wie? dieses wäre die Lehre des heiligen Bibelbuchs? — Ja, wenn dieß wäre, — Ernst! — o wie glücklich würde ich mich fühlen, — wegen der Mutter! — Darf ich's aber auch wagen die Bibel zu lesen? Ist es nicht unrecht? Sollte ich es nicht wenigstens dem Pater Cyriax sagen?

Major. Was das für Bedenken sind! — Es ist ja eine katholische Uebersetzung, von katholischen Priestern gemacht, vom katholischen Bischof zu Hildesheim approbirt.

Auguste. Die van Eß sind doch nicht Hermesianer? — Da möchte ich nichts damit zu thun haben!

Ernst. Sey ohne Sorgen! Die Uebersetzung ist im Jahre 1807 lange vor deiner Geburt gedruckt.

Auguste (zögernd). Wie nun aber, wenn ich durch das Lesen des neuen Testaments so ein halber — Lutheraner würde, wie du mir einer zu seyn scheinst?

Ernst (mit Feuer). Du bist sehr in Irrthum, wenn du dieß glaubst. Ich bin Katholik und werde es bleiben; denn ich habe der katholischen Kirche Treue gelobt. Ich will dir aber sagen, was ich geworden bin! Ein Katholik, der nicht mehr lieblos richtet und verdammt, nicht verflucht und verwünscht, denn das ist gottlos, sondern der gerecht, christlich und mild ist gegen andere Religionsverwandte! — Liebe Auguste! Man hört nicht auf, ein guter Katholik zu seyn, wenn man auch nicht alle von Rom ausgesprochene Satzungen mit verschlossenen Augen für unumstößliche Wahrheiten hält. Bist du denn keine Katholikin mehr, wenn es dir nicht möglich seyn sollte, an alle die Wunder zu glauben, welche der römische Stuhl bei der Kanonisation von Heiligen für erwiesen, also für Thatsachen erklärt? z. B. daß der heilige Antonius von Padua den Fischen gepredigt habe, daß diese in Schaaren herbeigekommen seyen, um ihn zu hören, und daß sie am Ende der Predigt die Köpfe voll Demuth gebeugt hätten? — oder daß der heilige Eutropius halb-

gebratene Vögel wieder lebendig gemacht und zum Singen gebracht habe? —

Auguste (nach kurzem Besinnen). Gib mir das Buch, Bruder!

Major (für sich). Gott sey Dank! — Endlich!

Ernst. Noch eins, Auguste! Merke dir die Stellen an, die du für meine vier Sätze findest, damit wir sie schnell auffinden, und darüber sprechen können.

Fünftes Kapitel.

Der glückliche Tag.

Gleich am andern Morgen ergriff Auguste das ihr übergebene neue Testament begierig, und nahm sich vor, es schnell durchzulesen. Bis zum 4ten Kapitel des Matthäus fand sie nichts, was ihr unbekannt war; aber als sie vom 5ten bis 7ten Kapitel die herrliche Bergpredigt des Herrn gelesen hatte, war sie so ergriffen, daß sie aufhörte, und längere Zeit in der Stube hin und her ging. Endlich faßte sie sich, und las alles noch ein Mal mit Ruhe und Aufmerksamkeit.

Matth. 5, 8: „Glückselig, die rein im Herzen sind; sie werden Gott schauen.“ — Ein trostreiches Wort, — dachte sie. — O Mutter, beste Mutter, du bist rein im Herzen, also auch glückselig! Du wirst zum Anschauen Gottes kommen! Ja, du wirst es; denn der hat es gesagt, der einst unser Richter seyn wird!

Vers 9: „Glückselig sind die Friedsamen; sie werden Kinder Gottes genannt werden.“ Wie? sind denn wir Katholiken friedsam gegen die Evangelischen? Ist es Friedsamkeit, wenn der heilige Stuhl zu Rom sie für Ketzer erklärt, und gebietet sie als Ketzer zu behandeln und zu verfolgen? —

Vers 43—45: Ihr habt gehört, daß es (bei den Alten) hieß: liebe deinen Nächsten und hasse deinen Feind. **Ich** aber sage euch: liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut denen Gutes, die euch hassen, und betet für eure Verläumder und Verfolger; so werdet ihr Kinder des himmlischen Vaters, der seine Sonne über Böse und Gute aufgehen, und über Gerechte und Ungerechte regnen lässet. — „Es ist sonnenklar, daß wir die Evangelischen nicht verdammen sollen. Aber sie sind ja, wie der heilige Vater erklärt hat, die Hauptfeinde unserer katholischen Religion! Wie war das Wort Pius des VII. an seinen Gesandten in Wien? — „„die heiligsten Regeln der gerechtesten Strenge gegen die Feinde des Glaubens."" Ja, so lautete es. Wahrlich aber, dann folgt der heilige Stuhl zu Rom noch der alten von Christo verworfenen Regel: hasse deinen Feind. Statt also die Evangelischen zu verfluchen, sollte er sie segnen; statt sie als Ketzer zu behandeln, sollte er ihnen Gutes thun, und für sie beten, auch wenn sie ihn hasseten und unsern Glauben verfolgten. Vielleicht aber ist der heilige Vater nicht an diese Vorschrift gebunden? — Nicht doch! Er, als Christi Statthalter, muß ja auch vor allen andern Christi Gebote ehren! Dieß Gebot gilt aber auch mir! Ich hätte also Preußen wegen des Erzbischofs nicht hassen, ihm nichts Böses wünschen sollen; — ich hätte nicht meine Mutter verdammen sollen! — (schmerzlich) O, ich bin kein Kind des himmlischen Vaters, der die Sonne aufgehen lässet über Lutheraner und Katholiken! — Ich habe gesündiget, indem ich haßte! — Nun, es soll nie wieder geschehen! Nein, ich will nicht ferner Theil nehmen an jenem Hasse, der alles verdammt, was nicht katholisch ist. Ich will lieben, — segnen — wohlthun, und das Gericht Gotte anheim stellen. Es war wohl wahr, was der ehrliche Thomas mir sagte, daß Gott den Fluch der Menschen nicht vollziehe, weil er das Fluchen nicht wolle!" —

Matth. 6, 5: Vergib uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. — „Nun erst kann ich diese Bitte des heiligen Vaterunsers recht freudig beten, und der Erhörung gewiß seyn. So lange ich in den Haß gegen die Evangelischen und in das Verdammen derselben einstimmte, so

lange mußte dieses Gebet Gotte ein Greuel seyn in meinem Munde. Denn Christus sagt V. 14: Wenn ihr andern Menschen Beleidigungen verzeihet, so wird euer himmlischer Vater auch eure Beleidigungen verzeihen; wenn ihr aber andern Menschen nicht verzeihet, so wird euch euer himmlischer Vater eure Fehler auch nicht verzeihen."

Matth. 7, 1—3: Richtet ja nicht, daß ihr nicht gerichtet werdet. Wie ihr andere beurtheilet, wird man euch beurtheilen; und mit dem Maße, mit dem ihr andere messet, wird man euch wieder messen. Warum siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge, aber bemerkst den Balken in deinem eigenen Auge nicht? — „Ob wohl die heiligen Väter zu Trident, als sie die Lutheraner und Reformirten feierlich verfluchten, oder die heiligen Väter, die diesen Fluch so oft wiederholt haben, diesen Text mögen gelesen haben? — Unmöglich! Denn er verbietet ja solch Richten und Verdammen schlechthin. — Und obgleich die Evangelischen vieles Irrige haben mögen, so sollten wir doch zusehen, ob nicht bei uns auch manches zu bessern wäre. Dahin gehört das Verdammen gewiß, und vielleicht gehören auch dahin die andächtigen Fische des heiligen Antonius, und — jene halbgebratenen Vögel des heiligen Eutropius."

Matth. 7, 12: Alles was ihr gern wollet, daß die Leute es euch thuen, das thut ihr ihnen. Das ist kurz der Inhalt des Gesetzes und der Propheten. — „Ich war zeither gleich so empfindlich und bitter, und setzte immer bösen Willen voraus, wenn Evangelische etwas an meiner Confession tadelten; und ich schmähte sie und erklärte sie für Kinder der Hölle?" —

Matth. 7, 18. 19. 20: Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte tragen, und ein schlechter nicht gute. Jeder Baum aber, der keine gute Frucht trägt, wird aus der Wurzel gehauen und in das Feuer geworfen. Folglich sollt ihr sie aus ihren Früchten erkennen. — Hier legte Auguste das Buch nieder, und stand auf; denn das Wort ergriff sie, und zog sie mit Gewalt zu ernstem Nachdenken. „Möchte mir doch doch ein Unparteiischer sagen,

wo das Christenthum die besten Früchte getragen habe, ob bei den Katholiken, oder bei den Lutheranern? Die Italiener — diese habe ich nicht loben hören; man schildert sie als falsch, sie haben Banditen, und ein Dolchstich und der Verlust eines Menschenlebens ist ihnen eine Kleinigkeit. Die Spanier! — sie wüthen gegen einander wie wilde Thiere, und dieses Volk kennt keine Barmherzigkeit, welche doch der erste Schmuck des Christen seyn soll. Die Franzosen, — was man von ihnen lieset und hört, stellt sie auf eine niedrige Stufe christlicher Sittlichkeit. — Engländer — sie haben doch viele Tugenden, wenn auch ihre Fehler, sind mir aber doch lieber als Spanier und Franzosen. Und wie feiern sie ihren Sonntag? — Liegt der Unterschied bei diesen Völkern etwa mehr in der Nationalität als in der Religiosität? — Belgier und Holländer, — halt, das ist Ein Volksstamm; soll ich aber aufrichtig seyn, so gefallen mir die reformirten Holländer mit ihrer redlichen Gradheit und ihrem musterhaften Fleiße besser als die unruhigen katholischen Belgier. — Deutschland — da leben Katholiken und Evangelische so vermischt, daß man schwer eine Rechnung ziehen kann. Indessen sollten ja wohl die Sachsen, bei denen die Ketzerei losbrach, die schlechtesten, die allezeit katholischen Baiern aber die sittlichsten Christen seyn! Ja, so müßte es seyn; an ihren Früchten müßte man sie erkennen. Aber — es ist nicht so! — Und der fromm-sittliche Gellert, der edle Schiller, der gottbegeisterte Klopstock, sie waren Ketzer! — Und meine Mutter, — meine Mutter! — Ja sie ist besser als der Vater, und viel, viel besser als ich! — Und ich will sie verdammen? — Nein, nein! Es wird an ihr erfüllt werden, was Christus hinzusetzt: Nicht jeder, der mich Herr, Herr nennt, wird ins Himmelreich kommen, sondern nur der, welcher den Willen meines himmlischen Vaters befolgt. Also ich auch nicht, Cyriax nicht, der Erzbischof nicht, der heilige Vater nicht, wenn sie nicht sittlich gut leben; also das katholische und das evangelische Herr-Herr-sagen hilft nichts und macht die Sache nicht aus. — Das hat mir Cyriax nicht gesagt! —"

Auguste las mit geschärfter Aufmerksamkeit weiter. Bald kam sie auf die Stelle Matth. 12, 47—50: Jemand sagte ihm: deine Mutter und deine Brüder stehen drau-

ßen, und suchen dich. Er gab hierauf dem, der sie meldete, zur Antwort: Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder? Und indem er seine Hand ausstreckte, sprach er: Sehet, diese sind mir Mutter und Brüder! Denn wer irgend den Willen meines himmlischen Vaters thut, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter. — „Das ist, — dachte sie — eine schöne und tröstliche Stelle! Sie macht mir auf einmal klar, wer die rechte „heilige Familie" (familia sacra) sey, der ich mich anzuschließen so viele Sehnsucht hatte. Wer irgend, also in jeder Confession, den Willen Gottes redlich thut, den sieht der Herr an als Mitglied seiner Familie, als seinen Bruder, also gewiß auch als Erben des ewigen Heils. Die Fürstin Gallizin, die Droste von Vischering waren also darum, weil sie es sich zur Aufgabe gemacht hatten, die evangelische Kirche zu befehden und der katholischen Kirche den möglichst größten Einfluß zu verschaffen, noch nicht die „heilige Familie", und der gute Leopold von Stolberg hätte nicht nöthig gehabt, katholisch zu werden, um ein Bruder Christi zu seyn, und zur heiligen Familie zu gehören. Und meine Mutter, die beste Christin, die ich kenne, welche nicht fluchet, sondern segnet, nicht verdammet, sondern losspricht, und die Gebote Gottes mit aller Freudigkeit zu erfüllen strebt, sie sollte der Herr nicht für seine Schwester erkennen?"

Sie las weiter; Matth. 19, 17 ff.: Und siehe! Einer trat hinzu mit der Frage: „Guter Lehrer, was muß ich Gutes thun, damit ich das ewige Leben erlange? Jesus antwortete ihm: — willst du zum Leben gelangen, so beobachte die Gebote. Welche denn? fragte jener. Jesus antwortete: Du sollst nicht morden; nicht ehebrechen; nicht stehlen; kein falsches Zeugniß geben. Ehre deinen Vater und Mutter; und liebe deinen Nächsten wie dich selbst." — „Wie? dachte Auguste — das sind ja bloß Sittengebote, und kein einziges Gebot der Kirchendisciplin? Auch vom Glauben hatte der Fragende nichts als den Glauben an den einen wahren Gott und an Jesum, den er fragte, als den großen Gesandten Gottes. Also auch der Christ, — auch der Evangelische, —

auch die Mutter, — alle, wenn sie nur diesen Glauben haben und die Sittengebote treulich halten, so ist ihnen das ewige Leben zugesprochen. Und ich konnte sie für Kinder der Hölle und Feinde Christi halten, weil sie nicht an den heiligen Stuhl und dessen Unfehlbarkeit glauben, die Heiligen nicht anrufen, die Messe nicht hören? — Wer gibt mir ein Recht ihnen darum die Seligkeit abzusprechen, so gut und nützlich auch das alles seyn mag, was sie verwerfen? — Christus gibt mir es wahrlichlich nicht. Kann es mir aber da sein Statthalter geben? Wird Christus wohl je den Bannfluch des heiligen Stuhls über die Evangelischen vollziehen, welche den Willen Gottes thun und die Gebote halten und die Christus darum für seine Brüder erklärt hat?"

Dieses waren die Stellen, welche sich Auguste aus dem Evangelium des Matthäus anmerkte, und denen sie noch die Beschreibung des Gerichts Matth. 25, 34 ff. beifügte, weil Christus in dieser Stelle gleichfalls und aufs Bestimmteste sagt, daß der Richter unsers Lebens nach Thaten der Menschenliebe fragen und darnach unser Loos bestimmen werde.

Sie stand nun auf, um sich aus den Eindrücken, die auf sie gemacht worden waren, zu sammeln und sich selbst darüber Rechenschaft zu geben. Es war ihr so zu Muthe, wie einem, dem man seine Befreiung aus langer Gefangenschaft ankündigt, der aber an seine Freude nicht recht glauben kann, und immer fürchtet, es sey nicht wahr. Der sie stets beunruhigende Gedanke, daß die Mutter als Ketzerin ein Gegenstand des göttlichen Zorns und der Verdammniß geweihet sey, hatte wie ein Alp auf ihrem Herzen gelastet und eine unausfüllbare Kluft zwischen ihr und der Mutter geöffnet. Es wurde ihr jetzt erst, wo ihr Geist ein freieres Urtheil über sich selbst gewann, recht offenbar, daß sie wirklich in Liebe und Verehrung der Mutter zeither erkaltet war, daß sie vermieden hatte sie zu sehen und zu sprechen, daß ihre Urtheile, ihre Ermahnungen oft an dem Gedanken abgeglitten waren, daß eine Ketzerin den Einflüssen des Teufels unterworfen sey, weil sie nicht zum Reiche Gottes, sondern zu dem des Teufels gehöre. Sie wagte jetzt das, was sie gedacht, gefühlt hatte, sich selbst zu gestehen, und fühlte sich beschämt. Sie bedauerte jedes katholische Kind, das durch den

ihm gelehrten Kirchenglauben an der Liebe und dem Vertrauen zu seiner evangelischen Mutter, oder seinem evangelischen Vater Schiffbruch leide. Sie erkannte, daß jede gemischte Ehe für den evangelischen Theil stets eine große Wage sey, und daß dabei das Theuerste für Aeltern, die Liebe und Hingabe des Herzens der Kinder, auf dem Spiele stehe, und daß eine Katholikin, die einen Protestanten heirathe, der alle Kinder, auch die Töchter, protestantisch erziehen lasse, viel besser daran sey, als eine Protestantin, die einen Katholiken heirathe, der die Kinder katholisch erziehen lasse, weil protestantische Kinder ihre katholischen Aeltern doch nicht für verdammte Ketzer hielten. „Am besten ist es, — dachte sie — man geht keine gemischte Ehe ein, sondern jeder bleibt bei seiner Confession; schließt man aber doch eine gemischte Ehe, so ist es wieder für den Frieden des Hauses besser, alle Kinder werden im evangelischen Bekenntnisse erzogen."

Indem sie sich so ihren Gedanken überließ, fiel ihr plötzlich der Zweifel bei, daß sie ja doch nur das Evangelium Matthäi gelesen habe, daß sie ja wohl in den andern Evangelien und in den apostolischen Briefen ganz andere Aussprüche finden, und daß sie sich daher in ihrem Urtheil wohl übereilt haben könne. Sie beschloß daher, mit desto größerer Aufmerksamkeit die folgenden Bücher zu lesen, wenn sie der Mutter den Morgenbesuch gemacht haben würde.

Mit viel leichterm Herzen als sonst begab sie sich daher jetzt an das Bette der kranken Mutter; viel herzlicher war ihr Gruß, ihre Theilnahme, viel deutlicher und traulicher offenbarte sich ihre kindliche Liebe, und viel länger blieb sie bei der Kranken als sonst. Der edlen Frau that die neu aufflammende Liebe der einzigen Tochter unbeschreiblich wohl, und sie würde sich noch mehr gefreuet haben, wenn sie den Grund derselben gewußt hätte; denn sie bezog Augustens Freude bloß auf die Rettung ihres Lebens.

Als Auguste von der Mutter zurückkam, so nahm sie das neue Testament mit erneutem Eifer vor, und las noch die Evangelien des Markus und Lukas ganz durch. Sie bewährten ihren Zweifel, daß sich etwas anderes finden könnte, nicht im geringsten, sondern sie fand dieselben Aussprüche wieder. Nur eine

einzige Stelle schien ihr etwas anderes zu sagen, welche sie sich anmerkte, um den Bruder darüber zu hören.

Dieser kam gegen Mittag auf ihr Zimmer, neugierig zu hören, was die Lectüre, die er empfohlen hatte, gewirkt habe, und er hatte alle Ursache, mit dem Erfolg zufrieden zu seyn. Nur ein Ausspruch Christi schien Augusten etwas anderes zu sagen, nämlich die Worte, die er zu den Aposteln sprach, Mark. 16, 15. 16: Gehet hin in alle Welt, verkündiget das Evangelium allen Völkern. Wer da glaubt und sich taufen läßt, wird selig werden; wer aber nicht glaubt, wird verurtheilt werden. — „Hier — sprach Auguste — macht Christus alles von dem Glauben allein abhängig und gedenkt des frommen Lebens gar nicht. Das Glauben kann doch aber nur vom rechten und wahren, nicht von einem falschen und irrigen Glauben gelten; der rechte und wahre Glaube ist bei der alten, von den Aposteln herrührenden katholischen Kirche, folglich macht nur der katholische Glaube selig."

Ernst. Wenn Christus dieses gemeint hätte, so hätte er allen seinen andern ganz bestimmten Aussprüchen direct widersprochen. Kannst du dieß wohl von ihm denken? Schon hieraus siehest du, daß dein Verständniß dieser Stelle nicht das richtige seyn kann. Du mußt den Ausspruch des Herrn nicht auf unsre Zeiten, unsre Confessionen beziehen, sondern auf die Lage der Apostel; denn zu diesen spricht er die Worte. Sie sollten ausgehen zu den Völkern und das Evangelium verkündigen, d. i. die frohe Botschaft; denn dieses heißt das Wort Evangelium. Diese frohe Botschaft aber war keine andere, als daß der verheißene Christus oder Beglücker in der Person Jesu von Nazareth erschienen, oder daß Jesus von Nazareth der Christus sey. Du würdest also sehr irren, wenn du bei Evangelium an die Lehren unsrer katholischen Kirche, wie sie etwa der Trienter Kirchenrath bestimmt hat, denken wolltest. Das folgende „wer glaubt" kann daher nur heißen: wer das glaubt, daß Jesus von Nazareth der von Gott verheißene Christus sey. Dieß glauben die Evangelischen eben so fest als die Katholiken, und sie haben überhaupt mit uns den Glauben, auf welchen in der apostolischen Kirche getauft wurde, gemein, nämlich das, was wir das Credo nennen. Ich habe mich genau darnach erkundi-

get. Unser Credo über Vater, Sohn und Geist, worauf getauft wird, müssen die Kinder der Evangelischen in den Schulen auswendig lernen, darauf werden bei ihnen die Kinder getauft, die dann auch bei der Confirmation oder Firmung dieses Bekenntniß nochmals ablegen müssen. Du wirst überhaupt finden, Schwester, wenn du das Evangelium Johannis und die andern Bücher des neuen Testaments lesen wirst, daß der Glaube, der zum ewigen Leben erfordert wird, etwas viel einfacheres und beschränkteres ist, als unser katholischer Kirchenglaube, nämlich nur der Glaube an den wahren Gott und an Jesus als den Christus, als den Sohn Gottes und unsern Herrn und Seligmacher.

Auguste. Ich freue mich, daß sonach auch die armen Evangelischen den Glauben haben, den unser Heiland hier verlangt. Der Widerspruch bleibt aber doch, daß der Herr hier den Glauben allein nennt, und des frommen Lebens nicht gedenkt.

Ernst. Dessen gedenkt er vielmehr recht nachdrücklich, und das fromme Leben ist ganz wesentlich in das Wort eingeschlossen: „und sich taufen lässet." Denn sieh, Schwester, die Apostel verkündigten das Evangelium nicht den Kindern oder gar den Neugebornen, sondern den Erwachsenen. Die Taufe aber wird im neuen Testamente immer angesehen als ein Bad der Wiedergeburt. Der Täufling verpflichtete sich, allem dämonischen Leben, der Abgötterei und dem Bösen, zu entsagen, und fortan, als ein neuer Mensch, heilig und gerecht zu leben. Die Worte des Herrn heißen also: wer an mich, als den von Gott gesandten Christus und Heiland glaubt, und durch die Taufe ein neuer, gottgeweihter und frommer Mensch wird, der wird selig werden. Das christliche Leben ist daher gar nicht ausgeschlossen, sondern ganz wesentlich eingeschlossen. — Doch in deinem Verzeichnisse der angemerkten Stellen vermisse ich eine aus dem Lukas, die ganz unser Thema betrifft. Lies einmal Luk. 9, 51—56, was dem Herrn begegnete, als er nach Jerusalem reisete.

Auguste (lieset). Der Herr schickte Boten vor sich her, die ihm in einem samaritanischen Flecken Herberge bestellen sollten. Die Samaritaner aber nahmen ihn nicht auf, „weil sein Weg grade die Richtung nach Jerusalem hatte." Wie konnten sie sich denn daran stoßen?

Ernst. Die Samaritaner und die Juden waren Religionsfeinde, und es war zwischen ihnen beinahe das Verhältniß, wie zwischen Evangelischen und Katholiken. Die Samaritaner hatten sich von der Einheit des jüdischen Gottesdienstes und Tempels losgerissen, und einen eigenen Tempel zu Garizim erbauet, wie sich die Evangelischen von Rom losgesagt haben. Sie nahmen auch von den heiligen Büchern nur die fünf Bücher Mosis als göttlich und verbindlich an, und verwarfen die später geschriebenen prophetischen Bücher und die Erblehre der jüdischen Gesetzlehrer, wie die Evangelischen nur das neue Testament als göttlich und verbindlich annehmen, die Schriften der späteren heiligen Kirchenväter aber und die Erblehre der katholischen Kirche nicht gelten lassen. Von den Juden wurden daher die Samaritaner als Abtrünnige, als Abgefallene vom wahren Glauben, als Ketzer und Gottesverächter angesehen, mit denen man keinen Umgang haben dürfe, und die unter Gottes Zorn stünden; grade wie wir Katholiken die Evangelischen ansehen. Die Samaritaner erwiederten diesen Haß, und weil sie nun sahen, daß Jesus auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem zum Osterfeste, also ein Jude war, so verweigerten sie ihm die Aufnahme.

Auguste. Das habe ich nicht gewußt. Nun verstehe ich, warum der Herr so oft die Samariter den Juden zum Beispiel aufstellte. Er wollte ihren Religionshaß beschämen. Es war aber auch von den Samaritern schlecht, daß sie Jesum darum, weil er nach Jerusalem wollte, nicht aufnahmen.

Ernst. Allerdings! Das fühlten auch die Jünger des Herrn, die über diesen Trotz der Samaritaner in Zorn aufflammten. Lies nur weiter.

Auguste (lieset): Da seine Schüler, Jakobus und Johannes, dieses erfuhren, sagten sie: Herr! ist es dein Wille, daß wir aussprechen, es solle Feuer vom Himmel fallen, und sie verzehren, wie es Elias [2 Kön. 1, 10—12.] that? Er wandte sich aber um, gab ihnen einen Verweis, und sagte: ihr wisset nicht, weß Geistes Kinder ihr seyd! Der Sohn des Menschen ist ja nicht gekommen, Menschenleben zu zerstören, sondern zu erhalten. Sie begaben sich nun in einen andern Flecken.

Ernst. Nun, ich dächte, so wäre es auch ganz gegen den Geist Christi, wenn der heilige Vater und unsre Priester die Evangelischen für Kinder der Hölle erklären und der Verdammniß übergeben, oder sie mit der heiligen Inquisition verfolgen.

Auguste. Ja, ich sehe es, dieß ist schnurstraks gegen den liebevollen Geist des Heilandes, und ich wollte viel darum geben, wenn der fromme Papst Pius nicht „von den heiligen Regeln der gerechtesten Strenge gegen die Feinde des Glaubens" gesprochen hätte. — Doch, werde ich nicht etwa beim Evangelisten Johannes etwas anderes finden? —

Ernst. Lies ihn diesen Nachmittag, da uns ohnehin das Wetter in das Zimmer bannt, und nimm auch den ersten Brief dieses Evangelisten dazu, der ganz mit den Aussprüchen in seinem Evangelio zusammenstimmt. Gegen Abend, wenn du durch bist, wollen wir uns weiter darüber besprechen.

Auguste verwendete die Stunden des Nachmittags nach dem Wunsche ihres Bruders. Sie fühlte, daß bei Johannes ein anderer Geist herrsche. Er sprach sie aber wohlthuend und beruhigend an. Sie fand, daß auch Johannes (1 Joh. 2, 9. 3, 14. 15) den Haß gegen die Brüder als Gott und Christo höchst mißfällig bezeichnet, und daß er unter Brüdern alle versteht, die an Jesum als den Sohn Gottes glauben; daß also dahin auch die Evangelischen gehören. Sie ließ nicht unbemerkt, daß der Herr bei Johannes öfter und ernster als bei den andern Evangelisten versichert, daß man an ihn glauben müsse, um durch ihn selig zu werden, und sie hatte sich die Stellen Joh. 3, 16—18, V. 36, Kap. 5, 24 und 6, 47 darüber angezeichnet; dagegen aber konnte sie nicht läugnen, daß auch hier überall nur von dem Glauben an Jesu Person, als den Christus und Sohn Gottes, die Rede sey, nicht von Glaubenslehren überhaupt. Dafür fand sie nun die volleste Bestätigung in dem ersten Briefe Johannis. Da las sie Kap. 2, 22. 23: Wer ist ein Irrlehrer, wenn es der nicht ist, der läugnet, daß Jesus der Christus sey? Das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn verläugnet. — „Der wahre Christ, dachte sie, ist also der, der an den Vater als den allein wahren Gott und an Jesum als seinen Sohn glaubt. Mehr wird hier vom Glauben nicht verlangt, und diesen Glauben ha-

ben die Evangelischen ganz so wie die Katholiken. Sie können also nicht der Widerchrist, nicht die Feinde Christi seyn." Dasselbe fand sie nun ganz genau wiederholt 1 Joh. 4, 2. 15 und Kap. 5, 1, wo die Worte: Ein Jeder, der glaubt, daß Jesus der Christus ist, der ist ein Gotteskind, sie ganz besonders ergriffen. Nun trat ihr auch der schöne Ausspruch des *Herrn in* volles Licht, Joh. 17, 3: Das ist das ewige Leben, daß sie erkennen dich, den einig wahren Gott, und den, welchen du gesandt hast, Jesus Christus. — „Also mehr nicht fordert der Heiland vom Glauben, als Glauben an den wahren Gott und Jesus als den Christus! Ja! dieß ist ein fester Anker, auf den sich die Hoffnung der evangelischen Christen auf das ewige Leben vertrauensvoll verlassen kann. Denn diesen Glauben haben sie; sie haben auch das katholische Credo. Ihnen spricht daher der das ewige Leben zu, der selbst das Leben und der Richter der Todten ist. Soll ich mich nicht auf seinen Ausspruch völlig verlassen? Ich habe also gar nicht Ursache, mich damit abzuquälen, alles zu glauben, was die Priesterschaft in unsrer Kirche als Glaubensartikel festgestellt hat, und was mir oft schwer genug geworden ist; und meine Angst um meine eigene Seligkeit, wenn mir ein Zweifel bei dieser oder jener Lehre oder Satzung unsrer heiligen Kirche aufstieg, war also eine ganz unnöthige. — O, wie recht hatte doch mein guter Bruder! — Aber er hatte auch darin recht, daß auch hier mit dem Glauben an Gott und Christus das christliche Leben als auf's engste verbunden dargestellt wird, ohne welches alles Glauben nichts hilft zur Seligkeit. Joh. 14, 23: Wer mich liebt, der wird nach meiner Lehre wandeln, und auch mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen. — O schönes, tröstendes Wort! — (gerührt) Also auch zu dem frommen Protestanten, der Gott und den Heiland liebt, kommt der Herr und macht in ihm Wohnung! Er ist also nicht ein Ketzer, nicht ein Feind Gottes, kein Verdammter, sondern ein Kind Gottes! — Und was schreibt der sanfte Apostel Johannes in seinem ersten Briefe? Kap. 2, 3—5: Daran werden wir wahrnehmen, daß wir ihn kennen, wenn wir seine Gebote beobachten. Wer da sagt,

ich kenne ihn, und hält seine Gebote nicht, der ist ein Lügner, und ihm fehlet noch die wahre Erkenntniß; wer aber seine Gebote befolgt, in dem zeigt sich die wahre und ächte Liebe Gottes, und dieß ist der Beweis, daß wir mit ihm verbunden sind. Kap. 3, 8 ff.: Wer thut was recht ist, der ist gerecht, so wie er (Christus) gerecht ist. Wer Sünde thut, der ist des Teufels Kind. Wer also ein Gotteskind ist, der begehrt keine Sünde. — „O ich ungerechte! — Ich konnte die edelste der Mütter für ein Teufelskind halten, bloß weil sie nicht meinen Glauben und meine Art der Gottesverehrung hat! — Ich habe gehört, daß es auch Päpste, wie Alexander den 6ten, und Priester gegeben hat, die böse und sündig gelebt haben sollen, die also keine Gotteskinder gewesen seyn können! Und doch haben sie auch auf dem heiligen Stuhle gesessen! Doch werden auch ihre Aussprüche unter die heiligen Gebote des apostolischen Stuhls mit eingerechnet! — Du hast Recht, Ernst! Man kann ein guter katholischer Christ seyn, ohne daß man alle Aussprüche, die von Rom kommen, für unfehlbar hält!"

Der Capitain war so begierig, den Eindruck der von ihm empfohlnen Lectüre zu erfahren, daß er zeitig bei seiner Schwester erschien. Sie fiel ihm zärtlich um den Hals, als ihren Erlöser von einem schweren Herzenskampf. „Das ist, — rief sie aus — der größte Liebesdienst, den du mir hättest erzeigen können! Denn wenn es noch lange so fortgegangen wäre, so hätte ich es nicht ausgehalten, sondern mich zu Tode gegrämt. Denn ich will es dir nun nur gestehen, daß ich oft die Nächte stundenlang auf meinen Knien gelegen und zu allen Heiligen gebetet habe, sie möchten entweder die Mutter bekehren, oder doch wenigstens ihr Barmherzigkeit bei Gott auswirken. Denn Cyriax hatte mir das Gebet für der Mutter Bekehrung dringend anempfohlen. Damit aber kam kein Friede in meine Seele. Die Mutter blieb so fest evangelisch, als sie immer war; kein Wunder geschah, und auf die Fürbitte der Heiligen durfte ich nicht rechnen, da mir Cyriax so oft eingeprägt hatte, daß kein Gebet für Ketzer, ausgenommen das für ihre Bekehrung zur wahren Kirche, von Gott angenommen werde.

Ernst. Du siehst also, daß du wohl thust, dich nicht so unbedingt der Leitung deines Pfarrers hinzugeben, und besonders seine priesterliche Bitterkeit und Vorurtheile gegen die Evangelischen nicht zu theilen.

Auguste. Werde ich aber nicht vielleicht in den Briefen der Apostel etwas anderes finden, als was ich in den Evangelien gelesen habe?

Ernst. Sey ohne Sorgen! Sie sagen nichts anderes.

Auguste. Ich glaube es wohl. Und wenn auch einer etwas anderes sagte, so würde ich mich doch lieber an unsers Herrn eigene Aussprüche halten; denn der Apostel kann ja doch nicht den Herrn meistern, sondern der Herr den Apostel.

Ernst. Da thätest du recht; es ist aber nicht nöthig. Ich will dir die Sache erleichtern, denn du darfst dich heute nicht mehr anstrengen, und die Briefe lesen sich nicht so leicht weg, als die einfach geschriebenen Evangelien. Ich will dir gleich die Stellen angeben, die uns hier wichtig seyn müssen. — Zuerst, daß wir segnen und nicht verfluchen sollen, das sagt Paulus hier Röm. 12, 14 sehr ernst: Segnet eure Verfolger! ja, segnet sie; fluchet ihnen nicht. Und V. 21: Laß nicht das Böse dich überwinden, sondern überwinde du das Böse durch Gutes. — Hörst du wohl, Auguste? durch Gutes; also nicht durch Verdammungsurtheile! Lies auch die schöne Stelle im Briefe Jakobi Kap. 3, 10—18, wo es strenge getadelt wird, einem Menschen zu fluchen, da er nach Gottes Bilde geschaffen sey. Der Apostel sagt, wer sich weise dünke, der möge zeigen was er ist, durch einen rechtschaffenen Wandel und durch Sanftmuth, welche der Weisheit eigen sey; denn die Weisheit, welche von oben komme, sey friedliebend, billig und lenksam. — Was den Glauben betrifft, so geben auch die Apostel ihm keinen größern Umfang, als Jesus ihm gibt in den Evangelien. Was sie von den neuen Christen verlangen, das ist Glaube an den wahren Gott und an Jesus als den Christus Gottes, und die gänzliche Umkehr zu einem sittlichen Leben, wozu sie durch die Taufe verpflichteten. Wenn sie es mit solchen zu thun hatten, welche den wahren Gott schon kannten und verehrten, so beschränkten sie sich auch darauf, ihnen zu beweisen, daß Jesus von Nazareth der Christus Gottes sey.

Das ist daher das Thema der Rede des Apostels Petrus an die Juden am Pfingstfeste Apost. 2, 14—35, und die, welche glaubten, „daß Gott diesen Jesus, den die Juden gekreuzigt hatten, zum Herrn und Christus gemacht habe" (V. 36), und Besserung angelobten (V. 37. 38), die wurden getauft. Petrus und die andern Apostel verlangten daher vom Glauben durchaus nicht mehr, als was der Herr selbst Joh. 17, 3 als erforderlich zum ewigen Leben verlangt hatte, den Glauben an den einen wahren Gott und an Jesum als den Christus oder verheißenen Gesandten Gottes. Auch dem Hauptmann Kornelius, Apost. 10, der schon an den einen wahren Gott glaubte, hielt Petrus keine andern Glaubensartikel vor, als die, (V. 34 ff.), daß Jesus, der gekreuzigte und von Gott auferweckte, der Christus Gottes sey. Dasselbe war es, und mehr nicht, was Paulus den Juden in der Synagoge zu Thessalonich Apost. 17, 1—4 als Glaubensgegenstand vortrug. Hatte er es aber, wie in seiner Rede an die Athener, Apost. 17, 22—31, mit Götzendienern zu thun, so war die Lehre von Gott das Hauptthema, dem er dann die Lehre beifügte, daß Jesus, der von Gott aus dem Grabe erweckte, der Christus Gottes sey. So siehst du auch, Schwester, wie Paulus sein apostolisches Wirken Apost. 20, 21 in die Worte zusammenfassen konnte: Juden und Griechen habe ich zur Umkehr zu Gott, und zum Glauben an unsern Herrn, Jesus Christus, ernstlich ermahnt. In dem Briefe Pauli an die Römer, der freilich etwas schwer ist, so wie in seinem Briefe an die Galater, wo er den Satz ausführt, daß der Mensch durch den Glauben an Christus selig werde, ohne daß er nöthig habe ein Jude zu werden und das mosaische Gesetz zu halten, findest du durchgängig auch weiter nichts als Bedingung der Seligkeit gesetzt, als den Glauben an den einen wahren Gott und an Jesum als den von ihm verheißenen Christus, und ein frommes christliches Leben. –

Auguste. Dieses alles ist mir sehr beruhigend! Finden sich nicht aber auch strenge Vorschriften der Apostel, daß man mit Ketzern gar keinen Umgang haben, ja sie nicht einmal grüßen soll? Cyriax hat mir davon gesagt.

Ernst. Ich kenne diese Stelle sehr gut; sie ist im 2ten Briefe Johannis V. 9—11 und lautet so: Wer **abfällt** und nicht in der Lehre Christi bleibt, der hat Gott nicht. Wenn Jemand zu euch kommt und diese Lehre nicht hat; so nehmet ihn nicht in euer Haus auf, und begrüßt ihn nicht. Denn wer ihn begrüßt, der *nimmt* Antheil an seinen bösen Thaten. — Diese *Stelle* dürfen wir aber auf keine Weise auf die Evangelischen anwenden; denn Johannes spricht von solchen, die von Christo abfallen und Böses thun, die also das Christenthum verließen und ihrem vorigen heidnischen Leben sich hingaben.

Auguste. Was ist wohl aber hier unter dem Ausdruck „diese Lehre" begriffen?

Ernst. Das siehst du aus dem vorhergehenden 7ten Vers: Es treten überall viele Verführer auf, welche läugnen, daß Jesus der Mensch gewordene Messias sey. Darin zeigt sich aber der Verführer und Widerchrist. Vor solchen also warnt der Apostel, welche Jesum als den Christus und Sohn Gottes verwerfen, also den Hauptsatz des Glaubens, daß Jesus der Christus sey, wieder aufgegeben haben, mit hin Abtrünnige, die gar keine Christen mehr sind. Die Evangelischen aber haben über Christum ganz die katholische Lehre beibehalten. Auch sind sie nicht lasterhaft, wie diese Irrlehrer, von denen Johannes spricht, daher es durchaus unrecht ist, wenn wir die Warnung des Apostels auf sie anwenden und sie fliehen und allen Umgang mit ihnen abbrechen wollen. Noch weniger aber sind die gerechtfertigt, welche die Evangelischen gar als Ketzer zur Hölle verdammen und sie verfolgen und ausrotten wollen. Die Evangelischen haben überhaupt dasselbe Credo wie wir, dieselbe Lehre von Gott, von Christo, dem Sohne Gottes, und vom heiligen Geiste. Wir dürfen sie also nicht einmal den jüdisch gesinnten Parteimachern, welche den Christen das mosaische Gesetz aufdringen wollten, gleichstellen, vor denen Paulus seinen Titus warnt. Und doch sagt er Tit. 3, 10 nur: Wenn du einen solchen Parteimacher ein oder zwei Mal gewarnt hast, so meide ihn; er sagt aber nicht: so verdamme ihn zur Hölle, oder übergib ihn der Inquisition. Ja Paulus wollte 2 Theß. 3, 14. 15 nicht einmal, daß der, welcher seinem

Briefe an diese Gemeinde kein Gehör geben würde, als Feind angesehen würde, sondern schreibt: behandelt ihn nicht als einen Feind, sondern weiset ihn zurecht als einen Bruder. Die Evangelischen aber nehmen alle Briefe der Apostel als Vorschriften des Glaubens und Lebens an. Vielmehr gelten für uns Katholiken gegen die Evangelischen die Verhaltungsregeln, die Paulus Röm. 14, 1—13 gibt, wo er uns sehr warnt, uns nicht zu Richtern über Gedanken und Einsichten Anderer aufzuwerfen, ihre verschiedenen Ansichten über Glaubenssachen liebevoll zu tragen, und das Urtheil Gotte anheim zu stellen. Er schreibt Röm. 15, 1: Schuldig sind wir Stärkern, die Schwachheiten der Schwächern mit Schonung zu tragen, und alle Selbstgefälligkeit von uns fern zu halten. Ein jeder strebe vielmehr, dem Nächsten gefällig zu seyn, zur Beförderung seines Wohls und seiner Veredlung. — Bist du nun von deinem Grauen vor den Evangelischen geheilt?

Auguste. Gott sey Dank! Ich bin es. — Ja, Bruder, du hast den rechten Ausdruck gewählt. Ein Grauen hab' ich Thörin gehabt vor jedem Protestanten, und jeden darauf angesehen, wo wohl der Teufel, unter dessen Herrschaft er stehe, herausblicken möchte. Und — ich gestehe es — ein solches Gefühl hat mich auch manchmal angewandelt der Mutter gegenüber, besonders in der neuesten Zeit. —

Ernst. Nachdem Cyriax auf dich eingewirkt hat. — Ja, ja; ich merke wohl, der Herr Pater, der auf unsern alten, redlichen Pfarrer hier in Eichfeld gefolgt ist, ist andern Geistes, und scheint zu der großen Partei zu gehören, an deren Spitze die Jesuiten stehen, die einen neuen Religionskrieg anzetteln möchten. Ich habe keine Lust seine Bekanntschaft zu machen, und ich verdenke es auch der Mutter nicht, daß sie ihn in ihrer Krankheit nicht hat sehen wollen.

Auguste. Du thust ihm wohl unrecht. Er ist zwar höchst unduldsam gegen die Protestanten, aber darum doch wohl kein Jesuit. Auch ist er sehr viel beim Vater, der ihn zum Umgang sehr gerne hat. — Doch, lassen wir das! — Ich eile nun zur Mutter, die ich heute so wenig gesehen habe, weil ich so ganz ins Lesen vertieft war. — O, mit welchem leichten und frohen Her-

zen kann ich nun zu ihr gehen! Ich bin ganz glücklich, daß ich mich nun dem Zuge der Liebe zu ihr rein und ganz hingeben kann.

Sie gingen zur Mutter, die in der Besserung rasch vorschritt, und nun schon stundenlang im Bette aufsitzen konnte. Der Eintritt ihrer beiden einzigen Kinder, die ihr höchstes Glück waren, bewegte sie auf's freudigste, besonders da sie dieselben heute so wenig gesehen hatte. Sie richtete sich sogleich in die Höhe, und hielt den lieben Kindern beide Hände zum Gruße hin. „Ich habe mich — sprach sie sanft und zärtlich — sehr nach euch gesehnt, Kinder! Seyd herzlich willkommen!"

Auguste war tief bewegt. Sie beugte sich nieder, und drückte ihre warmen Lippen auf die Hand der Mutter. Sie fühlte in diesem Augenblicke ihr ganzes Unrecht, daß sie der edlen Frau angethan hatte. Unwillkührlich sank sie auf ihre Knie, und bedeckte die Hand der Mutter mit zärtlichen Küssen, mit denen sich bald Thränen der Rührung mischten.

„Liebe Auguste," — sprach die Mutter zärtlich, indem sie ihr sanft das braune Haar von der Stirne strich — „du bist ein gutes Kind! — Es thut meinem Herzen sehr wohl, daß du dich so freuest über meine Wiederherstellung. Ich war bereit, zu sterben; aber ich preise auch Gott, daß er mir noch das Leben schenkt; denn du, — Auguste — bedarfst noch der Mutter."

„Und Sie — sollen auch an mir eine folgsame, gute Tochter haben", erwiederte Auguste mit Innigkeit. — Die Mutter fragte nun nach Augustens Gesundheit, die in der letzten Zeit so sichtbar angegriffen gewesen sey, und äußerte endlich auch, daß sie nur wünsche, Auguste möge sich nicht etwa um ihr, als einer Protestantin, Seelenheil kümmern. — Hier konnte Ernst sich nicht enthalten, der Mutter zu versichern, daß Auguste von dieser vergeblichen Angst geheilt sey. Man kann denken, mit welcher freudigen Bewegung die Mutter diese Nachricht hörte. Auguste, deren Herz vor diesem Geständnisse noch beklommen war, fand nun auch den Muth, der Mutter die Leiden ihres Herzens und deren Heilung zu erzählen, und die frohen Kinder beeiferten sich um die Wette, der Mutter zu sagen, wie alles gekommen sey.

„Das ist der Segen des göttlichen Worts!" sprach die Majorin mit einem Blick des Dankes gegen den Himmel. — Dank

dir! lieber Ernst! du bist ein guter Engel für mich und Augusten gewesen! — Heute, Auguste, heute bist du für mich neu geboren worden. Ja! nun — nun habe ich in Wahrheit eine liebende Tochter! — Aber — (setzte sie nach einer Weile hinzu) — unterlaß nicht, jene schönen Stellen des heiligen Bibelbuchs, die dich von deinem traurigen und unchristlichen Religionshaß geheilt haben, öfters wieder zu lesen und sie dir ganz einzuprägen; denn leicht möchtest du sonst in eine Denkart zurückfallen, die dich bisher schon so sehr beherrschte. Und — die jetzige Zeit thut ja alles, um den verderblichen Kirchenhaß in allen Gemüthern aufzuregen. Du wirst, liebe Tochter, noch manche Versuchung zu einem Rückfall zu besiegen haben. Darum sey wachsam über dein Herz und waffne dich mit dem göttlichen Worte der Wahrheit."

„Seyen Sie unbesorgt darum, beste Mutter!" — sprach Auguste. „So leicht es mir wurde, an die Verdammniß der Evangelischen im Allgemeinen zu glauben, wenn ich keinen von ihnen sah, so schwer wurde es mir, diesen Glauben festzuhalten, wenn ich brave und religiöse Leute dieser Confession erblickte, und am meisten, wenn ich Sie sah, meine edle, gute Mutter. Ihr Bild soll mir eine Schutzwehr seyn und bleiben gegen jenen traurigen Wahn!"

„Ich will das Beste hoffen," sagte die Kranke, und setzte nach einer Weile hinzu: „Dieß ist der vierte glückliche Tag meines Lebens!" — Ernst konnte sich nicht enthalten zu fragen, welche drei andern Tage sie unter die glücklichen ihres Lebens zähle. „Der erste, — sprach die Majorin mit sanfter Bewegung, — war der, als dein Vater um meine Hand warb; der andere und der dritte, da du mir geboren wurdest und Auguste."

Sechstes Kapitel.

Die Zofe.

Während dieß in der freiherrlichen Familie vorging, was das Herz des Paters Cyriax voll Sorgen, welche seine ganze Aufmerksamkeit aufregten. Es war ihm in hohem Grade verdrießlich, daß die Majorin ihn in ihrer Krankheit nicht berufen ließ, da sie keinen evangelischen Geistlichen in der Nähe hatte. Er fühlte sich aber tief beleidigt, daß sie sich, da er freiwillig zu ihr kommen wollte, seinen Besuch ausdrücklich verbat. Besonders war es ihm unangenehm, daß er so auch keine Gelegenheit hatte, Augusten zu sehen, für deren Glauben er von den Aeußerungen der todkranken Mutter Gefahr befürchtete. Schon dieß schien ihm eine gefährliche Sache, daß vielleicht Auguste die Erfahrung machen möchte, daß man auch ohne Messe und letzte Oelung mit Ruhe sterben könne. Ueber den letztern Punkt wurde er zwar endlich beruhigt, da ihm bei der Erkundigung nach der Kranken Befinden, wonach er täglich fragen ließ, deren Besserung gemeldet wurde; dafür aber erfüllte ihn die Ankunft des Capitains mit neuen Sorgen. Er kannte Augustens Anhänglichkeit an diesen Bruder; aber der Capitain war nicht *sein* Zögling; er kannte ihn noch nicht, denn er war erst nach dessen Weggang aus dem väterlichen Hause nach Eichfeld gekommen. Da der Capitain mehrere Jahre mitten unter Ketzern gelebt hatte, so fürchtete er, er möchte manchen Grundsatz eingesogen haben, der nicht mit allen Punkten des katholischen, alleinseligmachenden Glaubens harmonire, und er hatte sich schon überlegt, wie er den jungen Mann auf den Zahn fühlen wollte, wenn er ihn besuchen würde. Denn daß er ihm einen Höflichkeitsbesuch abstatten würde, daran zweifelte er nicht. Doch vergingen einige

Tage ehe dieses geschah, und als es geschah, so beeilte sich der Capitain so, daß es nicht zu dem beabsichtigten Examen kommen konnte.

Indessen blieb dem wachsamen Pater wenig von dem verborgen, was sich in der freiherrlichen Familie begab. Er hatte sich bei der Ueberwachung des freiherrlichen Hauses und besonders des Fräuleins nicht auf seine Augen allein verlassen, so scharf diese auch Wache hielten, sondern sich dazu eine Gehülfin erlesen.

Die Kammerjungfer der Majorin, Sophie, eine Brünette von etwa 24 Jahren, die er bald im Beichtstuhl näher hatte kennen lernen, schien ihm das tauglichste Werkzeug für seine Absichten zu seyn. Es gelang ihm bald, sich mit ihr in ein vertrauliches Verhältniß zu setzen, da die Zofe nicht nur zur Intrigue eine natürliche Neigung hatte, und vor Begierde brannte, irgend eine Rolle zu spielen, sondern auch in hohem Grade bigott war, und eine unbedingte Ergebenheit gegen die Priester ihrer Kirche zeigte. An der letztern hatte ihre Koketterie eben so vielen Antheil, als ihre Frömmigkeit. Denn da die Priester ihrer Kirche keine Frauen haben dürfen, mithin bei ihnen an ein Heirathen nicht zu denken ist, so glaubte sie, nicht zu niedrig zu seyn, um die Augen eines geistlichen Herrn auf sich zu ziehen. Und wie denn die Leidenschaft immer geschäftig ist, sich ein System der Rechtfertigung zu ersinnen, um sich unschuldig, ja wohl gar gerecht darzustellen, so hatte sich auch die Zofe eine Reihe von Gedanken gebildet, die sie für ganz unfehlbar hielt, weil sie ihrer Neigung schmeichelten. Da ihr das Verbot, nicht zu heirathen, als ein übermenschliches vorkam, dem sie sich gar nicht gewachsen fühlte, so empfand sie mit den heiligen Männern, die diesem Gebote gehorchen sollten, ein großes Mitleiden, und hielt es für etwas sehr menschenfreundliches, ihnen die Last des schweren Verbots zu erleichtern. Auch beredete sie sich leicht, die Liebe zu einer so heiligen Person, als ein Priester sey, könne nicht Böses seyn, und was sie ganz beruhigte, war der Gedanke, daß ja der Priester, wenn an der Liebe zu ihm irgend etwas sündliches sey, die Macht habe, solche Sünde jederzeit zu vergeben. Der junge und wohlgewachsene Cyriax zog daher bald nach seiner Ankunft ihre Blicke auf sich. Da sie nach dem Grundsatze

ihrer Kirche es für nöthig hielt, dem Priester alle Bewegungen ihres Herzens zu offenbaren, so gestand sie auch dem Pater in der ersten Beichte, daß sie eine große Liebesneigung zu einem Priester der Kirche fühle. Cyriar war zu klug, um sie nicht zu durchschauen. Er gab ihr die Absolution, legte ihr aber als Buße auf, daß sie über die Seele des Fräuleins, daß sie nicht von der Ketzerei der Mutter angesteckt werde, wachen, und von jeder Gefahr, die in dieser Beziehung drohen könnte, ihm sogleich im Stillen Nachricht geben sollte. Besonders sollte sie alles aufbieten, daß nicht etwa das Fräulein Neigung für einen Ketzer fasse und eine gemischte Ehe eingehe, oder von der Mutter ketzerische Bücher zum Lesen bekomme.

Die Zofe hatte alles Interesse, dieser Instruction nachzukommen, um sich bei dem Pater beliebt zu machen, der durch sie bald mündlich bald durch Zettelchen von allem, was im freiherrlichen Hause geschah, unterrichtet wurde. Die Ohren neugieriger Zofen hören durch die Thüren, und das Fräulein war auch zu jung und zu unbefangen, um nicht von dem Auge der wachsamen Sophie durchschauet zu werden. Nach der Ankunft des Capitains wurde der Zofe von ihrem geistlichen Freunde doppelte Wachsamkeit empfohlen, und sie übte diese desto emsiger, jemehr es sie verdroß, daß der hübsche Capitain so gar keine Augen für sie zu haben schien. Ihre Ohren waren oft an den Thüren der Zimmer, und so hatte sie auch einen Theil des Zwiegesprächs des Capitains mit seiner Schwester erlauscht, und auch Zeit gewonnen, als sich Auguste aus ihrem Zimmer entfernte, den Titel des Buchs zu notiren, in welchem das Fräulein so eifrig gelesen hatte. Als die Kinder Abends zur Mutter gingen, so schlich sie nach, ging mit ihnen in das Zimmer der Kranken, als habe sie etwas darin zu verrichten, und entfernte sich dann schnell, ließ aber die Thüre, welche sie leise zumachte, nicht einschnappen, sondern etwas aufklaffen, und hörte so die ganze Scene zwischen Mutter und Tochter.

Sie wußte nun genug, setzte sich noch Abends, als alles zur Ruhe war, hin, und meldete in einem Billet dem Pater, was sie erfahren hatte. Kaum konnte sie den Tag erwarten, um ihr Briefchen in die Hände des Paters zu spielen. Sie machte sich bald am frühen Morgen einen Gang zu der Meierei

des Edelhofes, der sie am Pfarrhause vorüberführte, und steckte ihr Brieschen in eine hohle Weide des Zaunes am Pfarrgarten, gewiß, daß der Pater, der nach diesem Briefkasten gar fleißig sah, dasselbe bald finden würde. Darin irrte sie nicht. Der Pater, der sie so früh vorbeigehen, und aufmerksam nach den Fenstern seiner Stube hatte blicken sehen, untersuchte sogleich das verborgene Plätzchen, und eilte mit dem Billet auf sein Zimmer. Die Zofe schrieb:

Allertheuerster Herr Pater.

Der fatale C... hat dem Fr... eine deutsche Bibel gegeben. Sie hat den ganzen Tag darinne gelesen, und glaubt nicht mehr an die alleinseligmachende Kirche. Das Fr... hat es Abends der Mutter selbst gesagt, daß sie sie nicht mehr für verdammt halte. Das ist eine schöne Geschichte! Ich küsse Ihnen die Hand. In Eile.

„Hab' ich mir's doch gedacht, rief Cyriax unwillig, daß mir der hochfahrende Capitain Streiche spielen wird! Hätte ich ihn erzogen — — aber dieß sind die Folgen, wenn man nicht gleich die Kinder den Händen eines geschickten Priesters anvertrauet, der ihnen die Ehrfurcht vor der Kirche früh einflößt! Aber was ist nun zu thun? — Wenn ich nur das Fräulein allein sprechen könnte! — Das wird aber nicht gehen!"

Der Pater war lange unschlüssig, wie er die Sache anzugreifen habe, ob er gleich darüber im Klaren mit sich war, daß er hier eingreifen müsse, und zwar schnell und nachdrücklich. Nachdem er alles erwogen hatte, schien es ihm doch am rathsamsten, dem Fräulein ingeheim sogleich zu schreiben, weil er fürchtete, sie nicht so bald allein sprechen zu können. Er sah zwar die Gefahr, daß das Fräulein den Brief ihrem Vater zeigen könne; aber im schlimmsten Falle, meinte er, ziehe er sich hinter seine Pflicht als Priester und Beichtvater zurück, welche ihn zu einem solchen Schritte berechtige. Er setzte sich sofort und schrieb Folgendes an Augusten.

„Als ich vor einiger Zeit die Ehre hatte, Sie in Köln zu „sehen, so gelobten Sie mir handschläglich, alles anzuwenden, „um Ihre Frau Mutter von dem traurigen ketzerischen Glauben,

„der sie unvermeidlich der ewigen Verdammniß entgegenführt, „zum alleinseligmachenden katholischen Glauben zu bekehren. Wie „haben Sie Ihr Versprechen gehalten? — Prüfen Sie sich „selbst! Doch nein, das ist nicht nöthig; ich kann es Ihnen „sagen. Sie haben die Bibel in der Muttersprache gelesen, was „die heilige Kirche den Laien streng verboten hat. Sie haben „dieses hinter meinem Rücken, ohne meine Erlaubniß gethan, „da ich doch der Mutter Gottes verantwortlich bin für Ihre „Seele, und Sie keinen Gedanken haben dürfen, den Sie „mir nicht offenbaren und mein Urtheil darüber einholen sol„len. Der Ungehorsam gegen Ihren geistlichen Vater, — der „tausendmal strafbarer ist, als der Ungehorsam gegen den „leiblichen Vater — hat seine verderbliche Frucht getragen. Sie „sind angesteckt worden mit ketzerischen Grundsätzen. Sie glau„ben, — mir erregt es Schauer es zu sagen, — daß auch ein „Ketzer selig werden könne; Sie haben die Grundlehre der heiligen „Kirche, den Glauben, daß nur sie allein die Kirche ist, nur „sie allein selig macht, freventlich von sich geworfen. Unglück„selige! Was haben Sie gethan? Wer der Kirche nicht glaubt, „nicht blindlings und in allen Stücken glaubt, der ist ein Re„bell gegen sie, mithin auch gegen Gott, und ist dem höllischen „Feuer verfallen, wenn er nicht schnell Buße thut in Sack und „in der Asche. Verblendete! Was Sie auch gelesen haben mö„gen in der heiligen Bibel oder einem andern Buche, oder was „Ihnen auch ein unverständiger Patron der Ketzerei mag vorge„faselt haben: alles, alles ist Staub vor dem Ausspruch der „Kirche, welche die Stimme des allmächtigen Gottes selbst ist. „Und diese Kirche hat längst den ketzerischen Glauben verdammt, „und diese Kirche verdammt Sie, als eine Abtrünnige und Ketze„rin. Ja, Arme, Betrogene! Verdammt sind Sie mit Ihrer „Duldsamkeit gegen die abscheulichste Sünde, die Ketzerei! Wis„sen Sie nicht, daß es nur Eine Kirche, nur Eine Braut Christi „gibt, welcher allein Gnade und ewiges Heil verheißen ist, und „daß dieses keine andere ist und seyn kann, als die apostolisch„römisch-katholische, die allein vom Anfang an war? Haben „Sie vergessen, daß folglich nur in der Gemeinschaft mit die„ser Kirche Gnade bei Gott zu erlangen ist, außer ihr aber „nichts waltet, als der Fluch des ewigen Zorns Gottes? —

„Der heilige Vater hat mit gerechter Strenge die deutschen Bi-
„beln für eine Pest erklärt, und Sie — stürzen sich leichtsinnig
„in diesen Pestpfuhl! Er hat die lutherischen Ketzer für ver-
„dammt erklärt, und Sie — sprechen sie los! Sie stehen also
„in Aufruhr gegen die Kirche Gottes. — Der heilige Vater
„und die Kirche stehen über der Bibel, wie der Himmel über
„der Erde, und es ist eben die Ketzerei der Evangelischen, der
„Bibel mehr zu glauben, als der Kirche. Dieser Ketzerei sind
„Sie verfallen. Weisen Sie mich nicht hin auf die Tugenden
„Ihrer Frau Mutter. Ich habe nur zu lange, und ich fürchte
„zu meiner Versündigung, Ihrer Schwäche diese Hinweisung zu
„Gute gehalten. Es kann bei Ketzern von keinen Tugenden die
„Rede seyn; denn Ketzer stehen im Reiche Satans, und wahre
„Tugend kommt nur aus dem wahren Glauben, welcher allein
„der katholische ist. Alle Ketzerei ist Verachtung der Kirche und
„mithin Gottes und Christi; wer also im Geiste dieser Verach-
„tung handelt, der kann keine wahren Tugenden haben, sondern
„das Gute, was er thut, ist Schein und Gleißnerei des Teu-
„fels. Sie müssen einen edlen, christlichen Muth fassen, sich
„von der allzugroßen Verehrung gegen Ihre Frau Mutter loszu-
„reißen. Christus spricht Matth. 10, 37: „Wer Vater oder Mut-
„ter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht werth." Bei so schwe-
„ren Vergehungen, wie Sie sich erlaubt haben, dürfen Sie
„nicht mehr auf den Schutz und die Fürbitte der Mutter Got-
„tes und der Heiligen rechnen. Die heilige Ursula, Ihre Schutz-
„patronin, wendet sich von Ihnen, wenn auch mit Bedauern,
„doch mit Abscheu. Sie haben das Gelübde, das Sie ihr in
„Köln an ihrem Feste gaben, treulos gebrochen. So kehren Sie
„um! Werfen Sie die deutsche Bibel mit Abscheu von sich!
„Verschließen Sie Ihr Ohr allen Einlispelungen unerfahrner, mit
„ihrer Vernunft prahlender, von ketzerischer Aufklärerei angesteck-
„ter Leute, und hören Sie nichts, n i c h t s, als die Stimme der
„Kirche, welche durch den Mund der gottgeweiheten Priester zu
„Ihnen spricht. — Da ich allein Ihrer Seele Wächter, ich allein
„für Ihre Seligkeit verantwortlich bin, so untersage ich Ihnen
„Kraft meines Amts feierlich und ausdrücklich, diesen Brief
„irgend einem sterblichen Auge zu zeigen, oder über den Inhalt
„desselben mit jemand, außer mit mir, nur zu sprechen. Die

„Uebertretung dieses beichtväterlichen Gebots wäre ein so schwe-
„res Vergehen, daß ich Ihnen — ich sage es mit Bedauern
„— keine Absolution in der heiligen Beichte angedeihen lassen
„könnte."

Man sieht, daß der fromme Pater im Schreiben sich allmählig *erhitzt hatte*. Er stand ganz erzürnt auf. Was? dachte er — *das* Lamm will sich losreißen aus der Macht des Löwen, *die Taube* aus der Gewalt des Adlers? — Gemach, Herr Ca-*pitain*! du triumphirest zu früh! Der Brief wird das schwache Mädchen niederdonnern. Ich kenne sie! Sie ist weich wie Wachs, und kann mit ihr machen was ich will. Sie ist abhängig von mir, wie die Somnambüle von ihrem Magnetiseur. Sie wird *zittern* und beben; — es ist aber ein Krebsschaden, den man kühn operiren und gleich mit der Wurzel ausrotten muß!

Indem er den Brief siegelte, überlegte er, wie er wohl in des Fräuleins Hände zu spielen sey, ohne daß es jemand merkte. Durch die Zofe, auf welche er sich verlassen konnte, wollte er ihn nicht schicken, weil er fürchtete, sie möchte dadurch in Verdruß und außer Dienst kommen. Da fiel ihm der alte Thomas ein. Ueber den, dachte er, möge das Ungewitter, wenn eines beim Major entstehen sollte, immer hinausgehen. Er wußte zwar wohl, daß Thomas ehrlich war; aber er hielt ihn auch für dumm. Denn Thomas hatte das Schicksal mancher recht verständigen Leute, daß er ein dummes Gesicht hatte. Er wußte es auch wohl, denn die Kameraden im Kriege hatten ihn oft damit geneckt. Da er fand, daß es oft eine große Empfehlung sey, für dumm gehalten zu werden, so hatte sich der Schalk gewöhnt, äußerlich auch dumm zu scheinen. — Cyriax, sobald er ihn vorbeigehen sah, rief ihn herein, redete ihn vertraulich an, lobte seine Treue und Verschwiegenheit, und pries ihn wegen seiner großen Anhänglichkeit an das Fräulein. Thomas merkte, daß etwas dahinter stecke, und machte das dümmste Gesicht, das er aufbringen konnte. Denn bisher hatte der geistliche Herr ihn kaum eines Blickes gewürdigt. Endlich nach vielen Umschweifen erfuhr er das Geheimniß, das man ihm anvertrauen wolle. Das Fräulein habe in Köln einen sehr vornehmen Liebhaber gefunden, den sie auch gerne heirathen wolle, der aber den Aeltern, und besonders der Mutter nicht recht sey. Er habe daher an das

Fräulein einen Brief geschrieben, den nun Thomas ihr in aller Stille überreichen, und den Aeltern, am wenigsten aber dem Capitain ja nichts davon merken lassen sollte. Zugleich drückte er ihm einen harten Thaler in die Hand, und machte ihm Hoffnung, mehr dergleichen verdienen zu können.

Thomas besann sich keinen Augenblick. Er nahm den Brief, legte den Thaler ruhig auf den Tisch, und sprach: „recht gern, ehrwürdiger Herr, will ich diesen Brief mitnehmen an meinen Herrn, den Major."

Cyriax. Bei Leibe nicht, mein lieber Thomas. Ihr hört ja, daß der Herr Major nichts davon wissen soll.

Thomas (mit dummer und treuherziger Miene). „Das thut mir leid, Herr Pater, daß ich Euer Ehrwürden dann nicht dienen darf. Denn, sehen Sie! ich bin in Diensten des Herrn Majors und nicht des Fräuleins. Bei der ist die Sophie. Es schickt sich daher gar nicht für mich, daß ich einen Brief zum Fräulein und nicht zum Herrn Major trage. Das wäre grade als wenn man am Stiefelknecht die Pantoffeln ausziehen wollte. Jedes in seinem Beruf! das ist so mein Satz. Die Garde für des Kaisers Person, die Jäger auf den Vorposten! So gebührt sich's. Ich habe den Gardedienst beim Herrn; das ist mein Ehrenposten. Der Dienst bei der Bagage, wo die Frauen sind, paßt nicht für mich."

Es war vergebens, daß Cyriax alle Beredsamkeit aufbot, um den Alten seinen eitlen albernen Wahn zu benehmen. Er blieb immer dabei, daß es sich für ihn wohl schicke, dem Major einen Brief, von dem das Fräulein nichts wissen dürfe, zu überbringen, nicht aber umgekehrt. „Er ist ein Pinsel!" dachte endlich der Pater, und bedauerte, daß er sich mit ihm eingelassen habe. Er verbot ihm daher nur, dem Major etwas von dem Briefe zu sagen, was auch Thomas versprach, und ließ ihn von sich.

„Der ist gut abgefahren!" sagte der Alte auf dem Heimwege, indem er selbstzufrieden lächelte. „Es hat doch seine guten Vortheile, wenn man in dem Rufe der Dummheit steht. Dem Major darf ich freilich vom Handel nichts sagen; das konnte ich leicht versprechen. Denn der würde gleich Allarm blasen, und da wäre es um die gute gnädige Frau geschehen. Dem Capitain

aber die Sache zu verschweigen, das habe ich nicht versprochen. Der mag nun die Wachposten in aller Stille ausstellen."

Der Alte, der wirklich glaubte, es handle sich um eine Liebesgeschichte, erzählte dem Capitain alles haarklein, und der Capitain, der mit seiner Schwester auf dem vertrautesten Fuße stand, fand kein Bedenken, ihr die Sache mitzutheilen. Auguste versicherte hoch und theuer, daß sie keine geheime Neigung habe, war aber doch weit davon entfernt, die Sache für eine Lüge zu halten. Denn es hatte sich ein Baron in Köln allerdings an sie gedrängt, wiewohl er ihr und auch der Mutter ganz zuwider gewesen war. Nur von diesem, meinte sie, könne der Brief seyn. Sie fühlte sich aber aufs Tiefste verletzt, daß Cyriax ihr Briefe hinter dem Rücken ihrer Aeltern in die Hände spielen wolle.

Unruhiger war Cyriax. „Das war ein dummer Streich — sprach er bei sich — daß ich mich mit dem alten Narren eingelassen habe. Entweder ist der Kerl ein Esel, oder es steckt ein rechter Fuchs in seiner Eselshaut! Das sicherste wäre, ich cassirte den Brief. Denn wenn der Alte die Sache verschwatzt, so könnte ich immer sagen, ich hätte mit dem Alten einen Scherz treiben oder seine Ehrlichkeit auf die Probe stellen wollen. Doch — ich muß etwas thun. Welcher Schimpf vor meinen Oberen, wenn ein Fräulein aus so altem Adel der heiligen Kirche und Familie entfremdet würde! Der Brief muß fort! — Und am Ende — was kann der Major, wenn er es auch erfährt, mir anhaben? Was hat er für Macht über einen Priester der Kirche? — Ja, so ein armer Pfarrer bei den Ketzern, der freilich muß vor dem Herrn Patron Respect haben. Doch was fragt ein katholischer Pfarrer, der seinen Bischof und den Papst hinter sich hat, nach einem Edelmann? Fragen wir doch kaum nach einem König!"

Sein Entschluß war bald gefaßt. Am andern Morgen in aller Frühe vertraute er seinen Brief der alten Weide an, mit einem Umschlag an die Zofe, in welchem er diese instruirte, was sie zu thun habe. Sophie erwartete etwas und war daher früh zu Platze, und Cyriax sah, wie sie den Brief fand und mit sich fortnahm.

An diesem Morgen verließ die Majorin das Krankenbette wieder gänzlich, und trieb Nachmittags ihre Lieben, da das Wetter freundlich war, zu einem Spaziergang ins Freie. Die Zofe,

welche indessen bei der Majorin bleiben mußte, ging unter einem Vorwand einen Augenblick aus dem Zimmer, und schob eiligst den von Cyriax empfangenen Brief in das neue Testament, das auf Augustens Arbeitstisch lag, gewiß, daß diese ihn Abends vor Schlafengehen, wo sie immer noch einige Zeit zu lesen pflegte, finden würde. Es kam aber anders als sie gedacht hatte. Der Major hatte auf dem Spaziergange seinem Sohne von Köln erzählt, und dabei auch im Vorbeigehen eines gewissen Barons N. gedacht, der Augusten große Aufmerksamkeit erwiesen habe. Dem Capitain fiel der Brief wieder ein, dessen Annahme Thomas verweigert hatte, und er war nun überzeugt, daß der Brief von diesem Baron sey. Er kam daher, als sie zurückgekehrt waren, bald darauf in das Zimmer seiner Schwester, um nochmals mit ihr darüber zu sprechen. Indem er sich mit dem Arme auf ihren Nähtisch, an welchem sie arbeitete, auflegte, sah er die von der Zofe eingepaschte Epistel aus dem daliegenden neuen Testamente herausblicken. — „Ein Brief!" — rief er, ihn herausziehend; — „ein Brief an Fräulein Auguste von Sandau! — (ihn Augusten hinreichend) da, öffne ihn und lies von den Liebesqualen deines Anbeters!" — Auguste war erschrocken, und weigerte sich den Brief anzunehmen.

„Mit einem adlichen Wappen ist er nicht gesiegelt, — sagte der Capitain, — das thut aber nichts; der Umschag ist am Ende vom Pater."

Auguste. Laß sehen! — Ja, das ist des Paters Handschrift. Nun mag ich den Brief gar nicht sehen, und noch weniger lesen. Denn wozu ein Umschlag vom Pater, wenn der Baron an mich geschrieben hat? — Gewiß hat der Pater in Auftrag des Barons geschrieben, und das ist abscheulich!

Ernst. Traue doch dem Baron nicht solchen Mangel an Delicatesse zu! Ich dächte doch, du könntest den Brief unbedenklich aufmachen.

Auguste. Nimmermehr! Hinter der Aeltern Rücken nehme ich keine Briefe an.

Ernst. So gib ihn dem Vater, und laß ihn diesen öffnen.

Auguste. Auch das nicht! Rede mir hier nicht darein; es betrifft meine Ehre.

Sie nahm den Brief, und schrieb auf die Adresse: „Wird nicht angenommen, sondern geht uneröffnet zurück an den Herrn Absender." — Der Capitain stritt noch immer mit ihr darüber, als der Major eintrat mit der Frage: worüber streitet ihr denn, Kinder? — Nachdem ihm der Zusammenhang der Sache gesagt worden war, sprach er: „Auguste hat sehr recht gehabt. Sie konnte den Brief durchaus nicht annehmen. Bei mir aber ist es etwas anderes. Ich glaube, daß mir sogar die Verpflichtung obliegt, geradezu zu gehen, und zu sehen, was man hinter meinem Rücken für Sachen treiben will.

Er öffnete den Brief, und sah nach der Unterschrift. „Wie? er ist vom Pater Cyriax? — Was hat denn dieser für Geheimnisse?"

Auguste war in peinlicher Verlegenheit, und verwandte keinen Blick von dem Gesichte ihres Vaters. Sie erschrack aber, als sie den Eindruck sah, den das Schreiben auf den Major hervorbrachte, der bald glühend roth wurde vor Zorn, bald blaß vor Aerger.

Da der Major von Natur heftig, und seine Heftigkeit ihm oft eine Ursache zur Reue geworden war, so hatte er es sich schon seit Jahren zum festen Grundsatze gemacht, nie im ersten Eindruck des Zorns zu handeln, sondern sich Zeit zu lassen, um zur Besinnung und Unbefangenheit zurückzukommen; ein Grundsatz, den man reizbaren Gemüthern nicht genug empfehlen kann. Er that sich daher jetzt alle Gewalt an, und sprach bloß: „es ist gut! Ihr sollt es erfahren." Seine Stimme war aber so bebend vor Zorn, daß die Kinder erschraken und Auguste erbleichte. Solche Blitze hatten sie noch nicht aus den Augen des so guten Vaters schießen sehen.

Plötzlich fuhr der Major auf mit der Frage: wer den Wisch gebracht habe? — Dann riß er in die Klingel und ließ den alten Thomas und das Kammermädchen herbeikommen, die er dem strengsten Examen unterwarf. Thomas rechtfertigte sich leicht, da der Capitain bestätigen konnte, daß Thomas ihn schon gestern seinen Auftritt mit dem Pater erzählt habe. Sophie läugnete was sie konnte, und berief sich darauf, daß sie in Abwesenheit des Fräuleins bei der Frau gewesen sey, und diese keinen Augenblick verlassen habe.

Dem Major kam allmählig die Besinnung wieder, und da er aus dem Briefe sah, daß Cyriax schon am andern Morgen

erfahren hatte, was Abends zwischen den Kindern und der Mutter vorgefallen war, so sah er klar, daß aus dem Hause geklatscht worden sey. Der Major fragte daher die Kinder, wer von den Leuten im Zimmer gewesen sey, als sie vorgestern Abends an der Mutter Bette gewesen wären. Der Capitain besann sich, daß Sophie einmal in die Stube gekommen sey. — „Es ist gut!" sprach der Major. „Bleibt alle hier in der Stube bis ich wieder komme. Keines wage einen Schritt zur Thüre, und du, mein Sohn, sorge, daß mein Befehl befolgt werde."

Der Major ging hastig in Sophiens Schlafgemach und visitirte alles so genau als er konnte, fand aber nichts. Sophie hatte das von Cyriax erhaltene Billet sogleich verbrannt, nicht aber den leeren Umschlag. Nur erst beim Weggehen wurde der Major auf ein Blättchen Papier aufmerksam, das vor der Thüre lag. Es war zwar nichts darauf und nichts darin geschrieben; aber doch fand er noch die Hälfte vom Siegel daran kleben, und das war offenbar das des Paters. Es wurde ihm dadurch gewiß, daß der Brief durch Sophiens Hände gegangen sey; doch begriff er auch, daß er sie durch dieses Blatt nicht überweisen könne. „Ich will — sprach er nach einigem Nachdenken — die verwünschte Sache ruhen lassen bis morgen! Vielleicht kommt guter Rath über Nacht."

Dieß war ohnstreitig der beste Entschluß. Er entließ daher Thomas und Sophien ihrer Haft, und wies die Fragen der Kinder durch die Zusicherung zurück, daß sie alles erfahren, auch den Brief zu lesen bekommen sollten, daß er aber gute Gründe habe, erst einige Tage vergehen zu lassen. Indessen sollten sie von dem Briefe kein Wort gegen irgend jemand reden, am wenigsten gegen die Mutter.

Am Abend nahm der Major den alten Thomas beim Schlafengehn heimlich vor, und ließ sich alles erzählen. Es war ihm gar nicht zweifelhaft, daß Sophie die Zuträgerin beim Pfarrer sey und mit ihm unter einer Decke spiele. Das war auch die Meinung des Alten. „Hab' Acht, Alter, — sprach der Major, — und siehe, daß du mir hinter die Pascherei kommst."

Das ließ sich nun der Alte nicht zweimal sagen; denn er war der Zofe, die ihn immer schnippisch behandelte, nicht eben grün, und er schloß aus dem, was er gesehen und gehört hatte,

daß es sich hier um etwas schlimmeres als um einen Liebesbrief handeln müsse. Er überlegte sich die Sache noch die Nacht im Bette und glaubte herauszuklügeln, daß Sophie nur auf ihren Morgengängen in die Meierei sich mit dem Pater in Rapport setzen müsse, und es fiel ihm nun auf, daß dieser Weg gewöhnlich der Hausmagd obliege, und daß Sophie nur manchmal, aber dann mit großer Zudringlichkeit, diesen Weg sich anmaße. „Wenn ich recht habe, so wird Sophie morgen früh auf jeden Fall die Milch holen, um dem Pater Rapport zu machen."

Der Alte war daher früh auf, besorgte seine Geschäfte, nahm die Flinte auf den Rücken, und ging, wie er sagte, einen Fuchs zu belauschen. Er schlich sich aber auf einem Seitenwege zu einem halb eingerissenen Haferfeim, der dem Pfarrgarten gegenüber lag, wo er den Weg ziemlich übersehen konnte, und legte sich da auf die Lauer. Sophie kam richtig, sah sich an der Ecke des Zauns überall um, griff in einen Strauch am Zaune, brachte etwas heraus, das sie in die Tasche steckte, legte etwas anderes dafür hinein und entfernte sich eiligst. Der Alte verließ sogleich sein Versteck und untersuchte den Zaun, wo er sogleich den alten Weidenstock sah. „Der sieht ja grade aus, wie ein Gotteskasten", — dachte er, und fand bei näherer Prüfung ein Billet in der Höhlung des Stocks, mit dem er sich rasch entfernte, und es sofort dem Major übergab. Der Zettel enthielt nichts als eine kurze Benachrichtigung von dem, was sie gethan habe, und was darauf erfolgt sey. Als Sophie zurückkam, hielt sie der Major ohne Umstände an, griff ihr in die Tasche und zog einen Brief von Cyriax heraus. Dieser schrieb der Zofe, sie möchte den empfangenen Brief nicht übergeben, sondern sogleich verbrennen; er habe im Zorn geschrieben und sich die Sache besser überlegt.

Hätte der Major nicht seine Frau schonen wollen, so würde ein schweres Ungewitter losgebrochen seyn. So aber schwieg er und jagte nur die Zofe fort, weiteres sich vorbehaltend. Cyriax aber, als er die Kunde vernahm, verreisete auf der Stelle auf drei Wochen, angeblich von seinen geistlichen Oberen gerufen.

Der Major war zweifelhaft, ob er den Brief Augusten zeigen sollte. Er besprach sich darüber mit dem Capitain, dem er den Brief zu lesen gab. „Ich war so froh, — sprach er, —

daß Augustens Herz endlich zur Ruhe kam. Soll ich sie nun den Brief lesen lassen, und sie wieder in die alten Qualen stürzen? denn es wäre doch möglich, daß die donnernden Worte sie erschütterten." Der Capitain war aber der Meinung, das müsse man darauf wagen. Es sey besser, Auguste bewähre ihre bessere Ueberzeugung bei diesem Sturme auf ihr Herz, als daß man ihr denselben erspare; denn es könne sich ja bald ein anderer Cyriax finden, der sie in gleicher Art bestürme. Denn wie Cyriax spreche, so sprächen alle, und müßten so sprechen, wenn sie auch milder dächten, weil sie gar zu abhängig seyen von ihren Oberen.

Der Capitain übernahm es, Augusten auf den Inhalt des Briefs vorzubereiten, und am achten Morgen darauf bekam ihn Auguste aus den Händen des Vaters.

So schlau Cyriax war, so hatte er doch das Fräulein falsch beurtheilt. Sie war nicht „weich wie Wachs." Ein tiefes religiöses Gefühl wohnte in ihr, und da sie die Religion ganz aus Cyriax Munde empfing, so nahm sie seine Worte mit unbedingter Hingebung auf. Cyriax aber glaubte, diese Hingebung gelte seiner Person und der Kirche. Darum stand er in der Meinung, er dürfe nur seinen und der Kirche Zorn zeigen, um Augusten zu seinen Füßen sinken zu sehen. Er irrte sehr. Seit Auguste die Evangelien gelesen hatte, so hatte sie einen unendlich würdigern Gegenstand der Hingabe ihres Herzens gefunden, Christum selbst, dessen Worte und Aussprüche, besonders aber dessen liebevoller, menschenfreundlicher Geist ihr Herz auf's Tiefste ergriff, und den finstern, unversöhnlichen und unbilligen Haß, den Cyriax und die Priester ihrer Kirche gegen die Evangelischen hegten, in seiner ganzen Widrigkeit darstellte. Nur ein Umstand demüthigte sie, nämlich, daß sie sich in Köln hatte hinreißen lassen zu dem Versprechen, ihre Mutter mit Bekehrungsversuchen zu quälen. Uebrigens fühlte sie sich durch den Brief auf's Tiefste verletzt und gekränkt. „Meint denn der herrschsüchtige Priester, — rief sie aus, — daß ich seine Sclavin sey, die keinen Gedanken und kein Gefühl haben solle, das er nicht wisse, vorschreibe, genehmige! — Und mich gradehin zur Hölle zu verdamme? — Was ist denn mein Verbrechen? — Daß ich den befragt und gehört habe, den Herrn, dessen Diener die Priester sind, von dem sie erst alle Gewalt, alle Wahrheit bekommen haben! —

Und meine Mutter soll ich verachten lernen! — um seinetwillen verachten!"

„Mir ist es auch nicht gut ergangen, Auguste! — sprach der Capitain; — denn der „unverständige Patron der Ketzerei" ist ja doch kein anderer als meine werthe Person. Hast du aber den feinen Schluß bemerkt, wo er dir feierlich verbietet, mit jemanden, selbst nicht mit dem Vater, über den Brief zu sprechen? — Er hat dich von aller Hülfe der Deinigen losreißen wollen, um dich unbedingt in seiner Gewalt zu haben."

„Dafür — sprach der Major heftig — würde er meinem Degen verantwortlich seyn, wenn er nicht die Tonsur hätte. — Du siehst aber, Auguste, wie ungerathen es ist, wenn der Katholik sich seinem Priester so unbedingt hingibt, wie du bisher gethan hast. Du magst dir daraus eine Lehre nehmen für die Zukunft. Alle Ehre dem Amte der Herren! aber ihr Sclav muß man nicht seyn; zu Wächtern aller Gefühle und Gedanken muß man sie nicht machen. Das wollen sie freilich; darum dringen sie darauf, daß ihnen alles, alles gebeichtet werden müsse. Wahrlich! die Katholiken, welche es sich zur Gewissenssache machen, ihren Beichtigern jedes Geheimniß ihres Herzens zu offenbaren, und ihren Aussprüchen als Göttersprüchen zu gehorchen, die überliefern sich ihnen gebunden an Händen und Füßen. — Es ist eine ungeheure, aber auch schreckliche Macht, die man ihnen dadurch in die Hände gibt. Du siehst, Auguste, Cyriax fragt nicht darnach, ob du, ob die Mutter, ob ich unter seinen Einwirkungen zu Grunde gehen, wenn nur sein Reich, seine Macht besteht, wenn du ihm nur auf sein Wort glaubst, daß deine Mutter und jeder ehrliche Protestant verdammt ist."

„Auf sein Wort allein, — entgegnete Ernst, — will er es zwar nicht geglaubt haben, sondern er beruft sich auf die Kirche, auf die Päpste und auf anderes, was aber doch, wie ich hoffe, Augustens richtigen Blick nicht verwirren wird."

„Ich maße mir nicht an, — sprach Auguste, — über seine Gründe und so gelehrte Sachen absprechen zu wollen, sondern ich vertraue darin den Aussprüchen unsers Herrn und seiner Apostel und dem Gefühle meines eigenen Herzens. Wohl aber würde es mir lehrreich seyn, einmal einen unparteiischen Gottesgelehrten darüber zu vernehmen."

„Das kann geschehen! — rief der Major; — aber nicht hier, sondern an einem andern Orte! — Sobald die Mutter reisen kann, will ich von hier fort. Wir wollen den Frühling an dem Oberrhein verleben, damit wir hier aus der dicken Luft etwas herauskommen. — Ja! (rief der Major freudig) wir wollen mit den Lerchen aufbrechen und den Nachtigallen entgegen reisen, uns des schönen Frühlings freuen, und die priesterlichen Händel der Kölner vergessen. Der Arzt will so, daß die Mutter die Bäder in Wiesbaden brauchen soll. So gehen wir nach Mainz oder Wiesbaden, und lassen die trüben Wolken bleiben, wo sie wollen."

Der Capitain hatte sich noch vorbehalten, dem Pater Cyriax „eine Lection zu geben", wie er sich ausdrückte. Es war ihm daher sehr verdrießlich, als er die plötzliche Abreise des Paters erfuhr. Sein Urlaub ging nun zu Ende, und er benutzte die kurze Zeit noch, um die Gemüthsruhe Augustens zu befestigen. Denn er bemerkte doch, daß einige Aeußerungen des Paters Augusten allmählig etwas beunruhigten. So bat sie ihn, zu sagen, was es doch mit dem Spruche, den ihr Cyriax vorgehalten habe, Matth. 10, 37., für eine Bewandtniß habe. — Der Capitain erwiederte: „Das Wort des Herrn: Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, der ist meiner nicht werth, bezieht sich auf die, welche sich aus Rücksicht auf Vater und Mutter nicht entschließen konnten, den Herrn für den verheißenen Christus anzuerkennen und sich an seine Person anzuschließen; also auf die, welche gar nicht Christen wurden. Du aber bist ja Christin und Katholikin, und du grade folgst dem Herrn, daß du seinem Gebote gehorchst, deine Mitchristen, die Evangelischen, nicht zu verfluchen und zur Hölle zu verdammen. Der Herr sagt nicht: wer nicht den Pater Cyriax, die Priester oder den heiligen Vater, sondern er sagt: wer mich nicht mehr liebt, als Vater und Mutter, der ist mein nicht werth. — Und was der Pater da sagt von der Kirche, daß nur die römisch-katholische die Kirche sey, so hat der Herr darüber ganz anders gesprochen. Er sagt Matth. 18, 20: Wo irgend zwei oder drei in meinem Namen versammlet sind, da bin ich mitten unter ihnen. Und die Evangelischen sind ja nicht

aus der Erde gewachsen über Nacht, sondern sie sind aus der katholischen Kirche ausgegangen, und haben unser Credo, unsre beiden alten allgemeinen Glaubensbekenntnisse, das nicänische und athanasianische, die heilige Bibel und zwei Sacramente von uns mitgenommen; sie wurzeln also, eben so wie wir, in der ersten Kirche. Ja, diese ist es, auf welche sie zurückgehen und nach deren Vorgang sie ihren Glauben, ihre Gottesverehrung und ihre Gebräuche eingerichtet haben. Ueberhaupt aber mußt du dessen eingedenk bleiben, daß unsre Priester, wenn sie von „der Kirche" reden, meistens nur sich selbst in Gedanken haben, und daß sie so die hohen Rechte, welche der Kirche Gottes zustehen, auf sich und ihre Herrschaft über den Staat und die Laien übertragen. Die Kirche aber umfaßt alle Christen, von denen die Priester nur ein sehr kleiner, aber hoch bevorrechteter Theil sind. Sie sind da um der Kirche willen, um dieser zu dienen, nicht aber ist die Kirche da um ihretwillen, um ihnen zu dienen. Wenn aber Cyriax spricht, der heilige Vater und die Kirche ständen über der Bibel wie der Himmel über der Erde, so ist das grade so, als wenn man sagte, der Statthalter des Regenten und die ihm untergeordneten Staatsdiener ständen über dem Regenten und über dem von ihm gegebenen Codex der Verfassung und der Gesetze. Da wären sie nicht mehr Stellvertreter des Regenten, sondern selbst unabhängige Souveraine, nicht verantwortliche Diener, sondern absolute Herren. Da nun aber der heilige Vater und die ihm untergeordnete Priesterschaft selbst nur für Statthalter Gottes und Christi gehalten seyn wollen, so stehen sie nicht über, sondern unter dem heiligen Codex, der Bibel, welche Gottes und Christi Anordnungen enthält, und dürfen daher den Aussprüchen Gottes und Christi nicht entgegen entscheiden. Thun sie es aber dennoch, so ist dann ihre Entscheidung bloß ihr menschlicher Ausspruch, aus ihrer Auctorität hervorgegangen, wie z. B. ihr Verdammungsurtheil über die Evangelischen."

„Daß er mir aber drohet, — sagte Auguste, — daß die Mutter Gottes und die Heiligen sich von mir gewendet hätten, und daß ich auf die Fürbitte derselben nicht mehr rechnen könne, das ist etwas, was mich ganz ängstlich macht, wenn ich mir es als wahr denke."

Sey doch, sprach der Capitain, darüber ohne Sorgen! Cyriax hätte das Versprechen, deine Mutter katholisch zu machen, weder von dir fordern noch es annehmen sollen. — Uebrigens verehre ich die Heiligen und die Märtyrer des Glaubens gar sehr, und halte es für nützlich und recht, ihr Andenken zu erhalten. Was aber ihre Fürbitte bei Gott betrifft, so ängstige ich mich darüber nicht, wenn ich denke, daß sie mir fehlt. Denn siehe doch! die Frommen des alten Testaments hatten ja weder Märtyrer noch Heilige, sondern beteten zu Gott. David in seinen schönen Psalmen ruft immer Gott unmittelbar, aber keinen Heiligen an, und er empfing die schöne Verheißung von Gott: Rufe mich an in der Zeit der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen. Auch Jesus und die Apostel hatten noch keine Heiligen und Märtyrer, deren erster ja der christliche Diakonus Stephanus war, und der Herr lehrt uns im Vaterunser, alle Bitten an den himmlischen Vater sebst zu richten. Wenn du nur also weißt, daß du der Liebe Gottes und Christi durch Gehorsam gegen ihre Gebote würdig bist, so kannst du getrost zu ihnen beten. Uebrigens kann ich auch nicht glauben, daß die Heiligen und Märtyrer die evangelischen Christen, wenn diese zu ihrer Zeit schon existirt hätten, für Höllenkinder erklärt haben würden."

Siebentes Kapitel.

Roma loquuta est; res judicata est.

(Rom hat gesprochen, dann gilt kein Widerspruch.)

Nachdem der Capitain zu seinem Regimente zurückgekehrt war, so wünschte der Major, Eichfeld so bald als möglich zu verlassen. Die Gesundheit der Majorin gestattete auch eine Reise; sie hatte aber das Verlangen, ehe sie Eichfeld verließ, noch von ihrem evangelischen Beichtvater das Abendmahl zu empfangen. Sonst pflegte sie für solchen Zweck zu ihm zu reisen; aber dießmal wurde beschlossen, ihn herkommen zu lassen, und die heilige Handlung in einem Zimmer des freiherrlichen Schlosses zu feiern, das für diesen Zweck eingerichtet wurde. Der Major war nicht nur selbst dabei gegenwärtig, sondern er verlangte auch die Gegenwart Augustens und der Dienerschaft, indem er meinte, es könne ihnen allen gar nichts schaden, wenn sie einmal einer evangelischen Abendmahlsfeier als Zuschauer beiwohnten.

Der evangelische Geistliche war ein Mann von Geist und Gemüth, ein würdiger Greis, der die Handlung mit Würde und Salbung verrichtete, nachdem er sie mit einer Rede eingeleitet hatte, bei welcher er auch die schwere Krankheit, von welcher die Majorin genesen war, benutzte, um dieser Feier eine besondre Weihe zu geben, und nicht nur die Genesene, sondern auch den Major und Augusten zum Dank gegen Gott zu erwecken. Namentlich legte er Augusten den Gedanken ans Herz, welch ein Glück ihr Gott dadurch gewährt habe, daß ihr, bei ihrer Jugend und Unerfahrenheit, eine so gute und bewährte Mutter erhalten worden sey. Er that dieses zwar kurz, aber so zum Herzen sprechend, daß Auguste tief bewegt wurde. Die ganze Feier, die ungeheuchelte Demuth und Andacht der Mutter, das Würdige der Ceremonie und das Ernste und Gemüthreiche des fungirenden

Geistlichen machte einen großen Eindruck auf sie. „Das also, — dachte sie, — ist die evangelische Messe! So hatte ich mir es nicht gedacht! Die Feier ist so fromm und das Gemüth erhebend! Und solche Frömmigkeit sollte dem Höchsten nicht gefallen? Solche Bekenner seines Todes sollte der Herr nicht für die Seinen halten, sondern sie verstoßen zur Hölle?" —

Leicht ließ sich der Geistliche zu dem Versprechen bewegen, noch einige Tage in Eichfeld zu verweilen; denn er hielt es für seine Amtspflicht, auch durch freundliches Gespräch zur Erheiterung des Geistes der Majorin beizutragen. In der evangelischen Kirche ist freilich der Beichtvater nicht Herr des Gewissens seines Beichtkindes, will es auch nicht seyn; auch verlangt er auf keine Weise, daß das Beichtkind ihm alles, was es gedacht, gethan, gefühlt, gewünscht habe, hererzählen solle: aber er ist doch der nähere Vertraute, der geistliche Berather seines Beichtkindes, wenn ihm dieses freiwillig irgend ein Anliegen seiner Seele eröffnet. Die Majorin würdigte dieses edle Verhältniß ganz, und sie hatte in dem letzten halben Jahre zu viel erfahren, als daß sie nicht darüber mit ihrem geistlichen Freunde hätte sprechen sollen. Sie eröffnete ihm daher auch ihr Verhältniß zu Augusten, wie bedenklich es geworden sey, und wie es sich nur erst seit kurzem besser gestaltet habe. Er rieth ihr dringend, sie auf längere Zeit aus der Atmosphäre des Paters Cyriax zu entfernen, besonders aber mit ihr eine Zeitlang an einem Orte evangelischer Confession sich aufzuhalten, damit sie von dem Wahne, als ob alle Evangelische unter das Reich Satans gehörten, desto vollständiger genesen möchte. Denn er behauptete, jeder Katholik, der längere Zeit mit und unter Evangelischen lebe und ihr häusliches Leben und ihren Gottesdienst sehe, der komme von selbst von der finstern Ketzertheorie zurück, welche der römische Hof mehr um der Consequenz und des geistlichen Wohlstandes willen, als aus eigener Ueberzeugung festhalte.

Auguste selbst hatte Vertrauen zu dem Manne gewonnen. Sie hielt ihn für redlich und wohl unterrichtet, und wünschte daher sehr, ihn über einige Schriftstellen zu hören, welche sie beunruhigten, weil sie ihr das Recht des heiligen Vaters, die Evangelischen zu verdammen, zu enthalten schienen. Gegen Abend daher, als man in traulichen Kreisen beisammen saß, lenkte sie

das Gespräch geschickt so, daß sie endlich dem Geistlichen die Frage vorlegen konnte: ob denn nicht den Nachfolgern des Apostels Petrus, dem heiligen Vater zu Rom, das Recht von Christo gegeben sey, über Seligkeit und Verdammniß zu entscheiden, da Christus zu Petrus gesagt habe, Matth. 16, 19: Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs anvertrauen; und alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn; und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöset seyn. „Damit — sprach Auguste — scheint doch dem heiligen Vater das Recht zugesprochen, daß er solche, die er nicht für würdig achtet, aus der Kirche ausschließen kann, und daß diese Ausschließung auch im Himmel gültig seyn soll. Wer aber ausgeschlossen wird von der Kirche Christi, wie kann der durch Christum selig werden? — Sie wissen, welcher Confession ich bin, aber Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir sagen wollten, wie Sie, als evangelischer Christ, diese Stelle ansehen."

Pfarrer. Hierauf kann ich Ihnen nur antworten, wenn Ihr Herr Vater erlaubt, daß ich darüber mit Ihnen spreche.

Major. Sehr gern! und Sie werden auch mich verbinden, wenn Sie uns darüber eine Mittheilung machen wollen.

Pfarrer. Die Evangelischen bemerken zuerst, daß diese Worte, ihren Sinn ganz beiseite gesetzt, nur zu der Person des Petrus gesagt sind, also nur ihm eine Berechtigung ertheilen, und daß Christus von Nachfolgern des Apostels ganz und gar nichts sagt. Sie bemerken ferner, daß Petrus damals nicht Bischof zu Rom, oder einer andern Gemeinde, daß er überhaupt kein Bischof war, sondern ein Apostel, daß sich also Jesu Worte nicht auf das Bischofamt, oder das Amt eines Vorstehers gläubiger Christen, sondern auf das Apostelamt, oder das Amt eines Verkündigers Christi an Juden und Heiden beziehen. Die Berechtigung daher, welche in den Worten liegen mag, könne dem heiligen Vater nicht zukommen, weil er kein Apostel sey, sondern ein Bischof; vielmehr könne diese Berechtigung nur den Missionarien, die das Evangelium den Ungläubigen verkündigen, und jetzt das Apostelamt führen, zu Gute kommen.

Auguste. Die Unterscheidung ist scharf, aber grundlos scheint sie mir nicht. Denn das Binden und Lösen geschiehet

sonach nicht an Christgläubigen, sondern an solchen, die noch gar nicht an Christum glaubten.

Pfarrer. Ganz recht! Die Gewalt, die dem Petrus gegeben wird, sollte er nicht innerhalb der Gläubigen, sondern außerhalb der Gemeinde Christi, gegen Juden und Heiden üben. Da nun die Evangelischen weder Juden noch Heiden sind, sondern auch an Christum und sein Evangelium glauben, so kann der heilige Vater, wenn wir ihn auch als Nachfolger in dem Bischofamte des Apostels Petrus ansehen, das Binden und Lösen nicht auf die Evangelischen anwenden. — Doch auch davon abgesehen, daß Petrus damals, als Jesus mit ihm redete, nicht Bischof, sondern Apostel war, so konnte sich die Vollmacht doch nur auf ihn, auf seine Person, erstrecken, und mußte mit seinem Tode erlöschen. Denn sie wurde ihm gegeben als Belohnung eines persönlichen Vorzugs, nämlich seines festen Glaubens.

Auguste. Sollte aber nicht doch darin eine gleiche Berechtigung für die Nachfolger auf dem Stuhle Petri liegen? —

Pfarrer. Die Berechtigung war so groß und wichtig, daß Jesus, wenn er sie auch auf alle Priester oder alle künftige Bischöfe von Rom hätte ausdehnen wollen, dieß gewiß ausdrücklich gesagt hätte, ja hätte sagen müssen. Denn eine solche Berechtigung ohne eine ausdrückliche Erklärung Christi auch auf andere Menschen, die nicht grade und bei weitem nicht ein Petrus sind, auszudehnen, kann ja doch auf keine Weise erlaubt seyn. Setzen Sie den Fall, ein König hätte einen Statthalter in einer Provinz, dessen Weisheit und Treue sich besonders bewährt hätte, und der König gäbe ihm deßhalb volle Gewalt, anzuordnen und zu thun was er wollte, mit der Zusicherung, daß seine Aussprüche stets die königliche Genehmigung bekommen sollten: würde denn damit allen künftigen Statthaltern der Provinz eine gleiche Gewalt gegeben?

Auguste. Freilich nicht, wenn nicht der König ausdrücklich sagte, daß auch alle Nachfolger dieselbe Gewalt haben sollten.

Pfarrer. Und wenn nun die Nachfolger das königliche Wort an ihren Vorgänger als eine bleibende Berechtigung, die auch ihnen zustünde, ansehen wollten, so würde das ein Mißbrauch seyn, und der König würde sich wohl hüten, alles zu

genehmigen, was sie vornähmen. So wird auch Christus die Sprüche des heiligen Vaters um des Wortes willen, das er zu Petrus sprach, auf keine Weise genehmigen. — Und dann hat doch gewiß die Vollmacht, die Petro gegeben wurde, eine natürliche Einschränkung, die sich von selbst versteht; nämlich die, daß Jesus voraussetzt, Petrus werde die Gewalt nur nach Christi Willen, und nicht zum Unrecht anwenden. Denn es ist ja gar nicht denkbar, daß Jesus habe sagen wollen: was du bindest oder lösest, es geschehe mit Recht oder Unrecht, aus Leidenschaft oder aus guten Gründen, übereilt oder besonnen, das will ich ratificiren.

Auguste. Das versteht sich von selbst.

Pfarrer. Sollte also der heilige Vater die Evangelischen ohne Grund und richtige Ursache verdammen, so wird sein Spruch von Christo nicht ratificirt; noch weniger, wenn es ewige Verdammniß gilt.

Auguste. Es wäre ja Frevel, zu glauben, Gott bestätige ungerechte Richtersprüche.

Pfarrer. Sie sehen also, daß es nicht genug ist, daß der heilige Vater irgend einen nur für einen Ketzer und Verdammten erklärt, sondern daß man allemal erst untersuchen muß, ob er auch ein Recht dazu habe, und daß sein Spruch, wo es an diesem Rechte fehlt, nicht mehr vor Gott gilt, als jedes andere ungegründete Verdammungsurtheil eines Menschen. Mit dem Waidspruch: Rom hat gesprochen, also ist es so! kommt man daher nicht fort.

Auguste. Das ist sehr tröstlich! — Worin aber besteht denn wohl die Berechtigung, welche mit diesen Worten dem Petrus ertheilt wird?

Pfarrer. Dieser Untersuchung könnten wir eigentlich überhoben sey, da wir fanden, die Berechtigung gelte nur dem Apostel, nicht dem Bischof, nur der Person Petri, nicht seinen Nachfolgern, und heilige, wenn auch dieses sey, doch keine falschen und ungerechten Urtheile derselben. Die Berechtigung selbst verstehen wir aber auf folgende Weise. Jesus spricht zu Petrus, und von Petrus, nicht von allen Menschen oder von allen Zeiten. Noch waren Petrus und die andern Apostel bei ihm, aber nahe war die Zeit, wo er sie zu Juden und Heiden aussenden

wollte, um ihm eine Gemeinde zu sammeln. In dieser Beziehung müssen die Worte verstanden werden. Das Himmelreich ist daher nicht das ewige Leben, sondern das Reich Gottes auf Erden, die Kirche. Zu dieser sollten nun die Apostel bald einladen, und diejenigen, welche an Christum glaubten, nahmen sie nachher in die Kirche auf, und tauften sie, wodurch sie Vergebung ihrer früher begangenen Sünden erhielten. Davon ist hier die Rede, und Jesus sagt eigentlich dieses zu Petrus: Du sollst die Gewalt haben, Juden und Heiden, welche Christen werden wollen, in die Gemeinschaft der Kirche entweder aufzunehmen und sie taufen und durch die Taufe ihrer Sünden entbinden zu lassen, oder auch sie zurückzuweisen und ihnen die Taufe, die Lösung ihrer Sünden zu versagen. Was du darin thun wirst, das soll nach meinem und meines Vaters Urtheil bestätigt werden. Es ist daher von der Aufnahme der Juden und Heiden in die irdische Kirche Christi, nicht aber von der Aufnahme derer, die Christen sind, in das ewige Leben, die Rede. Darum ist es ein Spruch nicht für die Priester, als Priester, sondern für die christlichen Missionaire. Die können sich getrösten, daß, wenn sie einen Nichtchristen zum Glauben gebracht haben, und ihn nun durch die Taufe zum Christen machen, Christus denselben nun auch als ein Glied seiner Kirche aufnimmt und ansiehet.

Auguste. So ist wohl auch ein ähnlicher Ausspruch auf gleiche Weise zu verstehen, nämlich wenn Jesus Matth. 18, 18 sagt: Was ihr immer auf Erden binden werdet, daß wird auch im Himmel gebunden; und was ihr immer auf Erden lösen werdet, wird auch im Himmel gelöset seyn.

Pfarrer. Man sollte es denken; denn die Worte sind ganz dieselben, und Jesus, — was ich zu bemerken bitte, — sagt sie hier nicht zu Petro allein, sondern zu allen seinen Schülern. Der Zusammenhang der Rede Jesu aber erlaubt hier nicht an dasselbe zu denken. Denn er spricht im Vorhergehenden davon, wie sich seine Schüler bei ihnen widerfahrnen Beleidigungen verhalten sollten vor Gericht. Wenn sich ein Bruder wider einen versündige, ihm ein Unrecht zufüge, so solle er ihm erst allein sein Unrecht vorstellen, wenn das nicht helfe, noch einige Freunde hinzunehmen, wenn auch dieses nicht fruchte, die Sache

vor die ganze Gemeinde, vor alle Schüler Jesu bringen, und wenn er auch deren Urtheil verwerfe, ihn nicht mehr als Schüler Jesu, als Mitbruder, ansehen. Einen solchen Spruch der ganzen Gemeinde über Recht oder Unrecht werde er, — sagt nun Jesus, — jederzeit als gültig ansehen, und er werde auch vor Gottes Urtheil gelten. Sie sehen also wohl, mein Fräulein, daß hier von Glaubenslehren und Glaubensirrthümern oder von Disciplinarsachen der Kirche nicht die Rede ist, sondern von Versündigungen gegen Andere, von begangenem Unrecht, und daß auch das Urtheil in solchem Falle nicht Einem, etwa dem Petrus, oder nur den Aposteln, sondern der ganzen Gemeinde zugeschrieben wird.

Auguste. Und was sagen Sie denn von der Stelle Joh. 20, 22. 23, wo Jesus zu seinen Schülern spricht: Empfanget den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden erlasset, denen werden sie erlassen; welchen ihr sie aber nicht erlasset, denen sind sie auch nicht erlassen.

Pfarrer. Der Herr sendete, als er so sprach, die Apostel aus, Juden und Heiden zu ihm zu rufen. Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch! sagt er im 21sten Verse. Der Sinn ist ganz derselbe, wie in der ersten Stelle. Er ertheilt nämlich hier allen Aposteln, nicht bloß dem Petrus, die Vollmacht, Juden und Heiden, die an ihn glauben würden, in seine Gemeinde aufzunehmen, und sie zur Taufe, und dadurch zur Vergebung ihrer Sünden, zuzulassen, mit der Versicherung, daß solche Aufnahme und Taufe ihm und seinem himmlischen Vater wohlgefällig sey.

Auguste. Es scheint aber doch hier der Priesterschaft ein besonderer Vorzug eingeräumt zu werden, da der Herr sagt: Empfanget den heiligen Geist. Wer vom Geiste Gottes regiert wird, der scheint ja unfehlbar, dessen Aussprüche scheinen von entscheidender Geltung seyn zu müssen. Wenn dieses schon von allen Priestern gilt, wie vielmehr von deren Haupte, dem heiligen Vater? — Darauf bezog sich auch der Pater Cyriax, als er mir den Grundsatz einschärfte: Wenn Rom gesprochen hat, so gilt durchaus keine Widerrede, sondern die Sache ist dann abgethan.

Pfarrer. Ich dächte wir ließen das; denn es könnte den Schein gewinnen, als wollte ich Sie in Ihrer Confession irre machen, und dieß — will ich nicht. Sie wissen ja, daß wir Evangelischen jene Unfehlbarkeit des römischen Stuhles nicht anerkennen.

Auguste. Ich weiß dieß wohl! Ich möchte aber gern hören, welche Gründe die Evangelischen dagegen anführen. Ich glaube nicht, daß man aufhört, ein guter Katholik zu seyn, wenn man auch nicht jeden Ausspruch, den der heilige Vater als Oberhaupt der Kirche thut, ohne weiteres für ganz unfehlbar hält. Ich möchte aber diesen meinen Glauben auch nach allen Seiten hin geprüft sehen, und darum gern wissen, was Sie zu jenem Worte sagen: Empfanget den heiligen Geist.

Pfarrer. Nun denn, — so bemerke ich Ihnen, daß damit den Aposteln ein besonderes Vorrecht gar nicht gegeben war. Nicht nur redet hier Christus mit allen seinen Schülern, sondern der heilige Geist wurde auch am Pfingstfest über die ganze Gemeinde ausgegossen, und eben so über alle, die Christen wurden, wenn sie die Taufe empfingen. Der Geist war ein Gemeingut aller Christen, der Priester und Laien. Jene sind also von Christo nicht zu infalliblen Herren bestellt worden, diese nicht zu Sclaven. Lesen Sie nur gefälligst Apostg. 2, 38. — 8, 15 ff. 9, 17. 10, 44 — 47. 19, 2. 6. 1 Kor. 3, 16. 12, 7 ff. Eph. 1, 17. 4, 30. 1 Petr. 4, 14. Die Apostel waren daher auch weit davon entfernt, sich als Herren des Glaubens der Laien ausbringen zu wollen. Paulus schreibt an die Gemeinde zu Korinth im 2. Brief 1. Kap. V. 24, er sey aus Schonung gegen die Korinther nicht zu ihnen gekommen, sondern habe geschrieben, aber dieses „nicht als ob wir uns die Herrschaft über euern Glauben anmaßen wollten; sondern nur Mitbeförderer eurer Freude wollen wir seyn; denn ihr stehet ja noch im Glauben." Und Johannes bezeugt im 1. Br. Kap. 2, 21. seinen Lesern ausdrücklich: „Ich schreibe euch nicht, als wenn ihr nicht wüßtet, was Wahrheit sey; nein, ihr kennet sie, und wisset, daß von der Wahrheit keine Irrlehre ausgehen kann. Vers 27: Es bleibt euch die Weihe, welche ihr einmal von Ihm empfangen habt, und so bedürfet ihr

nicht, daß ein Andrer euch lehre; sondern so wie diese [bei der Taufe empfangene] Weihe euch über alles belehrt, so ist es auch Wahrheit und kein Irrthum. Deßhalb schreibt der Apostel Paulus sogar 1 Kor. 10, 15: Ich rede zu euch als Verständigen; beurtheilet selbst, was ich sage.

Auguste. So schloß also das Empfangen des Geistes nicht die Unfehlbarkeit ein?

Pfarrer. Wenigstens dachte der Apostel Jakobus hierüber bescheidener, wenn er Jak. 3, 1. 2. schreibt: Meine Brüder, daß doch nicht so viele von euch Lehrer zu werden wünschten. Bedenket, daß unsre Verantwortung nur um so größer seyn wird! Wir fehlen ja alle mannigfaltig. Wer in keinem Worte fehlet, der ist ein vollkommener Mann.

Auguste. Also darf man wohl auch das, was im Geiste vorgetragen wird, prüfen, ob es auch recht sey?

Pfarrer. Paulus und Johannes erlauben es nicht nur, sondern machen es sogar zur Pflicht. Paulus schreibt 1 Thess. 5, 20. 21: Achtet das nicht gering, was die Begeisterten euch vortragen. Prüfet aber Alles; das Gute behaltet. Und 1 Joh. 4, 1. lesen wir: Geliebte! trauet nicht jedem Lehrer, der von Gott begeistert seyn will; sondern prüfet sie, ob sie von Gott begeistert sind.

Auguste. Aber wonach glauben Sie, daß diese Prüfung anzustellen sey?

Pfarrer. Es ist Ihnen wohl bekannt, mein Fräulein, daß die evangelische Kirche nur die Aussprüche Jesu und der Apostel als den Prüfstein gelten läßt. Denn Jesus sagte, als er den Aposteln den Geist der Wahrheit verhieß, Joh. 16, 14: Mich wird er (der Geist) verherrlichen; denn er wird nur aus dem Meinigen nehmen und es euch verkündigen. Was also gegen die Aussprüche Christi und der Apostel ist, das können wir nicht für Wahrheit halten.

Auguste. Meinen Sie aber nicht, ehrwürdiger Freund, daß der Herr, als er Joh. 21, 15—17. Petrus den dreifachen Auftrag gab: weide meine Lämmer! weide meine Schaafe! diesen Apostel und dessen Nachfolger zu Oberhirten

der Christenheit bestellt habe, und daß in diesem oberhirtlichen Amte auch die Berechtigung liege, entscheidend zu bestimmen, was der Christ zu seiner Seligkeit glauben müsse?

Pfarrer. Dieser Auftrag gilt auch nur der Person des Apostels, kann also auf Nachfolger nicht ausgedehnt werden; auch ist er kein ausschließlicher, und es heißt nicht: du allein sollst meine Lämmer weiden. Petrus dachte aber auch nicht daran, daß Christus ihn dadurch zum Oberhirten der Christenheit bestellt habe, sondern er sagt in seinem ersten Briefe (K. 2, 25. 5, 4), Christus sey der Ober- oder Erzhirte, sich selbst aber nennt er nur einfach einen Apostel (Kap. 1, 1.). Daß aber Christus ihm das Apostelamt auf's Neue auftrug, hat seinen Grund darin, daß Petrus kurz vorher den Herrn verläugnet hatte, und daher wohl glauben konnte, sich des Apostelamts unwürdig gemacht zu haben, wenn es ihm nicht auf's Neue übertragen würde; oder darin, daß Petrus, wie man aus dem Vorhergehenden sieht, nach Jesu Tod sich seinem Fischerberuf wieder ergeben hatte, daher er hier die Ermahnung empfängt, wenn er den Herrn noch lieb habe, so solle er nun seinen Apostelberuf ungesäumt antreten. In dem Ausdrucke weiden liegt aber nicht eine unumschränkte Gewalt, wie sie der Hirte über wirkliche Schaafe hat, sondern er ist ein Bild, das anzeigt, Petrus solle andere unterrichten und leiten.

Auguste. Soll aber nicht der Hirte auch das Recht haben, Unwürdige oder Unfolgsame auszusondern?

Pfarrer. Das hat Christus, der allein der Oberhirt ist (Joh. 10. und Hebr. 13, 20), sich selbst vorbehalten, wie er im Evangelio Matthäi Kap. 25, 32. 33 ausdrücklich sagt.

Major. Du siehst also, Auguste, daß es um den Spruch des Paters Cyriax, daß Alle unbedingt schweigen und gehorchen müßten, sobald der römische Stuhl gesprochen habe, nicht ganz sonderlich bestellt ist. — Ich wundre mich aber nur, daß man diesem Grundsatze in der katholischen Kirche nicht längst eine heilsame Einschränkung gegeben hat.

Pfarrer. Dieses ist längst, und zwar sehr feierlich geschehen.

Auguste. — Nicht möglich! — Und doch — wäre dieses wirklich geschehen? Cyriax hat mir kein Wort davon gesagt, son-

dern stets fest behauptet, daß vom Anfang an alles sich in Ehrfurcht gebeugt habe, sobald Rom gesprochen habe.

Pfarrer. Ich glaube es wohl, daß der gute Pater Ihnen davon nichts wird erzählt haben. Vom Anfang an war es viel anders als jetzt. Die Bischöfe von Rom waren Unterthanen des römischen Kaisers, den sie auch für ihren Herrn anerkannten. Noch der Papst Gregor der Große nannte den Kaiser „seinen ihm von Gott gesetzten Herrn, dem er gehorchen müsse, weil ihm Gott die Herrschaft gegeben habe nicht nur über die Soldaten, sondern auch über die Priester." Die späteren Päpste des 11ten Jahrhunderts erst behaupteten, das Kaiserthum sey ein Lehen des heiligen Stuhls, und sie könnten Kaiser einsetzen und absetzen nach Belieben. Auch bezeigten sich die Kaiser ganz als Oberherren der Kirche, setzten Bischöfe, selbst die römischen, ab und ein, beriefen allgemeine Kirchenversammlungen und bestätigten oder verwarfen ihre Entscheidungen.

Auguste. Wie? — haben denn nicht immer die Fürsten der Kirche, die Cardinäle, den heiligen Stuhl besetzt?

Pfarrer. Nein! Das Cardinalscollegium mit seinen Vorrechten ist erst im 11ten Jahrhundert eingeführt worden; also spät genug. — Die Hauptsache aber ist, daß die katholische Kirche selbst dem Grundsatze, daß die Kirche jedem Ausspruche des römischen Stuhles unbedingt glauben und gehorchen müsse, wiederholt und feierlich widersprochen hat.

Auguste (hoch verwundert). Das wäre geschehen? —

Pfarrer. Es ist geschehen von der katholischen Kirche in Frankreich, welche stets den Grundsatz aufgestellt und festgehalten hat, daß die päpstlichen Aussprüche nicht eher gesetzliche Kraft und Verbindlichkeit bekommen, als bis sie von allen Bischöfen geprüft und genehmigt sind. Es ist geschehen von der Kirchenversammlung zu Pisa im J. 1409. Die große Kirchenversammlung von Costnitz im J. 1410, welche den Huß zum Feuertode verdammte, setzte zwei Päpste ab, machte Martin den 5ten zum Papst, und sprach feierlichst aus, daß die Päpste unter einer allgemeinen Kirchenversammlung stünden, und sich den Beschlüssen derselben unterwerfen müßten. Die große, allgemeine Kirchenversammlung zu Basel aber im J. 1431, deren Protector der Herzog von Baiern war, citirte den Papst vor sich, setzte

ihn ab, und stellte den Grundsatz fest, daß der Papst nicht der alleinige Bischof der Kirche sey, sondern daß alle Bischöfe gleicher Berechtigung seyen, und der Papst nur dem Range nach der oberste; daß daher die gesetzgebende Gewalt in der Kirche nicht dem Papste, sondern der Gesammtheit der Bischöfe zustehe. Dieselben Grundsätze erneuerten die Rheinischen Erzbischöfe, auch der von Köln, im Jahre 1786 auf einem Congresse in Bad Ems, wo sie ausdrücklich bestimmten, daß alle römische Bullen und Breve's nicht eher gesetzliche Kraft bekommen sollen, als bis sie von den deutschen Bischöfen geprüft und genehmigt worden seyen. Ja dieß sagten die 3 Rheinischen Erzbischöfe schon früher im J. 1769 in einer Beschwerdeschrift an den Kaiser. Alles dieß ist weltkundig!

Auguste. Also auch die Erzbischöfe am Rhein, sogar der zu Köln, haben nur noch im J. 1786 ausgesprochen, daß man nicht jedes von Rom kommende Breve darum, weil es von Rom kommt, für einen untrüglichen und verbindlichen Glaubensartikel ansehen müsse? — Das glaubt jetzt Jedermann in Köln!

Major. Ich will nicht sagen, daß es alle glauben; aber sie thun wenigstens so, als ob sie's glaubten. Sie scheinen also das Jahr 1786 ganz vergessen zu haben. — Aber wie kommt es doch, daß die wichtigen Beschlüsse jener großen Kirchenversammlungen jetzt so ganz vergessen sind und nicht beachtet werden?

Pfarrer. Sie sollten allerdings noch gelten; aber die Päpste haben sie in Vergessenheit zu bringen gewußt, und die Fürsten waren schwach genug, es sich gefallen zu lassen. Seit nun aber im 17ten Jahrhundert die Jesuiten gestiftet wurden, so haben es sich diese zur besondern Aufgabe gemacht, die Macht der Päpste zu einer absoluten Macht zu erheben, und den Grundsatz geltend zu machen: Rom hat gesprochen, folglich muß Alles schweigen.

Major (für sich). Nun wird mir klar, warum mir Cyriax von Belgien aus so dringend empfohlen wurde.

Auguste. Was Sie mir da gesagt haben, thut meinem Herzen und Gewissen sehr wohl. Ich gestehe, daß mich manche Aussprüche des heiligen Stuhls, wie die Verdammung aller evangelischen Christen und die Verdammung der gemischten Ehen,

immer mit Beben erfüllt haben. Sie schneiden ins Herz, in die tiefsten und heiligsten Gefühle so verwundend ein. — —

Pfarrer. Armes Fräulein! Es wäre schlimm um unsre Ruhe bestellt, wenn wir nach dem Satze: Rom hat gesprochen 2c., Alles unbedingt glauben und thun müßten. Der Apostel Paulus erklärt in dem Briefe an die Römer Kap. 13, daß alle Obrigkeit, auch die heidnische, eine göttliche Anordnung sey. Der große und ruhmreiche Papst Gregor der 7te aber im 11ten Jahrhundert thut den Ausspruch, daß die fürstliche Würde keineswegs von Gott stamme, sondern eine Erfindung des Teufels sey *). Werden Sie ihm dieses wohl auf's Wort glauben? Der Papst Bonifaz der 8te sprach aus, daß die Könige dem Papste nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Sachen untergeben seyen. Die Päpste sprachen aus, daß das Kaiserthum ein Lehen des Papstes sey, der Kaiser und Könige absetzen und einsetzen könne, und sie belegten die, welche das nicht glauben würden, mit dem Banne. Sie behaupteten, kein König oder Fürst dürfe Abgaben von seinen Unterthanen erheben, wenn es ihm nicht der Papst erlaube. Sie erklärten den von den großen Kirchenversammlungen zu Costnitz und Basel ausgesprochenen Grundsatz, daß die Päpste unter einer Kirchenversammlung ständen, für Ketzerei. Dafür erklärten sie auch das Kopernikanische Weltsystem, das doch heut zu Tage allgemein bei Katholiken und Evangelischen als wahr anerkannt ist.

Auguste. Nun, so will ich mich weiter auch nicht quälen wegen des päpstlichen Verdammungsspruchs über die Evangelischen.

Major. Es ist auch wohl damit nicht so ernstlich gemeint. Denn der Papst decretirte ja auch im vorigen Jahrhundert, daß Preußens Königswürde null und nichtig sey, weil nur der Papst Könige machen könne; und in diesem Jahrhundert hat er in aller

*) Lib. VII. ep. 21. bei Harduin, 6. B. p. 1471. sagt Gregor: „Dignitas a secularibus etiam Deum ignorantibus inventa. Quis nesciat, reges et duces ab iis habuisse principium, qui Deum ignorantes, superbia, rapinis, perfidia, homicidiis, postremo universis pene sceleribus mundi principe, diabolo videlicet agitante, super pares scilicet homines, dominari coeca cupiditate et intolerabili praesumtione affectaverunt."

Stille Preußens Königswürde anerkannt, und mit der Krone Preußen Tractate geschlossen.

Pfarrer. Ueberhaupt ist das Seligsprechen oder Verdammen für den eine sehr gleichgültige Sache, der weiß, was der Himmel ist.

Auguste wollte eben fragen, wie das gemeint sey, als Thomas hereintrat, und meldete, daß alles zum Abendbrod bereitet sey.

Achtes Kapitel.

Das Fernrohr.

Während der Abendmahlzeit war die Nacht eingetreten, und der Mond glänzte im ersten Viertel, als man aufstand, freundlich am Himmel. Die Majorin freute sich des Anblicks des stillen Mondes und der funkelnden Sterne am wolkenlosen Himmel, und sagte zu ihrem Geistlichen: „vor einigen Wochen glaubte ich nicht, diesen Anblick noch einmal zu haben.“ Dieser antwortete: „so würden Sie jetzt den Himmel von einem schönern Sterne aus sehen.“ —

Damit ging er auf sein Zimmer, und brachte ein schönes Fernrohr mit, das er auch auf Reisen bei sich führte, weil er ein großer Freund der Sternkunde war, und daher oft scherzweise sagte: zwei Schriften lese er am liebsten, die heilige Schrift und die Sternenschrift. Er richtete das Rohr auf den Mond, und lud Augusten ein, den Mond zu betrachten. Diese, welche den Mond noch nie durch ein Fernrohr betrachtet hatte, wurde durch den Anblick sehr überrascht. „Da sieht man ja, rief sie aus, mit eigenen Augen, daß der Mond keine Scheibe, sondern eine Kugel ist, und daß er große Berge hat! O, wie wundervoll, daß man die Berge im Monde erkennen kann!“

Pfarrer. Lassen Sie sich das nicht befremden! In noch größeren Fernröhren stellen sich die Berge und die Thäler des Mondes so deutlich dar, daß man vom Monde eben so gut Landcharten hat, wie von der Erde. Denn er ist unter allen Welten die, welche uns am nächsten ist, weßhalb er auch, ob er gleich 13 Mal kleiner ist als die Erde, doch so ansehnlich erscheint. Seine Entfernung von der Erde beträgt eine Kleinigkeit, 50,000 Meilen.

Auguste. Eine Kleinigkeit? — Ich dächte, das wäre schrecklich weit. Denken Sie doch! Unsre schnellsten Dampfschiffe fahren stromabwärts etwa zwei Meilen in einer Stunde; ein Dampfschiff, das Tag und Nacht fortginge, brauchte daher 25,000 Stunden, um uns in den Mond zu bringen. Wie viel sind das Tage?

Pfarrer. Das sind 1083 Tage und 8 Stunden, oder 3 Jahre weniger 12 Tage.

Auguste. Eine schreckliche Entfernung! — Wie lange würde aber wohl ein Dampfwagen auf einer Eisenbahn, wenn eine zum Mond führte, brauchen?

Pfarrer. Der Dampfwagen macht acht Meilen in einer Stunde. Er würde 260 Tage und 10 Stunden zu dieser Fahrt brauchen.

Auguste. Das ist ja fast dreiviertel Jahr! — Zur Sonne würde man da wohl einige Jahre brauchen?

Pfarrer. Die geringste Entfernung der Sonne von uns, wenn wir ihr am nächsten sind, (denn im Winter sind wir ihr näher als im Sommer,) beträgt 20 Millionen Meilen. Das Dampfschiff würde daher 10 Millionen Stunden, das ist 1141 Jahre und 201 Tag, brauchen, um in der Sonne anzukommen, wenn man ohne allen Aufenthalt Tag und Nacht fortführe. Ein Dampfwagen aber, wenn es eine Eisenbahn nach der Sonne gäbe, würde 142 Jahre, 253 Tage und 8 Stunden zu dieser Fahrt brauchen.

Auguste. Wie? — Hundert und zwei und vierzig Jahre! da könnte man ja unterwegs zwei Mal sterben!

Pfarrer. Ja wohl! — Wer bei seiner Geburt in einen Dampfwagen nach der Sonne gesetzt würde, der würde, wenn er 70 Jahre alt wäre, noch nicht ganz die Hälfte, und auf dem

Dampfschiff nicht einmal den achten Theil des Weges zurückgelegt haben.

Majorin. Da scheint es ja, bei der Größe dieser Entfernungen, unmöglich zu seyn, daß unser Geist nach dem Tode in eine andere Welt gelangen könne, wie ich mir das immer gedacht habe. Denn wie lange sollte er zubringen, ehe er hin käme?

Pfarrer (lächelnd). Freilich würde es zu lange dauern, wenn er dazu den Schneckengang eines Dampfschiffes oder einer Eisenbahn brauchte. Für die Kräfte aber, denen unser Geist angehört, verschwinden diese Entfernungen fast in Nichts. Das Licht z. B. braucht nur acht Minuten und dreizehn Secunden, um die 20 Millionen Meilen von der Sonne zur Erde zu durchlaufen. — Ein Dampfwagen durchläuft in einer Stunde 8 Meilen, das Licht 151 Millionen Meilen. — Indessen die Sonne ist uns immer noch sehr nahe. — (Er richtet das Fernrohr nach einem andern Stern.) Sehen Sie einmal, mein Fräulein, diesen Stern.

Auguste. Ah! — eine kleine gelbe Kugel, neben welcher vier köstliche Silberpünktchen hell glänzen!

Pfarrer. Das ist der Jupiter mit seinen Trabanten oder Monden, der größte Planet im Sonnensysteme. Der ist, wenn er uns am nächsten steht, doch noch 79 Millionen Meilen, also vier Mal weiter als die Sonne, von der Erde entfernt. Das Dampfschiff würde daher 39 1/2 Million Stunden brauchen, um ihn von der Erde aus zu erreichen, also im günstigsten Falle eine Million 645,833 Tage, das ist 4509 Jahre und 48 Tage. Wenn aber Jupiter am weitesten von uns abstehet, so ist seine Entfernung 130 Millionen Meilen, und dann würde das Dampfschiff 7337 Jahre und 298 Tage brauchen, um auf ihm anzukommen. Rechnen wir ein Menschenleben auf achtzig Jahre, so müßte ein Mensch, der bei der Geburt nach dem Jupiter eingeschifft würde, ziemlich 92 Mal achtzig Jahre alt werden, um noch lebend auf dem Jupiter anzukommen. — Uranus aber, der entfernteste der Planeten, die mit unserer Erde die Sonne umkreisen, steht in seiner weitesten Entfernung 424 Millionen Meilen von der Erde ab, und das Dampfschiff würde etwas über 11,643 Jahre brauchen, um ihn zu erreichen. Hätten wir eine Eisenbahn zum Uranus, auf der wir in einer Stunde acht Mei-

len weit führen, so würden wir doch 6050 Jahre und 63 Tage brauchen, um hinzukommen.

Auguste. O, wie unendlich groß ist die Welt!

Pfarrer. Das alles sind noch sehr nahe Gegenstände im Weltall. Wahrhaft unermeßlich werden die Räume, wenn man die Fixsterne betrachtet. Da hören alle irdischen Maße auf und verschwinden in Nichts.

Major. Wie weit ist denn der nächste Fixstern von der Erde entfernt?

Pfarrer. Die Fixsterne sind so außerordentlich weit von uns entfernt, daß es den Sternkundigen nur erst kürzlich gelang, die Entfernung eines Sterns zu bestimmen, und man hat gefunden, daß er 19⅓ Billionen Meilen von uns entfernt ist, ein Raum, den das Licht erst in 10 Jahren zurücklegt. Welcher Fixstern aber uns der nächste seyn, und wie weit er von uns abstehen mag, das wissen wir noch nicht; doch so viel wissen wir, daß der nächste Fixstern uns nicht näher seyn kann, als vier Billionen Meilen.

Major. Vier Billionen Meilen! — Von dieser Entfernung kann ich mir keine Vorstellung machen.

Pfarrer. Das Licht, das Schnellste was wir kennen, das die 20 Millionen Meilen von der Sonne zur Erde in 8 Minuten und 13 Secunden durchläuft, würde zu 4 Billionen Meilen volle drei Jahre Zeit brauchen, ein Dampfwagen aber, der 8 Meilen in einer Stunde zurücklegt, müßte 227 Millionen 210,502 Jahre und 103 Tage laufen, um 4 Billionen Meilen zurückzulegen. — Das wäre nur bis zum nächsten Fixstern; tausend andere sind aber noch viel weiter entfernt, und von manchem dürfte das Licht Jahrtausende und noch länger brauchen, um bis zu unsrer Erde zu gelangen.

Auguste. Woher aber kann man alles dieses so genau berechnen, da doch niemand hin kann zu den himmlischen Welten?

Pfarrer. Dieser Einwand ist für den in die Wissenschaft Uneingeweihten sehr natürlich, und darum sehr verzeihlich; aber er ist gänzlich grundlos. Schon das genaue Zutreffen aller astronomischen Berechnungen und Vorhersagungen über die Bewegungen der Gestirne muß jedem eine Gewähr seyn für die unwidersprechliche Richtigkeit der Astronomie, und wollen Sie eine auch

dem Ungelehrten ziemlich verständliche Nachweisung dieser Wahrheiten, so lesen Sie einmal das schöne Buch von Littrow: „Die Wunder des Himmels.“ — Doch, lassen Sie uns noch mehr betrachten. — (Er richtet das Fernrohr anders.) Nun sehen Sie einmal hinein, mein Fräulein.

Auguste. O Gott, welcher Glanz! welche Menge von Sternen!

Pfarrer. Sie sehen die Plejaden oder die Gluckhenne. Das sind 44 Sonnen, die uns wegen ihrer unermeßlichen Entfernung so dicht neben einander zu stehen scheinen. Dieses ist jedoch immer noch nichts! — In großen Fernröhren löset sich auch der Silberschimmer der Milchstraße, die wie ein Gürtel um den ganzen Himmel geht, in lauter Sterne oder Sonnen auf, deren Licht nur wegen ihrer unendlichen Entfernung in einen sanften Schimmer zusammenfließt.

Auguste. So sind ja die Welten Gottes ganz unzählbar!

Pfarrer. So ist es! — Gott wäre sehr klein, wenn ein schwacher Mensch ihm alle seine Werke nachrechnen könnte! Hören Sie noch mehr. — Wahrscheinlich gehören alle die Sterne, die wir zerstreuet am Himmel stehen sehen, und auch unsre Sonne mit der Erde und den Planeten, zu dem großen Gürtel der Milchstraße, und erscheinen uns nur darum so zerstreuet, weil unsre Erde selbst zur Milchstraße gehört, und wir mitten in dem Gewimmel ihrer Sonnen stehen, daher wir nach der schmalen Seite des Gürtels hinaus nach allen Seiten einzelne Sterne erblicken, aber nach der Länge hin sehend die Welten so dicht erblicken, daß ihr Glanz in den Schimmer einer lichten Straße zusammenfließt.

Major. Wenn also unsre Erde nicht zur Milchstraße gehörte, sondern weit — unendlich weit von ihr abstände, so müßten wohl alle Sterne, die wir jetzt zerstreuet sehen, nahe beisammen zu stehen scheinen, und endlich, wenn wir uns immer weiter ins Unendliche entfernten, müßten alle Sterne und die Milchstraße nur als ein lichter Nebel von mäßigem Umfange erscheinen.

Pfarrer. So ist es! Und wir sehen wirklich am Himmel eine große Menge solcher kleinen Nebelflecken oder Sternen=

nebel, von denen jeder höchst wahrscheinlich der zusammenfließende Glanz eines ganzen Milchstraßensystems ist.

Auguste. O, wie unendlich groß erscheint mir nun der Schöpfer der Welt!

Pfarrer. Ja, hier heißt es, wie der Psalm sagt: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.

Auguste. Aber wie klein, wie nichtig erscheint da der Mensch!

Pfarrer. Und doch sind wir so groß, daß wir die unermeßliche Größe des Weltalls zu ahnden und so viel von seinen Geheimnissen zu erkennen vermögen. Dieser Einblick ins Weltall ist wohl die festeste Bürgschaft unsrer Fortdauer nach dem Tode, und der schönste Commentar zu dem tröstlichen Worte unsers Herrn, Joh. 14, 2: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, um euch einen Platz zu bereiten." — Wesen, wie wir, welche die fernen Welten Gottes erforschen, messen und in sie mit ihren Augen hineinblicken, müssen auch bestimmt seyn, in sie hineinzukommen. Wie es zwischen den Welten einen physischen Zusammenhang gibt, so muß es auch zwischen ihnen einen geistigen geben. Wie es viele Geschöpfe gibt, die nur für eine Welt zu leben bestimmt scheinen, so muß es auch Geschöpfe geben, die für mehr als eine Welt bestimmt sind, die, wenn sie auf einer Welt ausgelebt haben, in eine andere zu einem neuen Leben eintreten. Und ein solches Wesen ist der Mensch; das zeigt unsre geistige Natur.

Majorin. So ist denn auch des Herrn Himmelfahrt ein solcher Eintritt Jesu in eine neue Welt?

Pfarrer. Allerdings; und was das neue Testament von der Auferstehung sagt, das erfolgt für uns, wenn wir nach dem Tode in eine andere Weltkugel eintreten, wo wir auch einen dieser Welt angemessenen und aus ihren Stoffen bereiteten Leib für unsern Geist erhalten sollen, wie auch der Apostel Paulus hofft und es 2 Korinth. 5, 1—6. ausspricht.

Auguste. Sind denn aber die andern Planeten, die Sonne und die Fixsterne auch bewohnt, oder sollen sie nur erst von der Erde aus an den Menschen Bewohner erhalten?

Pfarrer. Wenn wir die Welten Gottes erfüllen sollten, so möchte es wohl unendlich lange dauern. Dieser Gedanke wäre

zu stolz. Zwar wissen wir von den Bewohnern anderer Welten nichts, aber daß sie auch bewohnt sind, ist außer Zweifel. Denn es wäre ja eine Thorheit, zu glauben, daß auf dem kleinen Sonnenstäubchen, der Erdkugel, nur allein alles belebt sey, in allen andern herrlichen Planeten und in der ungeheuern Sonne aber und in den zahllosen Sternen nur Tod und Oede herrsche. Wie sollte doch die Sonne, deren Strahlen erst alles Leben auf unsrer Erde wecken, selbst kein Leben in ihrem Schooße erzeugen? Wie wäre zu denken, daß dieser gewaltige Weltkörper nicht für sich selbst, sondern nur dazu da wäre, die kleine Erde zu beleuchten?

Auguste. Wie verhält sich denn die Sonne zur Erde?

Pfarrer. Sie ist eine Million 300,000 Mal größer als die Erde. Um diesen Unterschied zu fühlen, so denken Sie sich, die Sonnenkugel sollte ausgehöhlt werden, um die Erde in ihre Mitte zu stellen und in einer Entfernung von 50,000 Meilen den Mond um die Erde herumlaufen zu lassen. Dazu würde nicht nur bequem Raum seyn, sondern die Schale der Sonnenkugel würde immer noch eine Dicke von ungefähr 48,000 Meilen behalten. Die Erdkugel, die unter dem Aequator 5400 Meilen an Umfang hat, würde ein Dampfwagen, wenn eine Eisenbahn in gerader Linie um den Aequator führte, in 28 Tagen 15 Stunden umfahren, wenn in einer Stunde acht Meilen zurückgelegt würden. Um den Sonnenäquator würde aber ein Dampfwagen auf einer Eisenbahn über acht Jahre brauchen, um herum zu kommen. Und ein solcher Weltkörper sollte keine lebendigen Wesen in sich enthalten? Oder die drei großen Planeten, Jupiter, Saturn und Uranus, sollten leer stehen? — Vielmehr läßt sich erwarten, daß sie viel vollkommnere Bewohner bergen, als wir Menschen sind; denn wenn bei ihnen das Leben nach ihren Jahren, das heißt nach ihren Umläufen um die Sonne, gerechnet wird, wie es sehr wahrscheinlich ist, so ist für den Bewohner des Uranus ein Uranusjahr 84 Erdenjahre und 27 Tage lang, und der Uranusbewohner, der 80 Uranusjahre alt ist, hat etwas über 6725 Erdenjahre gelebt.

Majorin. Ich wundere mich nur, wie Menschen noch so kurzsichtig seyn können, sich für die einzigen Bewohner des unermeßlichen Weltalls zu halten; und wie sie sich nur der stol-

zen Anmaßung hingeben können, zu glauben, der Himmel sey nur allein für sie, oder gar für eine Art von ihnen da. Der Wahn, nach welchem jede Religionspartei nur sich als die für den Himmel erwählte betrachtet, erscheint doch bei einem Blick auf's Weltall als eine rechte Armseligkeit.

Pfarrer. Dieser Wahn konnte sich wohl in der alten Zeit erzeugen, wo man den Himmel noch für ein festes Gewölbe hielt, an welchem die Sterne als Lichtpunkte angeheftet seyen, das Thore oder Pforten habe, durch welche nur wenige, gleichsam privilegirte Menschen durch besondere Gunst hindurch gelangen konnten.

Major. Sonach also gäbe es gar keinen Himmel, und also wohl auch keine Hölle?

Pfarrer. In dem nur eben gedachten Sinne gibt es freilich keinen Himmel, das heißt, kein geschlossenes Gewölbe, an dem die Sterne hingen, und das die Erde umgäbe, wie etwa der Luftkreis um die Erde herumliegt. Denn die Sache genau genommen, so gehört unsre Erde sammt uns auch zum Himmel, und wir sind schon im Himmel. Die Erde ist nämlich auch ein Stern, und steht den Bewohnern des Mondes, der Venus, des Jupiters und anderer Planeten eben so, als himmlischer Stern, an ihrem Himmelsgewölbe, wie jene Planeten uns als Sterne über unsern Häuptern erscheinen. Für jene andern Planeten gehört die Erde mit ihren Bewohnern zu ihrem Himmel, wie sie zu unserm Himmel gehören. Denken wir uns aber unter Himmel eine andere und vollkommnere Welt, in welche unser Geist nach dem Tode eintritt, um auf einem andern Sterne ein höheres Leben zu beginnen, so gibt es allerdings einen Himmel.

Major Auch eine Hölle?

Pfarrer. Himmel und Hölle in ihrem Gegensatze, und nach der biblischen Beschreibung sind die Bilder, in welchen die große Wahrheit, daß es Vergeltung des Guten und Bösen nach dem Tode gebe, ausgesprochen ist. Die Vergeltung beginnt schon hier; man kann hier auf Erden schon einen Himmel, aber auch eine Hölle haben; sie wird sich aber fortsetzen in einer andern Welt, und dort noch vollkommener seyn und werden. Wir wissen zwar über die Art jener Vergeltung nichts, aber, wenn wir sehen, wie hier schon die Lagen der Menschen vom Sclaven

bis zum Herrscher, vom Elenden bis zum Glücklichen so verschieden sind; so können wir nicht zweifeln, daß eine größere und reichere Welt, die uns nach dem Tode aufnimmt, auch eine unendlich reiche Mannigfaltigkeit von Verhältnissen und Zuständen darbieten wird, durch welche jedem vergolten werden kann nach seinen Werken.

Majorin. In der Bibel findet sich aber doch jene alte Vorstellung vom Himmel als einem der Erde entgegengesetzten, die Erde umschließenden besondern Raum.

Pfarrer. Allerdings! Die Bibel spricht hierin gänzlich nach den Vorstellungen der alten Welt, nach dem sinnlichen Schein, so wie auch wir von einem Lauf, vom Auf- und Untergang der Sonne reden, ob wir gleich wissen, daß sie still steht, und vom Himmelsgewölbe, ob wir gleich einsehen, daß der Himmel kein Gewölbe ist. Hätte man zu Jesu Zeit anders gesprochen, so würde es niemand verstanden haben; denn die große Summe von Kenntnissen und Erfahrungen, welche uns das Weltgebäude erst aufgeschlossen haben, besitzt das menschliche Geschlecht erst seit der Reformation.

Auguste (aus tiefem Nachsinnen erwachend). Wie ist es denn aber da mit dem Gegensatze des Himmels, der Hölle, dem Wohnorte der Verdammten? Wir Katholiken glauben, daß Himmel und Hölle zwei entgegengesetzte geschlossene Räume seyen, zwischen denen sich noch ein Raum für das Fegefeuer und einer für die Kinder befinde, die vor der Taufe gestorben seyen. Dieß alles will sich ja gar nicht mit der Vorstellung vom Weltall, wie es wirklich ist, reimen!

Pfarrer. Ihre Kirche, mein Fräulein, hat die Bilder, in welchen das heilige Bibelbuch die Strafen der Bösen beschreibt, wörtlich und eigentlich genommen. Die Juden entlehnten das Bild der Strafen der Bösen von dem todten Meere, das jetzt den Ort bedeckt, wo die Städte Sodom und Gomorrha durch unterirdisches Feuer versanken, und das noch jetzt eine Menge Schwefel und Erdpech enthält, so daß kein Fisch in diesem Wasser leben kann. Daher kommen die Strafbilder des Feuers, des Schwefelpfuhls, die nichts anders bezeichnen, als daß dem Bösen nach dem Tode vergolten wird, wie er es verdient hat; und dieses ist das ewig Wahre, das dem Bilde zu

Grunde liegt. Das war aber freilich ein Fehler, das man in der Kirche diese Beschreibungen zu einem unveränderlichen Glaubensartikel gemacht hat, wie dieses Ihre Kirche thut. Da blieb freilich den heiligen Vätern, die an der Spitze Ihrer Kirche stehen, nichts übrig, als die richtige Erkenntniß des Weltalls, als sie aufkam, für sträfliche Ketzerei zu erklären.

Auguste. Hätten sie dieses jemals gethan?

Pfarrer. Der große Sternkundige, Galiläi wurde deßwegen in die Kerker der Inquisition geworfen, aus denen er nicht eher herauskam, als bis er die erkannte Wahrheit als Irrthum widerrufte, und den erkannten Irrthum für Wahrheit erklärte. Fragen Sie nur darüber den Herrn Pater Cyriax.

Auguste. Was aber kann es nur immer dem heiligen Vater helfen, daß er das Gegentheil von dem, was einmal ist, so hartnäckig behauptet? Denn darum ändert sich ja Gottes große Welt nicht, und der Himmel bleibt darum doch ewig, wie ihn nun einmal Gott gemacht hat.

Pfarrer. Das ist die Folge davon, daß die heiligen Väter unfehlbar zu seyn behaupten, die Folge des Grundsatzes: Rom hat gesprochen, also ist die Sache für immer entschieden. Dieser Grundsatz wäre recht gut, wenn wirklich die heiligen Väter zu Rom so vollkommne Leute wären, daß sie in keinem Worte fehlten. Da sie dieses aber nicht sind, so ist der Grundsatz sehr gefährlich, und kann ihnen nur schaden. Denn wenn es ihnen nun einmal begegnet ist, daß sie bei einem ihrer Sprüche fehlgegriffen haben, so können sie mit Ehren nicht zurück, und müssen bei ihrem Satze bleiben, es mag auch gehen wie es will, und wenn es ihnen auch kein Mensch mehr glaubt. So haben sie einmal die gemischten Ehen und die Protestanten verdammt, daher können sie mit Ehren den Bannfluch nicht mehr zurücknehmen, sondern lassen ihn fort und fort ertönen, obgleich sie nicht umhin können, mit protestantischen Regierungen in Kirchensachen zu handeln und Concordate zu schließen. Es wäre aber die höchste Zeit für den heiligen Stuhl, es mit den Protestanten eben so zu machen, wie er es mit dem wahren Weltsysteme gemacht hat.

Auguste. Darf denn der Katholik, ohne zum Ketzer zu werden, daß große Weltall Gottes nach der Wahrheit betrachten?

Pfarrer. Halb und halb! — Da sich das Weltall deßhalb nicht änderte, weil Rom einen irrigen Spruch über dasselbe gefällt hatte, und die rechtgläubigen Sternkundigen unter den Katholiken in Verlegenheit waren, indem sie das wahre Weltsystem auf der einen Seite nicht abläugnen konnten, auf der andern aber auch nicht der Inquisition in die Hände fallen wollten, so erlaubte endlich der heilige Vater vor ungefähr 15 oder 20 Jahren, das wahre Weltsystem vorzutragen; — jedoch wohlgemerkt! nicht als eine Wahrheit, sondern — als Hypothese, das ist, als einen leidlichen Einfall.

Major. Eine feine Auskunft auf die unser einer nicht gefallen wäre! — Ich dächte, der heilige Vater könnte sich nun immer auch entschließen, diese kluge Auskunft auch gegen die evangelischen Christen zu gebrauchen, die nun eben so gut da sind, und trotz aller Verdammungsbullen bleiben werden, wie das Weltsystem da ist und bleibt. Es wäre nun ganz an der Zeit, daß er ausspräche, man dürfe an das Erlanbtseyn der gemischten Ehen und an die Seligkeit der Evangelischen glauben, zwar nicht als an eine Wahrheit, aber doch als einen leidlichen Einfall.

Pfarrer. Damit würde der heilige Vater die Wurzel vieler Uebel und einer Feindseligkeit und Bitterkeit vertilgen, die ja doch endlich einmal ein Ende nehmen muß, wenn nicht die katholische Kirche in Deutschland selbst, und das päpstliche Ansehen in die größten Gefahren und Nachtheile kommen soll. Denn die Zeit kommt ja doch nicht wieder, wo man den Himmel als eine Burg, und die Hölle als das Burgverließ ansah, den heiligen Vater aber als den, der die Schlüssel zu beiden habe. Der Himmel ist nun einmal keine verschlossene Burg, sondern daß große Weltall Gottes; und zu den hehren, lichten Welten Gottes, die uns und allen Geistern geöffnet sind, gibt es einmal keinen Schlüssel, den ein Sterblicher in den Händen trage.

Auguste (lebhaft bewegt). Also damit ist es nichts, daß ein Priester, ein Mensch, durch seinen Spruch den Himmel oder die Hölle öffnen, und dem Einen in jenen verhelfen, den Andern aber in diese verstoßen könnte!

Pfarrer. Damit — Gott sey Dank! — ist es nichts! — Und sagen Sie doch selbst: können Sie wollen oder wünschen,

daß ein Mensch, der ja immer ein Mensch bleibt, irren, oder durch Gefühle, Wünsche und Interessen zu einem Fehlspruch verleitet werden kann, eine so ungeheure Gewalt haben möchte, daß er durch seinen Spruch das Schicksal aller Menschen noch über das Grab hinaus, ja in Ewigkeit, bestimmen, und über das Höchste, — ewige Seligkeit, oder ewige Qualen, — unwiderruflich entscheiden könnte? — Prüfen Sie sich! — würden Sie wohl Gott für weise, gerecht und gütig halten können, wenn er irgend einem Menschen eine solche furchtbare Macht gegeben hätte? — Und was würden Sie von Gott dann urtheilen müssen, wenn er noch überdieß jedes Verdammungsurtheil eines solchen Menschen, auch daß in menschlichem Unmuth gefaßte, unbedingt vollziehen wollte? —

Auguste schwieg. — Die Frage ergriff sie im Innersten. — Dann warf sie sich plötzlich in die Arme der Mutter, und verbarg ihr Gesicht an deren Busen.

Die Majorin küßte die liebe Tochter auf die Wange, und sprach sanft: „Friede — Friede sey zwischen uns, meine Auguste!" — Erfreuet über solchen Anblick, fragte der Major: „was meinst du, Auguste, sollte ich nicht auch ein solches Fernrohr, vielleicht noch ein besseres, anschaffen?"

„Thun Sie es doch! bester Vater, — antwortete die Tochter. — Wenn mir jemals wieder gewisse Nebel vor's Auge treten sollten, so soll sie ein Einblick in das Licht der Sterne Gottes zerstreuen."

Da trat Thomas, der eine Zeitlang zugehört hatte, heran, zupfte das Fräulein bescheidentlich am Kleide, und sagte leise: „Sehen Sie wohl, daß es mit dem Verfluchen nichts ist? Der liebe Gott thut's nun einmal nicht und keiner hat den Fluch so — zwischen den Fingern."

Neuntes Kapitel.

Der Doppelbesuch.

Niemand fühlte sich am Abend dieses Tages glücklicher als die Majorin. Sie sah den schmerzlich gestörten Frieden in ihrem Hause wiederhergestellt, und die einzige Tochter wieder mit Liebe und Vertrauen zu ihr zurückkehren. Daß die Händel in Köln auch eine wohlthätige Rückwirkung auf ihren Mann zeigten und ihn sichtbar von der Priesterpartei zurückzogen, für welche er durch Cyriax bearbeitet worden war, erhöhte ihre Zufriedenheit. „Wie gut doch manchmal ein Ereigniß werden kann, das wir erst als ein Uebel ansehen! Ohne das aufregende Ereigniß mit mit dem Erzbischof hätte ich vielleicht das Herz der Tochter, ja sie selbst verloren, und meinen guten Mann noch tiefer in das revolutionäre Treiben der Priesterpartei verwickelt gesehen!"

Das aber war ihr auch ganz klar, daß sie, wenn es gut bleiben sollte für die Zukunft, alles aufbieten müsse, um den Pater Cyriax aus Eichfeld zu verbannen, oder mit ihrer Familie den Aufenthaltsort zu ändern. Daß jenes seine großen Schwierigkeiten habe, sah sie wohl ein. Desto mehr hing sie daher dem letztern Gedanken nach. Sie theilte denselben noch Abends als sie allein waren, und ihr Gast sich zur Ruhe begeben hatte, ihrem Manne mit, und war sehr erfreuet, als sie hörte, daß dieser, eben so wie sie, eine dauernde Ortsveränderung wegen Augusten für nothwendig halte, ja selbst geneigt sey, Eichfeld zu verkaufen, wenn sich Gelegenheit finde. Denn der Major war von seiner Leidenschaftlichkeit gegen Preußen, die ihm Cyriax eingeimpft hatte, in eben dem Maße zurückgekommen, als dieser in der letzten Zeit bei ihm an Vertrauen verloren hatte. Zu ver-

ständig, um nicht allmählig einzusehen, daß die stete Opposition gegen die Regierung zu nichts Gutem führen könne, war er auch viel zu redlich und treu, um darauf auszugehen, im Stillen das Feuer eines künftigen Aufruhrs anzuschüren. Auch hatte sein Sohn durch das, was er von dem Zustande der altpreußischen Provinzen und von der Rechtlichkeit der Regierung erzählte, viel dazu beigetragen, seine früheren Vorurtheile zu heilen.

Am andern Morgen, als die Familie bei dem Frühstück beisammen saß, rapportirte der alte Thomas, daß gestern Abends sehr spät der Herr Pater Cyriax wieder nach Hause gekommen sey, und einen fremden Herrn Baron mitgebracht habe. Augusten trat bei diesen Worten das Blut ins Gesicht, denn sie ahndete, wer der Fremde sey. Dem Pater nämlich war es ein großes Anliegen, dem Fräulein einen eifrigen Katholiken zum Gemahl zu verschaffen, und dem Baron N. lag es eben so an, das Fräulein zu erwerben, weil er in sie verliebt war. Schon in Köln hatte er sich deßhalb an Cyriax gewendet, und dieser ihm seinen Beistand versprochen. Der Auftritt mit dem Capitain hatte den Pater bewogen, eiligst den Baron herbeizuholen.

Beide ließen bald ihren Besuch beim Major anmelden, der ihnen natürlich das Kommen nicht versagen konnte, vielmehr die Herren auf den Mittag zu Tische lud. Auch war ihm eine Heirath seiner Tochter mit dem Baron gar nicht zuwider, da der letztere von gutem alten Adel, sehr reich und noch in seinen besten Jahren war, obgleich die eigentliche Jugendblüthe bei ihm vorüber war. Denn mit 36 Jahren ist man kein Jüngling mehr. Auguste dagegen empfand nicht die geringste Neigung für den Baron, der ihr im Gegentheil, sie wußte selbst nicht warum, zuwider war. Die Majorin, welche keinen Augenblick zweifelte, daß der Baron in Heirathsabsichten gekommen sey, hatte zwar darüber keine besondere Freude, da ihr der Baron schon etwas zu alt war für ihre Tochter, und zu fanatisch gegen die Protestanten; sie beschloß aber, alles darauf ankommen zu lassen, ob Auguste eine bestimmte Neigung für den Bewerber zeigen würde.

Der Baron und Cyriax erschienen frühzeitig, empfanden es aber sehr unangenehm, das noch ein Besuch im Hause war, und zwar ein ketzerischer Geistlicher. Der Baron, als er erfuhr,

warum der Geistliche da war, bezeigte sich zwar aus Rücksicht gegen die Hausfrau sehr höflich gegen ihn, dagegen gab sein Anblick dem Pater einen Stich ins Herz, und er hätte ihn lieber zehn Meilen weit weggewünscht. Doch machte auch er als Weltmann ein freundliches Gesicht, und hütete sich nur, den Fremden etwa Herr Pfarrer oder Amtsbruder zu nennen; wodurch er der römischen Kirche, als der alleinigen Kirche, etwas zu vergeben gemeint hätte, sondern titulirte ihn Herr Prediger oder Herr Nachbar, ob sie gleich einige Meilen weit aus einander wohnten.

Der Major empfing den Baron so, wie Väter einen, in welchem sie einen künftigen Schwiegersohn zu erhalten hoffen, zu empfangen pflegen, und lud ihn in sein Haus ein, was der Baron mit der Aeußerung ablehnte, daß er morgen früh wieder abreisen müsse. Den Pater dagegen empfing er sehr kalt und trocken, so daß dieser wohl merken konnte, er habe es nur dem Baron zu danken, daß kein Ungewitter über ihn losbreche. Ehe noch die Gäste eintraten, hatte Auguste der Mutter ihr Herz eröffnet, ihren Widerwillen gegen den Baron offen bekannt, und sie gebeten, zu verhindern, daß es zu keiner Erklärung von seiner Seite komme. „Halte dich nur immer in meiner Nähe”, sprach die Majorin, und bat darauf ihren geistlichen Freund, den sie von der Sache unterrichtete, immer zu ihr oder zu Augusten heranzutreten, wenn der Baron ein besonderes Gespräch mit ihnen würde anknüpfen wollen. Sie empfing den Fremden mit dem feinen Anstand einer vornehmen Frau, den sie durch eine sorgfältige Erziehung ganz in ihrer Gewalt hatte, und hoffte damit noch am ersten einer vertraulichen Annäherung des Barons vorzubeugen. Die natürliche Güte ihres Wesens milderte aber ihr ganzes Benehmen so, daß ihre Kunst wenig gefruchtet haben würde, wenn nicht Augustens Kälte und des Geistlichen Anwesenheit den Baron zurückgeschreckt hätten. Dagegen kostete es ihr Mühe, beim Anblick des Paters, der ihr Herz so sehr gekränkt hatte, ihre Bewegung zu bemeistern, die sich in der höhern Röthe ihrer Wangen kund that. Doch — sie hatte ihm im Herzen vergeben, und auch Er wurde von ihr höflich empfangen. Auguste dagegen hatte sich nicht so in der Gewalt; sie empfing den Pater kalt und stolz, den Baron aber verlegen und etwas linkisch.

Dieser, mit einer guten Gabe von Selbstgefälligkeit versehen, machte von dem Verhalten des Fräuleins unbedenklich die Auslegung, daß sie aus Liebe zu ihm befangen sey, und daß sie nur darum etwas blässer aussehe und etwas magerer geworden sey, als sie in Köln war, weil sie sich um seine Abwesenheit gegrämt habe. Uebrigens kam ihm die schöne Jungfrau durch diesen Zug erlittenen Schmerzes, der noch hindurch schimmerte, nur doppelt reizend vor.

Bei Tische berührte das Gespräch die Neuigkeiten des Tages, und daher auch bald die Angelegenheit des Erzbischofs von Köln. Der Baron kam eben aus dem Münsterischen Lande, wo die Gährung in dieser Sache leidenschaftlicher war, als selbst zu Köln. Dort hatte man die Flugschrift von Görres „Athanasius" in Menge verbreitet, und dadurch der Aufregung gegen Preußen einen gewaltigen Schwung gegeben. Wie hätte der Baron davon schweigen können? — „Der Athanasius, — sprach er, — ist ein gewaltiges Buch, das Beste, was seit langer Zeit geschrieben worden ist. Trotz dem, daß es verboten ist, findet man es dort in allen Häusern, und es wird vom gemeinen Manne verschlungen."

Major. Ist es ihm denn aber auch verdaulich?

Baron. O, wenn sie es auch nicht verstehen, so weht sie doch der Geist des Buches an. Ja, was ein Görres schreibt, das ist zwar hochtrabend, und ich muß sagen, daß selbst Ich nicht alles darin verstehe, aber den Dreschflegel weiß er zu führen, daß es tüchtig klappt und klippt, und das ist für das Volk die Hauptsache.

Major (sich besinnend). Görres? — Ist denn das der Görres, der hier am Rheine zur Revolutionszeit die Sprache der Revolutionaire führte, und den Papst und die katholische Kirche mit Koth beworfen hat? — Warten Sie einmal! Ich habe das Zeug von der Revolutionszeit unter meinen Büchern. — (springt auf, und geht aus dem Zimmer, worauf er mit zwei Büchern zurückkam.) — Da hören Sie das satyrische Testament des vormaligen heiligen römischen Reichs, das jener Görres von Mainz aus, als die Franzosen diese Festung überrumpelt hatten, bekannt machte. Da sagt er von den Erzbisthümern am Rheine: das deutsche Reich lasse zurück: „drei Kur-

„kappen; sie passen auf die dicken Köpfe. Die dazu gehörigen „Krummstäbe sind inwendig mit Blei ausgegossen, mit Dolchen versehen, auswendig mit künstlichen Schlangen umwunden. Das oben darauf befindliche Auge Gottes ist blind. „Zwei Bischofsmützen von Kolik-Sammet, reich mit „Rauschgolde verbrämt, etwas von Angstschweiß durchzogen, „daher sehr brauchbar als rothe Mützen auf Freiheitsbäume. Eine davon war mit künstlich gearbeiteten „Schellen besetzt. Mehrere Abt- und Aebtissinnen-Habite, „von dem Tuch und Schnitt, wie man sie zur Zeit Christi trug, „inwendig mit Cilicien von weichem Sammet, mit dem Geruch „der Heiligkeit durchbalsamirt; daher vortrefflich, um damit Teufel auszutreiben und beherte Kühe wieder zu entheren, übrigens geräumig genug, um einem Stückfasse damit die gehörige „Draperie zu geben."

Baron. Das ist ja ein abscheulicher, frecher Spötter gewesen!

Cyriax. Sie dürfen das ihm nicht so hoch anrechnen, Herr Baron. Der Görres war damals ein junger Schwindler, bei dem die Leidenschaft mit dem Kopfe immer davon lief. Er spottet nur, — freilich höchst unziemlich, — über die damaligen Inhaber der geistlichen Länder, aber, — dieß sehen Sie ja doch, — den heiligen römischen Stuhl und die heilige Kirche läßt er unangetastet.

Major. Ja, da haben Sie es getroffen! — Hören Sie einmal, was in dem von ihm herausgegebenen „politischen Thierkreise" 2. Theil S. 383 steht. Da heißt es: „Am lustigsten „nahm sich dabei der Papst mit seinem Cardinal-Staats-Secretair Busca aus. Die seit mehr als tausend Jahren so berühmte Papstheit war so ganz in ihnen erloschen, daß sie „zum ersten Male jetzt weniger an das, der Kirche so eigenthümliche und fruchtbringende Negotiiren dachten, als vielmehr „an's Scharmuziren. Nun war es kein Wunder, daß das „dumm gewordene Salz, der so sehr von der heiligen Politik durch den kläglichsten Mißverstand abgesprungene „Papst, seiner Kirche den erbärmlichsten Spott auf den Hals „lud. Jämmerlicher war es ihr noch nie gegangen; weil sie zum „ersten Male ihre Kräfte ganz verkannte und sie im Arme suchte

„anstatt im Kopfe; weil sie mit offener Gewalt erwirken wollte, „was jetzt einzig und allein durch's Temporisiren, ja nur „dadurch wieder erschlichen werden konnte, daß sie die neue „Lehre selbst und zu allererst mit Begierde, — dem Scheine nach, „— annahm, und tief beherzigte, wie ja ebenfalls eine Gattung „von Fanatism mit im Spiele sey, der durch Bannstrahlen „nur noch stärker gegründet werde. Gewiß wäre es ein Mei„sterstreich gewesen, wenn Papst und Kirche sich gleich anfäng„lich sankülottisirt hätten, ein System, das diese von „jeher übte; aber, weil sie nur die Vornehme und Graciöse „spielen wollte, verlor sie gleichsam ihre Popularität und den „geheimen Beifall der Völker, die überall dem neuen Glauben „wenigstens innerlich anhingen. — Aber statt sich klüglich in „die Zeit zu schicken, vergaß zum Glück der Welt die Kir„che, daß sie keine junge, Ehrfurcht und Anbetung heischende „Schöne mehr sey, sondern eine alte Matrone, die sich nur der „Nachgiebigkeit und des feinen Bewerbens befleißigen „müsse, sondern sie fuhr vielmehr fort, mit Bannstrahlen und „angewohntem Majestätsdünkel den jungen Haufen zum „Niederknien bringen zu wollen, und machte sich so mit ihren „Runzeln nur noch lächerlicher. — Die lustigen Völker „zeigten mit Fingern darauf hin, rümpften spöttisch die Nase „und ließen sie allein stehen. Aber selbst dadurch wurden der „Alten die Augen nicht geöffnet, wiewohl jedes neue Mißlingen „sie nothwendig immer mehr und mehr um das vorige Ansehen „bringen mußte. So schwer trennt sich's von einer bis zur „Uebermüthelei gewohnten Herrschaft." — Nun, was sagen Sie dazu, Herr Pater?

Cyriax. Der heilige Augustin war auch, ehe er ein guter katholischer Christ wurde, ein Manichäer, und wurde doch nachher der heilige Augustin. Die Kirche hat an Görres ihre wunderthätige Kraft bewiesen, wie sie schon viele Spötter bekehrt hat.

Pfarrer. Es ist nur der Unterschied, daß Augustin, als er der Manichäischen Philosophie anhing, noch kein Christ, Görres aber, als er diesen Spott schrieb, bereits ein gefirmelter katholischer Christ war; daß jener die Kirche, als er noch Mani-

chäer war, nicht kannte, dieser aber in der Ehrfurcht vor der Kirche aufgewachsen war.

Baron. Wo denkt Ihr hin, Ihr Herren! — Jener gottlose Görres und unser frommer Görres in München können unmöglich eine Person seyn. — (Er zieht ein Buch aus der Tasche.) — Ich habe das liebe Buch, den Athanasius, immer bei mir, und lese es fleißig. Da hört einmal, was er gegen den Schluß (S. 170) uns Rheinländern von seiner Person zuruft: „Ihr kennet die Stimme — sagt er — die zu Euch redet, „noch aus früheren Zeiten her; wenigstens den Aelteren unter „Euch wird ihr Klang noch wohl erinnerlich seyn, und diese „können den Jüngeren Zeugniß geben, daß der, von dem sie „ausgeht, nie zum Halben, Zweideutigen, Feigen und Falschen, „noch weniger zum Nichtsnutzigen und Schlechten geredet, und „daß er zur abtretenden Generation dieselbe Spra„che geführt, mit der er die aufgehende jetzt in die„sen Blättern begrüßt." — Sehen Sie nicht hieraus klar, daß der Münchner Görres nicht der Mainzer gewesen seyn kann? — Wie könnte er sich sonst so keck darauf berufen, daß er in alten Zeiten nicht anders geredet habe, als jetzt? das wäre ja unverschämt und lügenhaftig! Verlassen Sie sich darauf, der Görres, der den Sankülottismus predigte, ist der Münchner nicht. Das ist ein gar frommer und festgläubiger Mann. Er ermahnt uns nicht nur zum unbedingten Gehorsam gegen alle und jede Aussprüche des heiligen Stuhls, welche als untrügliche Göttersprüche verehrt werden müßten, sondern auch dazu, daß wir auch fernerhin an die, alle Freitage blutenden, Wunden der Nonne zu Dülmen glauben, und daß wir die Wundermedaillen tragen, die der Erzbischof in München eingesegnet hat, und die schußfest machen.

Major. Schußfest? — (lacht.) Da wird der Krieg wohlfeil und die Baiersche Armee unüberwindlich werden! — Da darf man die Festungen nur mit geweihten Wundermedaillen garniren, dann wird gewiß keine Bresche geschossen! Ei, hätte ich dergleichen vor fünf und zwanzig Jahren haben können, so hätte ich jetzt keinen lahmen Fuß, und du, Alter, (zu Thomas, der eben einen Teller hereinreicht,) hättest dir deine Wunden auch sparen können! Nicht wahr?

Thomas. Halten zu Gnaden! ich glaub halt, die Wunder geschehen für unser einen nicht, sondern nur für die Könige und großen Herren.

Baron. Spotten Sie nicht, Herr Major. Unser München ist so fromm, daß es uns nicht befremden kann, wenn die Mutter Gottes dort Wunder thut.

Major. Wie kommt es denn aber da, daß das fromme München, wie man in öffentlichen Blättern lieset, es allen andern deutschen Städten an unehelichen Kindern zuvorthut?

Baron (lächelnd). Es sind nur Sünden des Fleisches, die von dem Strome der Gnaden, welche die Kirche spendet, leicht weggewaschen werden.

Cyriax (einfallend). Leider sagen es die öffentlichen Blätter, was der Herr Major erwähnte. Es ist aber nichts anderes als die böse Folge der Aufklärerei, welche unter dem allzuguten König Max in Baiern einriß.

Baron. Sehr recht! — Die Jesuiten werden dem Uebel schon abhelfen!

Major. Die Jesuiten? — Während diese am vormaligen französischen Hofe herrschten, war dieser Hof grade am ausschweifendsten! — Ich kann auch nicht glauben, daß ein Fürst des deutschen Bundes sie einführen werde, weil das gegen die in der Bundesacte garantirte Gleichheit der Confessionen seyn würde.

Cyriax. Die Bundesacte verbietet das nirgends.

Major. Das ist wahr! aber der Geist der Bundesacte verbietet es. Sie will, die Confessionen sollen mit einander in Frieden leben; wo aber Jesuiten sind, da kann der Protestant nicht in Frieden leben, denn die Losung ist: steter Krieg gegen die Protestanten. Ich kann daher nicht glauben, daß der König von Baiern, der ein gar guter und gerechter Landesvater ist, seine zahlreichen evangelischen Unterthanen durch Aufnahme der Jesuiten beunruhigen sollte.

Cyriax. Was des Königs von Baiern Majestät thun werden, weiß ich nicht. So viel aber ist gewiß, daß die Bundesacte, was den Religionspunkt betrifft, längst durchlöchert ist, und daß wir deßhalb nicht mehr durch sie gebunden sind. Die Zillerthaler mußten aus Tyrol fort, und die Bundesacte schützte sie nicht. Preußen selbst will ja seine Altlutheraner nicht leiden,

und fragt nichts darnach, daß die altlutherische Confession nach dem Westphälischen Frieden und nach den Beschlüssen des Wiener Congresses freie Religionsübung haben soll.

Major. Ich will nicht darüber urtheilen, ob bei den Zillerthalern und den Altlutheranern die Bundesacte verletzt und also ein Unrecht geschehen sey. Es wäre wohl besser gewesen, wir hätten beides nicht erlebt. Aber gesetzt auch, es wäre bei beiden ein Unrecht geschehen, wäre dadurch die Bundesacte im Religionspunkte ungültig? — Weder die katholische noch die evangelische Kirche in Deutschland könnte dadurch, daß dieser oder jener Bundesfürst einmal gegen die Bundesacte handelte, ihr Recht verlieren, das ihr die Bundesacte gewährt.

Baron. Ich glaube das auf keine Weise; auch glaubt dieses unser vortrefflicher Görres nicht, der vielmehr eben auf diesen Artikel der Bundesacte gewaltig dringt, und aus demselben besonders den Beweis führt, daß dem frommen Erzbischof von Köln das größte Unrecht geschehen sey. Denn dieses zu beweisen, ist seine Aufgabe.

Major. Nun, wenn der Görres weiter nichts erwiesen hat, so brauchte sein Buch den weiten Weg von München bis in die Rheinlande gar nicht zu machen; denn da war ja die Meinung ohnehin fixirt, daß dem Prälaten Unrecht geschehen sey.

Cyriax. Aber der Beweis, Herr Major, — der war doch gewiß nicht überflüssig! Wie schön hat Görres erwiesen, daß kein päpstlicher Erlaß zu seiner Publication der Genehmigung der Regierung bedürfe, und daß dem Staate gar nicht zukomme, von der Correspondenz seiner Priesterschaft mit dem heiligen Stuhle ein Wort zu wissen! Sehr recht sagt Görres (S. 117), daß diese vom Kaiser Joseph eingeführte Ordnung, nach welcher alle päpstliche Erlasse das Kaiserliche placet erhalten müssen, „eine Unordnung sey, welche alle Elemente des Kirchenwesens durchsäuert habe."

Pfarrer. Nicht Kaiser Joseph führte diese Ordnung erst ein, sondern seine fromme katholische Mutter, die Kaiserin Maria Theresia, untersagte schon im J. 1746 das Herumreisen päpstlicher Nuntien im Lande, weil dadurch eine Verbindung ihrer Priesterschaft mit Rom entstehen würde, welche der Staat nicht beaufsichtigen könne, und sie war es auch, welche im J. 1747

den Befehl gab, keine Verordnung, Breve oder Bulle des römischen Stuhles zu publiciren, die nicht zuvor die landesherrliche Genehmigung erhalten hätte. Die Könige von Frankreich haben dieses von jeher festgehalten. Daß diese Ordnung eine Unordnung sey, und alle Elemente des Kirchenwesens durchsäuert habe, ist unwahr, und eine Uebertreibung ohne Sinn, wie so viele bei Görres.

Major. Nehmt mir's nicht übel, ihr Herren, daß ich euch sage, daß auch nach meiner Meinung kein Souverain den heiligen Vater in seinem Lande befehlen lassen kann ohne seine Zustimmung, wenn er anders Herr seines Staates bleiben will.

Cyriax. Das gilt wohl von weltlichen Dingen, aber die Kirche ist geistlich, und daher hat der Staat keine Macht über sie.

Major. Ei, Herr Pater, Eure geistliche Sache ist doch verzweifelt weltlich. Der heilige Vater hat ja als Oberhaupt der katholischen Kirche ein ganzes Königreich in Italien, das patrimonium Petri, und ist daher zugleich Kirchenoberhaupt und weltlicher König. Sein Reich ist wahrhaftig ein sehr sichtbares und überall fühlbares. Oder sind etwa die Erzbischöfe, Bischöfe, Priester, Mönche, deren es so große Schaaren gibt in den katholischen Ländern, und die ihm alle als Oberherrn eidlich verpflichtet sind, sind die großen Kirchengüter, die von allen Abgaben befreiet seyn sollen, die schweren Gelder für die Pallien, die Dispensationen aller Art, die Annaten, Reservationen und dergleichen, — sind dieß etwa himmlische Dinge, Geister, Gedanken und Gefühle, oder nicht vielmehr recht körperliche, materielle und irdische Dinge, die gut ins Gewicht fallen?

Cyriax. Das mag seyn wie es will! Es gehört dieses alles zur Existenz und Würde der heiligen Kirche. Diese ist ein göttliches Institut, und die Religicn ist götilich. Darum ist alles, was der Religion angehört, der weltlichen Macht durchaus entzogen.

Major. Ich weiß wohl, daß ihr geistlichen Herren immer die Religion nennt, wenn ihr euch scheuet, von euch selbst zu reden. Die göttliche Religion verehre ich aufs Höchste, und eben so die Kirche, in wiefern sie die Religion trägt und erhält und den Menschen mittheilt. Aber zwischen der Religion, die Sache

des Gewissens ist, und der Kirche, als Erhalterin der Religion, und zwischen unserm Priesterthum, das ein irdisches Königreich, große Herrschaft, ausgedehntes Eigenthum und ausgedehnte Rechte in der bürgerlichen Gesellschaft besitzt, ist wohl noch ein großer Unterschied. Unser Oberpriester, der Papst, ist nicht nur Kirchenoberer, sondern auch zugleich König unter den Königen der Erde, und hat, außer seinen unmittelbaren Unterthanen im Kirchenstaate, auch in allen katholischen Ländern die Priester zu Unterthanen, die ihm zum Gehorsam verpflichtet sind. Dadurch ist er ein Mitregent in den Ländern anderer Könige. Da liegt natürlich die Versuchung nahe, durch Hülfe der Religion, seine Herrschaft auszubreiten. Dagegen ist auch klar, daß man den andern Regenten es nicht verdenken kann, daß sie ihre Rechte wahren, und daher keine Verordnung des geistlichen Obern publiciren lassen, ohne sie vorher eingesehen zu haben, um versichert zu seyn, daß sie ihren Regentenrechten nicht zu nahe trete.

Baron. Bitte um Entschuldigung! — Der Katholik hat sein Gewissen, das um keinen Preis verletzt werden darf, und es ist Gewissenssache, allen und jeden Aussprüchen des heiligen Stuhls schlechterdings zu gehorchen. Denn man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Und der heilige Vater ist, wie sich der jüngst verstorbene fromme Papst Pius nannte, „der Statthalter des allmächtigen Gottes auf Erden", dessen Aussprüchen daher als Göttersprüchen gehorcht werden muß. Das ist Gewissenssache!

Pfarrer. Ueberlegen Sie wohl, was Sie sagen! Dadurch würden Sie den heiligen Vater zu Gott selbst machen. Von einem Statthalter Gottes kann ja wohl überhaupt nicht die Rede seyn, da die katholische Glaubenslehre den Papst ja selbst nur als Stellvertreter Christi darstellt. Doch es versteht sich von selbst, daß, wenn der römische Stuhl etwas unrechtes und unbilliges ausspräche, niemand ihm gehorchen dürfte. Denn da jeder Papst doch auch nur ein Mensch ist, so gilt der Ausspruch, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, auch gegen ihn. — Wenn z. B. der heilige Vater die Oesterreicher darum, weil sie Ferrara im Kirchenstaate besetzt halten, in den Bann thun, und allen Katholiken befehlen wollte, alle Oesterreicher, wo sie dieselben träfen, anzufallen, zu Sclaven zu machen, ihr Eigenthum

zu plündern oder zu zerstören, oder sie zu tödten, würden Sie sich Gewissens halber verbunden halten, dieses zu thun?

Baron (beleidigt). Mein Herr! Ich verbitte mir solche Beispiele! Ein so ungerechter Befehl, der mich zum Räuber machen würde, kann nie aus dem Munde eines heiligen Vaters kommen.

Pfarrer. Erhitzen Sie sich nicht, Herr Baron! — Es war im Jahr 1309, daß der heilige Vater Clemens der 5te die Venetianer in den Bann that, sie bis ins vierte Glied für unehrlich erklärte, und allen Gläubigen gestattete, den Doge, den Senat und alle Venetianer zu überfallen und zu Sclaven zu machen, dagegen verbot, mit ihnen Handel zu treiben, oder sich mit ihnen in Verkehr einzulassen. Da die Venetianer aber nicht nachgeben wollten, so erließ er eine Bulle, in welcher er einen Kreuzzug gegen die Venetianer predigte, und alle christliche Völker aufforderte, die Venetianer, die damals das erste Handelsvolk in Europa waren, überall zu plündern. In Frankreich, den Niederlanden und Italien folgte man diesem Befehle, plünderte und zerstörte die Etablissements der Venetianer, und in Italien ermordete man sie auch, oder verkaufte sie als Sclaven.

Baron. Gewiß hatten sich die Venetianer als recht ruchlose Ketzer gezeigt.

Pfarrer. Das gar nicht! Sie waren die rechtgläubigsten Katholiken, die es geben konnte; — aber — sie hatten Ferrara besetzt, und wollten es auf Befehl des Papstes nicht herausgeben.

Baron (verlegen). Ach, das sind ja alte Geschichten! — Das ist ein Mal geschehen, und gewiß nicht weiter vorgekommen!

Pfarrer. Alt oder neu, darauf kommt nichts an; auch ist dieß nicht der einzige Fall, wo die Päpste Grundsätze ausgesprochen haben, die selbst die Katholiken mißbilligen mußten. Die Päpste Hadrian IV. zu Ende des 13ten, und Bonifaz VIII. zu Anfang des 14ten Jahrhunderts behaupteten, die zwei Schwerter, welche nach Luk. 22, 38. die Jünger dem Herrn dargereicht hätten, seyen das geistliche und das weltliche Schwert, die geistliche und weltliche Oberhoheit über die Erde gewesen, welche daher beide Christi Statthaltern gebührten. Der Papst sey daher auch weltlicher Oberherr über alle Königreiche, könne Könige ein-

setzen und absetzen, und die Unterthanen derselben vom Eide der Treue entbinden. Der Papst Paul IV. erließ unter dem 5. Febr. 1558 eine recht feierliche Bulle mit Einwilligung des ganzen heiligen Collegiums, nach welcher alle Kaiser, Könige oder Fürsten, die in Ketzerei fallen würden, dadurch aller ihrer Würden, Reiche und Macht verlustig, und ihre Unterthanen ihres Eides gegen sie entbunden seyn sollten. Man solle sie als Ketzer hülflos lassen und alles menschlichen Beistandes berauben. Jeder aber, der sie aufnehmen, vertheidigen oder begünstigen würde, solle in gleichen Bann verfallen. Darnach mögen sich also die Katholiken in Preußen, Hannover, Würtemberg, Baden, Hessen, Nassau, Rußland, England richten, und ihres Unterthaneneides nur vergessen. Denn Rom hat ja gesprochen! da ist es Gewissenssache, zu gehorchen!

Baron. (verlegen). Aber — aber —

Cyriax (einfallend). Es ist allerdings wahr, daß jene heiligen Väter sich da von ihrem Eifer haben zu weit führen lassen, was selbst der vortreffliche Görres anerkennt. Es mag auch noch zu ertragen seyn, daß päpstliche Verordnungen, welche weltliche Dinge betreffen, der Controle des Staats unterliegen; dagegen aber gehen rein geistliche Sachen, wie Görres mit Recht darauf dringt, den Staat gar nichts an. Nach diesen darf er gar nicht fragen.

Pfarrer. Wenn nur die sogenannten rein geistlichen Dinge in Ihrer Kirche nicht überall ins Leben hereinspielten. Da ist aber nicht eine einzige Glaubenslehre, die nicht auf irdische und bürgerliche Verhältnisse hingezogen würde. Was kann reiner geistlich seyn, als der Glaube an Gott? Nun aber betrachten Sie einen unter den Königen der Erde, den Gebieter des Kirchenstaats, als Gottes Statthalter, und legen ihm deßwegen die größten Vorrechte über die Könige und die Unterthanen aller Länder bei, wie denn der Papst Bonifacius der Achte in seiner berühmten Bulle „unam sanctam", vom Jahre 1302, aussprach, daß man bei Verlust der Seligkeit glauben müsse, der Papst sey der Oberherr aller menschlichen Creatur *). Die Lehre von Christo,

*) „Subesse Romano Pontifici omnem creaturam humanam, declaramus, definimus, dicimus et pronuntiamus omnino esse de necessitate salutis."

dem Erlöser, ist wohl rein geistlich; aber Ihre Kirche hat daran die Lehre geknüpft, daß der Papst der Statthalter Christi sey, und hat ihm darum eine Menge Rechte und Befugnisse in allen katholischen Ländern eingeräumt, die tief ins bürgerliche Leben eingreifen. Die Lehre vom Geiste Gottes ist zwar ganz geistlich; aber Ihre Kirche leitet daraus die Unfehlbarkeit der Päpste und den unbedingten Gehorsam gegen ihre Befehle ab, und macht dadurch die Sache wieder weltlich. Die Lehre, daß Christus als ein Opfer für unsre Sünden gestorben sey, ist eine Sache des Glaubens und Hoffens, das für das Gemüth bei der Feier des Abendmahles belebt wird; aber in Ihrer Kirche hängen daran die Messe, das Todtenopfer, die Ohrenbeichte mit der Absolution und der ganze Ablaß. Das christliche Gebot, daß der Christ sein Fleisch beherrschen soll, ist reine Sache der Sittenlehre und des Gewissens; aber bei Ihnen knüpft sich wieder das ganze Klosterwesen daran mit seinem gewaltigen Einflusse auf's bürgerliche Leben. Ferner ist die Lehre des Christenthums von der zukünftigen Welt, Seligkeit und Verdammniß eine Sache des Glaubens und des Gemüths; aber Ihre Kirche hat den Päpsten das Recht zugesprochen, selig oder verdammt zu sprechen, und sie überläßt es nicht, wie sie wohl sollte, der zukünftigen Welt, diesen Spruch zu vollziehen, wo es jeder ruhig abwarten könnte, sondern sie verlangt nun auch, daß die, welche der Papst verdammt hat, es hier schon empfinden, daß sie ihre bürgerlichen Rechte ganz oder zum Theil verlieren sollen, und daß man mit ihnen gar nicht umgehen, alle Verbindung mit ihnen abbrechen, und am allerwenigsten mit ihnen in die Ehe treten solle. Wo sind denn nun die rein geistlichen Sachen in Ihrer Kirche, die nicht überall ins Irdische, ins Leben, in die bürgerlichen Verhältnisse eingriffen? —

Cyriax. Mag das immer seyn! die Kirche soll auch das Leben durchdringen und das Christenthum soll die bürgerliche Gesellschaft gestalten. Das ist eben das Wesen des christlichen Staats.

Pfarrer. Vom Christenthume selbst gebe ich es zu, aber nicht von den Bullen und Breven der Päpste, die eine ganz andere Sache sind, als das Christenthum. Wer in aller Welt möchte nur die bekannte Fluchbulle, die in Rom am Gründonnerstage

verlesen wird, für die Stimme der christlichen Religion halten, welche gebietet, nicht zu fluchen, sondern zu segnen?

Majorin. Was hat es denn für eine Bewandtniß mit dem, was Sie die Fluchbulle nennen?

Pfarrer. Die heiligen Väter zu Rom wählten schon seit Jahrhunderten den Gründonnerstag, — den Tag, wo wir den Tod dessen verkündigen sollen, der den Fluch wegnahm und uns mit Gott versöhnte, — den wählten sie aus, um an ihm die Verfluchungen jährlich zu wiederholen, die ihnen besonders am Herzen lagen, und sie vermehrten im Laufe der Jahrhunderte die Verfluchungen, so wie sich Gelegenheit dazu fand. Bonifaz der Achte sprach im J. 1299 den Fluch aus über alle, welche den Muhammedanern Waffen, Geld, Lebensmittel oder andere Dinge zuführen würden. Paul der Zweite im J. 1468 führte schon eine Menge Ketzer namentlich mit auf, und verfluchte nicht nur sie, sondern auch alle ihre Gönner und Beschützer, alle, welche ohne Erlaubniß des Papstes Abgaben von geistlichen Gütern erheben, den Handel mit Lebensmitteln und Kaufmannsgütern nach Rom hindern oder unterbrechen, den Wallfahrten nach Rom ein Hinderniß in den Weg legen, welche Sicilien, Neapel, Corsika, Sardinien, den Kirchenstaat feindlich angreifen würden, namentlich auch alle Räuber, Mörder, Wegelagerer und Diebe. In diese Gesellschaft nahm die Bulle nach der Reformation auch alle Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten mit auf. — Nun, Herr Baron, wie steht es um Ihren Gehorsam gegen diese Bulle? — Und Sie, Herr Nachbar, warum gehorchen Sie nicht dem Befehle am Schlusse, wo befohlen ist, daß die Priester diese Bulle oft, und wenigstens jährlich ein Mal ablesen sollen?

Cyriax (barsch). Wenn es mir mein Bischof geböte, so würde ich es thun; denn den päpstlichen Befehlen muß stracks nachgelebt werden!

Pfarrer. Und warum befehlen es Ihre Bischöfe nicht? — Sie fühlen es, daß diese Bulle nicht vollziehbar ist, wie sie denn nicht einmal von den Päpsten selbst gehalten worden ist. Denn trotz dem, daß die Gründonnerstagsbulle alle verdammt, welche den Muhammedanern irgend Vorschub leisten würden, so schloß doch der Papst Alexander der 6te mit dem Sultan Bajazeth ein Freundschaftsbündniß gegen die Franzosen, und ließ durch

seinen Legaten, Bocciardo, dem Sultan vorstellen, daß ja immer zwischen ihm, dem Papste, und dem Sultan „wahre, gute Freundschaft gewesen sey" (vera et bona amicitia, quam habemus ad invicem), die auch immer höher steigen solle, (nostrae intentionis est, accrescere et meliorare nostram bonam amicitiam). Auch der gute verstorbene Papst Pius kehrte sich nicht an den Fluch der Bulle, und schloß mit dem Sultan ein Bündniß zur Vertreibung der Franzosen aus dem Kirchenstaate. — Sie sehen also wohl, Herr Nachbar, daß es mit dem strackslichen Gehorsam gegen die päpstlichen Bullen von den Päpsten selbst nicht so genau genommen wird, also es auch von den Gläubigen nicht so genau zu nehmen ist.

Cyriax. Sie haben einen langen Athem, Herr Nachbar! — Wozu aber dieses alles? — Hier ist nicht von Türken und Ketzern die Rede, sondern vom Erzbischof zu Köln. Und daß diesem von Preußen unrecht geschehen sey, das hat Görres in seinem Athanasius sonnenklar erwiesen. — (höhnisch) Daß Sie und Ihres Gleichen dieß nicht zugeben wollen, das finde ich freilich ganz natürlich!

Pfarrer. Nicht so natürlich als Sie wohl denken. Wir halten unsre weltlichen Könige nicht, wie Sie Ihren geistlichen König, für unfehlbar, daher wir zugeben, daß die weltlichen Fürsten unrecht thun können. Wir wollen uns auch nicht aufwerfen zu Richtern über die gegenseitigen Rechte der Krone Preußen und der dreifachen Krone. Wir wünschen aber friedliche Verhältnisse mit den Katholiken, und haben daher keine Freude an dem Kölner Zwist, sondern bedauern, daß dadurch neue Erbitterung zwischen beiden Confessionen ausgesäet worden ist. Hätte sich nun Görres weiter keine Aufgabe gestellt, als diese, aus den bestehenden und anerkannten Rechten nachzuweisen, daß die Maßregeln der preußischen Regierung gegen den Erzbischof unrecht seyen, so würde ihm eine solche Vertheidigung kein Protestant verdenken. Aber Görres hat viel mehr gethan, was hieher gar nicht gehörte. Er spricht auf's herabwürdigendste und feindseligste von den Protestanten; er bemüht sich, die Katholiken zum bittersten Kirchenhasse gegen uns zu entflammen, und das Ungeheuer des religiösen Fanatismus wieder zu erwecken, das früher Jahrhunderte lang Europa mit Blut und Thränen überschwemmt hat.

Man lese nur die grausenhafte Geschichte der Inquisition, die Geschichte der Pariser Bluthochzeit, wo die Protestanten, gleich als ob sie wilde Thiere wären, niedergemetzelt wurden.

Cyriax. Die Protestanten haben auch Gräuel gegen die Katholiken verübt.

Pfarrer. Das will ich gar nicht läugnen. Denn Druck erzeugt Gegendruck, Verfolgung gebieret Rachsucht. Ich will auch die früheren blutigen Verfolgungen Ihrer Kirche hier nicht zum Vorwurf machen. Aber für gewissenlos muß ich es halten, den alten kaum entschlummerten Kirchenhaß wieder zu wecken, besonders in Deutschland, wo überall Katholiken und Protestanten gemischt leben.

Cyriax. Preußen hatte aber Grund zur Klage gegeben! Sollen wir es etwa nicht sagen, wenn schweres Unrecht geübt wird? — Es ist alles, was Görres sagt, nur gegen Preußen gerichtet.

Pfarrer. Nein! nein! — Görres gebehrdet sich, als ob alle evangelische Fürsten Deutschlands sich zur Zerstörung der katholischen Kirche verschworen hätten. Und selbst gegen Preußen durfte er nicht so aufreizen, wie er gethan hat.

Baron. Der Vortreffliche sagt ausdrücklich in seinem Athanasius, daß er nicht aufreizen, sondern beruhigen wolle.

Pfarrer. Was hilft es, daß er es in Abrede stellt, wenn er es doch thut?

Baron. Das werden Sie ihm nicht beweisen können!

Pfarrer. Das liegt in der ganzen Heftigkeit, in den ungemessenen Uebertreibungen, in den ungeheuren, aber grundlosen Anschuldigungen, die er den Protestanten macht. Es gibt aber auch entscheidende Stellen. — (Er nimmt das Buch und schlägt eine Stelle auf.) — Hier (S. 84) erklärt Görres das Verlangen, die gemischten Ehen zu sanctioniren, für eine Zerreißung des Sacraments, was schon eine ungeheure Uebertreibung ist. Nun aber fährt er fort, Preußen also zu beschuldigen: „Der Zernichtung des Sacraments der Ehe muß, soll die Arbeit (?) nicht fruchtlos seyn, die des andern, der Beichte, folgen. — Dann könnte man wohl auch auf den Einfall „gerathen, es müsse die Gewissen der in gemischten Ehen leben„den Gatten beunruhigen und die nöthige Eintracht stören, wenn

„sie bei Priestern verschiedener Confession getrennt zum Tische „des Herrn gingen, und darauf das Verlangen gründen, daß „solche unter einander abwechselnd zum Einen oder Andern zu „gehen die Freiheit hätten. So von Sacrament zu Sacrament, „von Dogmen zu Dogmen fortschreitend, wird das Zerstörungs„werk rasch von statten gehen, bis Alles, dessen wir uns zur „Zeit erfreuen, uns genommen ist, und wir nackt und bloß, „und arm und öde, wie die drüben, übrig bleiben. So ur„theilt das Volk; und was kann man ihm erwiedern, „da die Thatsachen jedes Wort der Rechtfertigung „zu Schanden machen?" — Es ist aber eine bloße Vorspiegelung, daß das Volk solche ungereimte Folgerungen macht, sondern damit sagt man ihm, wie es urtheilen, was es noch alles fürchten soll. Es soll denken: die Regierung könnte das thun, also wird sie es thun! sie gestattet gemischte Ehen, also wird sie uns alle Sacramente und alles, was uns lieb ist, nehmen! Und das sollte nicht Aufreizung seyn, besonders wenn man noch hinzusetzt, die Thatsachen machten jede Rechtfertigung der Regierung gegen solche Anschuldigung unmöglich?

Major. Das ist albernes Geschwätz von dem Görres, eben so albern als wenn ich spräche, wenn einer in Mannheim einen Eimer Wasser aus dem Rheine schöpfe, so drohe er den Rheinstrom zu vernichten; er werde nächstens auch eine Pumpe, dann einen Kanal anlegen, und in kurzem würden die Kölner auf dem Trocknen sitzen.

Pfarrer. Es gibt noch eine kräftigere Stelle. Es heißt (S. 86): „Wenn das fortan gelten soll; wenn dieser [der preu„ßische] abstrakte Beamtenstaat, der auf der jetzigen Welt (?) „lastet wie ein gespenstischer Alp, der äußerlich und bei jeder „Bewegung, die wir vornehmen, hemmt, preßt, drückt und „zwickt, engt, bedrängt und ängstigt, sich nun auch ins innerste „Heiligthum unsers Gewissens und Glaubens hineindrängen will, „um mit brutaler Gewalt auch hier den Meister zu spielen: „dann freilich wird der Zustand der Dinge ein ganz despera„ter; dann aber auch ist die in ihren tiefsten Grundfesten ange„griffene moralische Natur zur allerentschiedensten Re„action berechtigt und aufgefordert." — Was halten Sie, Herr Baron, von einem solchen Friedensprediger? — Wür-

den Sie den dafür erkennen, der zu ihren Bauern in Westphalen käme und spräche: auf euch Bauern lasten der Baron und seine Beamten wie ein Alp; sie hemmen, drücken, ängstigen euch; euer Zustand ist ganz verzweifelt, und ihr thut recht und wohl, den entschiedensten Widerstand zu leisten! · Würden Sie wohl sagen: das sey ein lieber, vortrefflicher Mann; er wolle Ihre Bauern gar nicht aufregen, sondern recht beruhigen?

Major. Ich, für meine Person, ließ einen solchen Friedensengel beim Kopf nehmen und einstecken. — Sieh doch! — der Görres hat in München, wo er warm und sicher sitzt, gut hetzen! Denkt er denn, es werde ohne schweres Unrecht und großes Unglück für beide Theile abgehen, wenn er die Leute stachelt bis sie toll werden, und hinten und vorn ausschlagen? — Ich hab' es mein Lebtage nicht leiden können, wenn die hinten bei der Bagage, die weit vom Schusse sind, die Eisenfresser machen wollten.

Cyriax. Der gute Görres hat freilich hier den Mund etwas voll genommen, aber er mag es wohl so schlimm nicht gemeint haben, da er ja an andern Orten die Rheinländer vor Aufruhr warnt.

Major. Was? — Wenn ich dem großen Haufen zuschreie: man will euch alles nehmen, wehrt euch auf's entschiedenste! — Ist das nicht Aufruhr predigen? — Und Aufruhr! — das ist ein böses Wort.

Pfarrer. Sollte es auch Görres wirklich nicht so gemeint haben, wie ich wohl selbst glauben möchte, so wird doch die Leidenschaft des großen Haufens durch solches wüstes Gerede aufgeregt, und der traurige Religions- und Kirchenhaß auf's Neue geweckt. Das ist für die protestantische Kirche gefährlich, aber wahrhaftig auch für die katholische. Denn wenn es im Geiste eines Görres so fortgehen sollte, so würden die Protestanten die Hände auch nicht in den Schooß legen, und es dürfte noch darauf ankommen, wer der stärkere Theil sey.

Cyriax (mit Stolz). Das können Wir darauf wagen! — Sollen wir uns nicht vertheidigen, wenn uns Unrecht geschiehet? nicht wehren, wenn man uns niedertritt? sollen wir etwa den ehernen Handschuh noch küssen, den man uns ins Gesicht wirft?

Pfarrer (erregt). Freilich, Ihre Kirche hat ganz andere Rechte, als die unsrige. Sie verdammt uns alle Jahre feierlich zur Hölle, und es geziemt uns zu schweigen. Sie will alle gemischte Ehen für sich, und uns liegt ob, demuthsvoll Ja zu sagen. Sie behauptet, ein Ketzerfürst sollte gar nicht auf einem Thron sitzen, wenigstens nicht über Gläubige herrschen, und wir sollen erschrecken und den heiligen Stuhl bitten, uns die Existenz ferner zu erlauben. Wenn aber wir etwa uns gegen jenen Bannfluch regen, wenn wir etwa unsern Theil an den gemischten Ehen auch haben wollen, wenn wir fordern, die Herren Bischöfe sollen sich auch wie andere Leute nach des Landes Gesetzen richten, da thun wir das größte Unrecht, da ist die Berechtigung zur Reaction da, da wird die moralische Natur der katholischen Kirche in ihren Grundfesten angegriffen!

Es entstand eine Pause. — Da sprach die Hausfrau mit Sanftmuth: „beide Kirchen sollten den Ausspruch dessen, den sie beide für ihren Herrn erkennen, beherzigen: liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen die euch hassen!" — „Du hast recht", — sprach der Major, und, das Weinglas erhebend, rief er: „Friede, ihr Herren, und des Görres vergessen!" — Man trank, die Majorin rückte den Stuhl, und man ging nach Tische ein wenig ins Freie, unter den großen Baum im Schloßhofe, wo man den Kaffee trank.

Cyriax empfahl sich bald, weil er noch Geschäfte habe. Der Baron suchte sich Augusten zu nähern, die aber nicht Stand hielt, und bald nicht mehr zu sehen war. Er war überzeugt, daß dieses die Schüchternheit der Liebe sey, die sich in seiner Nähe zu verrathen fürchte. Nothgedrungen hielt er sich daher an den Major, der ihm nun sein Gut zeigte, ihn endlich mit hinaus auf's Feld führte, ja ihn mit fortzog, einen Theil der Holzung des Guts zu besichtigen. „Sie haben ein schönes Gut, Herr Major." „Ja, — sprach dieser, — es ist recht hübsch, aber doch wäre es mir feil, wenn ich einen guten Käufer fände; denn es ist mir hier zu einsam, und ich möchte gern in der Stadt wohnen. Ich werde alt, mein Sohn ist fern! Es ist mir zu stille im Hause. Ich habe 70,000 Thlr. für Eichfeld gegeben; wer mir 80,000 Thlr. gibt, dem lasse ich's."

Der Baron war sehr erfreuet. O, dachte er, wenn du das Gut kaufst, so ist dir die Tochter gewiß! — Er wollte ja auch sein baares Geld gern zu einem Ankauf verwenden. — Nach längerem Hin= und Herreden wurden endlich beide vorläufig einig, und der Major versprach, wenn seine Frau einwillige, so solle der Handel geschlossen seyn. Diese, welche den Ertrag von Eichfeld besser kannte, als ihr Mann, fand die Kaufsumme so annehmlich, und die Sache so sehr nach ihrem Wunsch, daß sie unbedenklich einwilligte. Der Major und der Baron gaben sich den ritterlichen Handschlag darauf, und die Sache war abgemacht. Als Auguste kam, so stellte sich der Baron ihr vor als künftiger Besitzer von Eichfeld, und setzte zärtlich hinzu, daß er dieses Gut bestimmt habe, das Leibgedinge des Edelfräuleins zu seyn, daß ihn durch ihre Hand beglücken würde. Er glaubte, damit die förmlichste Liebeserklärung gemacht zu haben. Das Fräulein nahm die Sache als Scherz auf, bis der Baron ihr die Wahrheit auf seine Ehre versicherte. Da schwieg sie erstaunt, sah ihn mit großen Augen an, wünschte ihm Glück, und ging zu ihrer Mutter.

Der Baron war entzückt. „Sie verstummt vor Freude!" dachte er. Er hatte daher nichts eiligeres zu thun, als den übrigen Nachmittag und Abend noch alle Bedingungen des Kaufes festzusetzen, und reisete den andern Tag ab, höchst vergnügt, so gute Geschäfte gemacht zu haben.

Auch der Major war vergnügt. Eichfeld war ihm wirklich zu einsam und abgelegen. Den einzigen Umgang mit dem Pater, den er bis dahin gehabt hatte, mochte er nicht fortsetzen. Dachte er sich nun, daß seine Auguste den Baron heirathen und nach Westphalen ziehen könnte, so däuchte es ihm in Eichfeld nicht abzuhalten zu seyn. Die Majorin betrachtete die Sache aus einem andern Gesichtspunkte. Ihr lag Augustens weitere Ausbildung am Herzen, die zu Eichfeld nicht zu hoffen war; und sie wußte wohl, daß ihr Mann Eichfeld zu theuer bezahlt hatte. Sie war daher mit dem geschlossenen Handel wohl zufrieden. Auguste sehnte sich nicht nur aus der oft langweiligen Stille von Eichfeld hinweg, sondern wünschte auch sehnlich aus dem Bereich des Paters zu kommen. Bei ihm etwa wieder zur Beichte gehen und eine Recapitulation jenes donnernden Briefs hören zu müssen, dünkte ihr unerträglich. Nur beklemmte sie der Gedanke,

daß grade der Baron der Käufer war, weil sie nicht zweifelte, er habe den Handel bloß um ihretwillen geschlossen. Doch vertraute sie dieses nur der Mutter, denn vom Vater glaubte sie, daß er den Absichten des Barons nur zu geneigt sey.

Als der Major sich Abends auf seinem Zimmer, wie gewöhnlich, die Stiefeln von Thomas ausziehen ließ, so benahm sich der Alte etwas ungeschickt bei dem lahmen Fuß des Majors. „Wo hast du deinen Kopf, Alter?" — rief der Major etwas unwillig.

„Halten zu Gnaden, daß ich's etwas dumm machte! Es ist wahr, ich hatte meinen Kopf noch in der Bedientenstube."

„Was gab's denn da so Wichtiges?"

„Den Bedienten des Herrn Barons."

„Den Zierbengel? — Gewiß hast du ihm tüchtig von deinen Feldzügen vorgeschwatzt!"

„Halten zu Gnaden! Was nützt der Kuh Muskaten! Er hat mir vorgeschwatzt."

„Was hat denn der für große Dinge zu erzählen?"

„Nun — vom Herrn Baron."

„Doch hoffentlich alles Liebes und Gutes?"

„Liebes gewiß; — auch von Sophiechen hat er mir erzählt. Als der Herr Major sie neulich vor die Hausthür setzten, so hat sich der Herr Pater ihrer in christlicher Liebe angenommen, und hat sie in einem Kutschwagen selbst zum Herrn Baron gebracht, als eine, die wegen ihres katholischen Glaubens von einer ketzerischen Hausfrau verjagt worden sey."

„Was? — der S...."

„Er hat es nicht gesagt, daß sie von Eichfeld gekommen ist, und es geht auch dort dem Sophiechen recht wohl. Sie ist Beschließerin des Hauses, auch — Beschließerin von des Herrn Barons Schlafstube."

„Da hat dir der Bursche etwas vorgelogen. Es wird eben grade an einer Beschließerin gefehlt haben."

„Freilich hat es gefehlt, Herr Major, denn die vorige war kränklich geworden, und im Januar in ein Bad gereiset, das ihrer Krankheit ja wohl auch im Winter bekommen wird."

„Schweig, Alter, und rede das dumme Geschwätz hier im Hause nicht etwa nach! — Ich verbiete es dir!"

Das zehnte Kapitel.

Mainz.

Der Frühling kam, die Lüfte wurden milder, die Tage länger. Da war der Major zur Abreise fertig, und reisete mit seiner ganzen Familie nach Mainz, nachdem er seinem Pachter aufgetragen hatte, alles, was zur Uebergabe von Eichfeld an den Baron nothwendig sey, vorzubereiten.

Wer kennt nicht die köstliche und imposante Lage des uralten Mainz, das billig die Hauptstadt des vormaligen deutschen Reichs hätte werden sollen? — Der stolze, breite Strom, der mächtige Sohn der Hochalpen, und unter Deutschlands Flüssen der schönste, die an seinem Ufer malerisch hingelagerte Stadt, der reizende Rheingau, wo der Gott der Reben seine berühmtesten Altäre hat, dieser Hafen von Schiffen, welche eine bedeutende Handelsstadt ankündigen, die unablässig kommenden und gehenden Dampfbote mit Reisenden aller Länder angefüllt, diese zahlreiche Garnison, in welcher sich der österreichische und preußische Adler zu gemeinsamem Schutz Deutschlands friedlich vereinigen, diese interessanten sich auf allen Seiten darbietenden Ausflüge nach Bingen, den Niederwald, Wiesbaden, Frankfurt, Nierenstein; mit einem Worte, diese ganze, reiche Welt voll Leben, Anmuth und Wohlseyn, that der aus Eichfelds Stille herausgetretenen Familie, besonders Augusten, unbeschreiblich wohl. Sie blühte mit dem Frühling auf's Neue auf; denn in ihrem Herzen war Ruhe. Und Mainz war ganz der Ort, diese Ruhe zu befestigen.

Der finstere, ängstliche Geist des Kirchenhasses, den ihr Cyriax in der Einsamkeit Eichfelds eingehaucht hatte, verließ sie gänzlich. Das Leben selbst widerlegte die engherzige Ansicht von

Ketzern und deren Verdammniß. Sie sah, wie die gemüthlichen Oesterreicher, obgleich katholisch, mit den ketzerischen Preußen fraternisirten, und wie bei ihnen der Confessionsunterschied eigentlich nur an den Sonntagen bei der Kirchenparade heraustrat. Auch in der bürgerlichen Welt mischten sich Katholiken und Protestanten bunt aber friedlich unter einander, gingen mit einander um, hatten Freundschaft, und achteten sich gegenseitig. Es wurde ihr immer deutlicher, daß die Katholiken hier die finstere Ketzertheorie ihres Cyriax nicht theilten, und daß wohl nur wenige an die ewige Verdammniß der Protestanten und ihre Beherrschung durch den Teufel glauben möchten. Auch hörte sie hier von dem Streite, den der Erzbischof von Köln erregt hatte, viele sehr gemäßigte Urtheile. Vor allem aber fiel ihr auf, was man hier von dem Jesuitischen Treiben, das von Belgien aus herübergereicht habe in die Rheinlande, ganz freimüthig aussprach. Cyriax hatte ihr die höchste Ehrfurcht vor dem Orden der Jesuiten eingeprägt, und ihr denselben als die Hauptstütze der katholischen Kirche dargestellt. Es fiel ihr daher sehr auf, als sie in einer Gesellschaft einen eifrigen Katholiken sagen hörte, daß es besser für die katholische Kirche sey, es gäbe gar keine Jesuiten; denn sie schadeten ihr mehr, als sie ihr nützten. Die Kirche habe 17 Jahrhunderte ohne Jesuiten fest gestanden, und werde auch ferner ohne sie stehen. Ihr Zweck sey nur zu herrschen, und zwar durch die Fürsten über die Völker, daher sie überall die absolute Herrschaft begünstigten und Feinde aller Constitutionen seyen, — durch die Völker aber wieder über die Fürsten, daher sie das Volk in Unwissenheit und in blinder Abhängigkeit von dem Priesterthum zu erhalten suchten. Wo der Fürst in ihren Händen sey, da seyen sie für die absolute Herrschaft; wo aber der Fürst ihnen nicht gehorche oder gar Protestant sey, da seyen sie für die Revolution und wiegelten das Volk auf. So hätten sie es in Belgien gegen Holland gemacht; so machten sie es jetzt in den Rheinlanden gegen Preußen. Solcher Mißbrauch der Religion und der Kirche für politische Zwecke könne nur mit dem Verderben der katholischen Kirche endigen, wenn sich der römische Stuhl und die katholische Kirche dem Jesuitismus ferner so, wie bisher, hingeben wollen. Je weiter es man treiben und bringen werde, desto gewaltiger und zerstörender werde endlich die Gegen-

wirkung seyn, und wenn auch die katholische Kirche wohl fest stehen bleiben werde, so werde doch der römische Stuhl sich nicht zu retten wissen, sondern, wenn er so fortfahre, unausführbare Ansprüche zu erheben und „mit dem Kopfe wider die Mauer zu stoßen", allen Einfluß endlich einbüßen, und die Ursache werden, in jedem katholischen Lande einen Patriarchen an die Spitze der katholischen Kirche des Landes zu stellen. Das werde das Ende vom Liede seyn.

Die Majorin wünschte heimlich, Auguste möchte sich entschließen, einmal dem evangelischen Gottesdienst, den sie an jedem Sonntage besuchte, mit ihr beizuwohnen, wollte sie aber aus Zartgefühl nicht dazu selbst auffordern. Auguste aber hatte nicht daran gedacht, sondern besuchte fleißig und mit großer Andacht die Messe, die besonders in dem schönen Dom zu Mainz ihrem Andachtsgefühle sehr zusagte.

An einem Sonntage Morgens entschloß sich der Major plötzlich, bei dem schönen Frühlingswetter einen Ausflug auf's Land zu machen, und ließ seiner Tochter durch den alten Thomas sagen, sie möchte sich dießmal nicht zum Kirchgange, sondern schnell zu einer Lustfahrt nach N. anziehen. Auguste, die schon fertig war zur Messe zu gehen, sagte etwas unmuthig: „der gute Vater hätte wohl noch so lange warten können, bis ich aus der Messe gekommen wäre."

Thomas. Da würde es doch zu spät geworden seyn, denn die Predigt dauert zu lange.

Auguste. Ich wollte bloß die Messe hören und wäre vor der Predigt herausgegangen.

Thomas. Und ich höre die Predigt noch lieber als die Messe.

Auguste. Die Predigt ist auch etwas Gutes, aber die heilige Messe ist ja doch ganz unentbehrlich, weil da der Priester die ganze Gemeinde durch das Opfer entsündigt.

Thomas. Das ist wohl wahr; aber ich denke darin so: je mehr du die Predigt hörst, und je treulicher du sie befolgst, desto besser wirst du, desto weniger sündigst du, und desto weniger bedarfst du also der Entsündigung durch die heilige Messe. Dann denke ich auch, da der liebe Gott barmherzig ist, so vergibt er den guten Menschen die Sünde wohl auch ohne große

Umstände und weitläuftige Anstalten. Wenn ich halt gegen Ihren Herrn Vater einmal etwas versehen habe, so sage ich: halten zu Gnaden! ich habe was Dummes gemacht! Da spricht er: Alter, sey ein andermal gescheuter und nimm dich besser zusammen! Und da sind wir wieder gute Freunde. Ich denke nun, der liebe Gott muß noch viel gütiger seyn, als der Herr Major.

Auguste. Aber die heilige Messe ist doch einmal geordnet *als ein* Opfer der Entsündigung, und das darf niemand ungestraft verachten.

Thomas. Verachten? — Bei Leibe nicht! Ich gehe auch zur Messe, aber nicht grade alle Tage. — Sehen Sie, das lernt sich im Kriege. (In Feuer) Wenn es da in die Bataille geht, wo man nicht weiß, ob man die nächste Minute noch leben wird, da hat man nicht Zeit in die Messe zu gehen, Weihwasser zu nehmen, sich die letzte Oelung geben zu lassen, was alles ganz gut ist in Friedenszeiten; sondern ein ehrlicher Kerl muß sich da auf des lieben Gottes Barmherzigkeit und auf sein Paternoster verlassen, wo es heißt: vergib uns unsere Schulden, *gleich* wie wir unsern Schuldnern vergeben.

Auguste. Mag das auch seyn mit der Messe; du könntest hier ja doch die katholische Predigt hören. Du gehst aber lieber in die evangelische Kirche, wo du doch nur Bestreitung deines Glaubens hören wirst.

Thomas. Ah! — Sie denken, das ist wie beim Herrn Pater Cyriax, der den Mund kaum aufthat, ohne von der Ketzerei zu reden? — Der hat mir die Predigt eben verleidet. Bei dem Herrn Prediger hier hört man aber kein schmähendes Wort, und man merkt es der Predigt gar nicht ab, daß sie nicht katholisch ist. Und er predigt so schön, daß ich glaube, selbst der Gott-sey-bei-uns müßte dadurch etwas besser werden, wenn er fleißig in die Kirche ginge. Sie sollten ihn nur einmal hören!

Auguste (lachend). Du glaubst also wohl, es stecke auch noch so etwas von einem bösen Geiste in mir, das ausgetrieben seyn wolle.

Thomas (treuherzig). Ihr Geist, gnädiges Fräulein, das ist wahrlich ein guter Engel. Ich kenne Sie ja von Kindesbeinen an. Doch — mit Verlaub! — Ein wenig Cyriax könnte

noch in Ihnen stecken, und dem könnte es nichts schaden, wenn er vollends ausführe.

Auguste (unwillig). Thomas! — —

Thomas. Seyn Sie nicht böse! — Ich meinte nicht den katholischen Glauben, sondern nur so das Fluchen, Verdammen, Hassen, das man so leicht beim Pater lernte.

Auguste. Das ist weg, — ganz weg!

Thomas. Das sey Gott gedankt! — Es war Zeit!

Bald rollte der Major aus Mainz hinaus zu dem freundlichen Orte, wo er heute für die neu erwachte Natur leben wollte. Abgetreten im Gasthause, vereinigte man sich zu einem Spaziergange. Einige Leute im Sonntagsstaate gingen zur Kirche. Die Majorin fragte, ob eben jetzt die Kirche angehe, und erhielt zur Antwort, die Predigt gehe an. Sie erfuhr, daß die Kirchgänger evangelische Einwohner des Orts seyen, welche zwar nicht der Messe beiwohnten, aber doch oft zu dem katholischen Pfarrer in die Predigt gingen, weil sie keinen evangelischen Geistlichen im Orte hätten. „Ihr findet also kein Bedenken, fragte Auguste, eine katholische Predigt zu hören?" — „Warum sollten wir Bedenken finden, sagte eine Matrone, da der Herr Pfarrer auch aus der Bibel predigt." — „Aber, entgegnete das Fräulein, es kommt ja wohl vor, daß er euern Glauben bestreitet?" — „Das thut er nicht!" war die Antwort; „er weiß, daß wir kommen."

Die Majorin bekam Lust, die Predigt zu hören, und ihr Mann war es gern zufrieden. Sie traten in die Kirche, und die Leute rückten sogleich höflich zusammen, ihnen einen Platz zu machen. Es war der Sonntag Reminiscere, und der Text vom Kananäischen Weibe, zu dem Jesus sprach: man solle das Brod nicht den Kinder nehmen und es den Hunden vorwerfen; der er aber doch half. Der Priester trat auf die Kanzel; ein Greis, anspruchslos, aber würdig. So war auch seine Rede. Die Ankündigung, daß er von der rechten Werthschätzung, die jeder seiner Kirche schuldig sey, sprechen wolle, machte Anfangs die Majorin besorgt vor einer Controverspredigt; bald aber sah sie sich angenehm getäuscht. Ohne seiner Kirche das Mindeste zu vergeben, ermahnte er beide Confessionsverwandte, die er, wie er wohl wußte, vor sich hatte, mit ernsten Worten zur Achtung

gegen einander. Seine Rede kam darauf hinaus: Erkenne die Vorzüge deiner Kirche und hange ihr mit Treue an, achte aber auch die redliche Ueberzeugung anderer Kirchen und erkenne unparteiisch das Gute und Christliche an, das sie an sich haben; suche deiner Kirche durch ein christliches Verhalten Ehre zu machen; hüte dich vor allem Religionshaß, lebe in Eintracht und Liebe, und ehre die jeder Confession gesetzlich zustehenden Rechte. Bei dem letzten Theile seiner Rede belebte sich sein Vortrag immer mehr. Er redete gradezu seine Zuhörer als Katholische und Evangelische an, und warnte sie mit väterlichem Ernst, sich nicht durch die bedauerlichen Ereignisse in Köln zum Religionshaß hinreißen zu lassen. Dabei schilderte er die traurigen Folgen, welche dieser Haß in die Familien und besonders in die gemischter Ehen bringe, so wahr und so ergreifend, daß sich Auguste tief getroffen fühlte. Sie verwandte kein Auge von dem frommen Pater; die Rosen ihrer Wangen erhöhten sich zum Purpur; die Thränen perleten in ihren Augen, und unwillkührlich griff sie nach der Hand der geliebten Mutter und drückte sie mit Heftigkeit.

Zehn Schritte von ihr auf der Seite stand ein junger blühender Mann, der später und unbemerkt hereingetreten war. Er war stiller Zeuge der Bewegung des schönen Fräuleins, von dem er den Blick nicht wegwenden konnte. Als er aber sah, wie ihr die Thränen über die Wangen herabrollten, da trat er ein Paar Schritte zurück, um nicht etwa von ihr gesehen zu werden. Er wußte selbst nicht, warum er nicht wünschte, daß sie wissen sollte, er habe sie weinen sehen. Dagegen beseelte ihn die lebhafteste Neugierde, zu wissen, wer sie sey. Er sah wohl, daß hier Vater, Mutter und Tochter beisammen waren, und in dem Vater erkannte er das Soldatische leicht; aber wer sie waren, woher sie kamen, wohin sie gingen, darüber fand er keine Antwort. Aufhalten konnte er sich auch nicht; denn er reisete bloß durch. Ihnen aber, als sie nach der Kirche weiter spazieren wanderten, zu folgen, schien ihm zudringlich und unschicklich. Ein Trost war es ihm, daß er noch außerhalb der Kirche von dem fremden Fräulein bemerkt wurde. Er stand noch auf dem Kirchhofe, als der Major, seine Gattin am Arme, aus der Kirche heraustrat. Auguste, hinter ihnen herwandelnd, blickte seitwärts auf die Dorfbewohner. Da stand ein junger schöner Mann, der über und

über erröthete, als ihn ihr dunkles Auge traf. Er grüßte sie ehrerbietig; sie dankte ihm, und wäre beinahe auf dem unebenen Boden gefallen, so war sie erschrocken. Sie zürnte über ihren kindischen Schreck, konnte sich aber nicht entbrechen, am Thore des Kirchhofs das Köpfchen zu drehen, und zu sehen, ob der Fremde noch auf seinem Platze stehe. Sie sah ihn nicht; indem sie aber ihren Blick zurückzog, erblickte sie ihn nur kaum sechs Schritte von sich unter den Kirchgängern.

So kann der Dieb nicht erschrecken, der mit Angst den ersten Diebstahl unternimmt und sich ertappt sieht, als Auguste erschrak und sich schämte. Sie schloß sich auf's eiligste an den Arm der Mutter an, gleich als ob sie bei ihr Schutz suchte gegen den Anblick des Fremden. Kaum waren sie aber funfzig Schritte gegangen, als sie doch noch einmal einen scheuen Blick zurückwarf, nur um zu sehen, ob ihnen etwa der Fremde folge. „Er folgt uns nicht!“ dachte sie, „das ist sehr gut! Nun kann ich ruhig seyn.“ — Und doch wollte es ihr bald auch wieder langweilig vorkommen, daß sie so allein hingingen, und endlich sah sie neugierig genug um jede Ecke des Weges, ob er ihnen nicht entgegenkäme. „Wer er nur seyn mag? — dachte sie; — ich habe ihn so genau gesehen, daß ich ihn auf den ersten Blick wieder erkennen wollte! Unter Tausenden fände ich ihn heraus.“ — Da aber der Fremde nirgend erschien, wurde das Fräulein allmählig ziemlich unmuthig und einsylbig, und hörte wenig auf den beredten Vater, der sie auf die Schönheit der Gegend und Aussicht aufmerksam machte; ja endlich fing sie an, auf den Fremden etwas böse zu werden, daß er sich gar nicht weiter um sie bekümmere.

Diesen Kummer hätte sie sich ersparen können. Der Fremde eilte zurück in das Gasthaus, wo er den alten Thomas in der Sonntagsuniform vor der Thüre sitzen und behaglich sein Pfeifchen rauchen sah. Er begriff sogleich, daß dieses der Bediente jener Familie sey, ließ sich eine Flasche Wein herausbringen, und trank dem Alten zu, dem er sich als einen Standesgenossen — er war Officier in Baierschen Diensten gewesen — zu erkennen gab. Das war Wasser auf die Mühle des Alten. Das Band seiner Zunge lösete sich. Er war auf seinen Feldzügen auch in Baiern gewesen. Vergebens bemühte sich der Fremde, ihn von

seinen Erzählungen abzubringen. Bei jedem Glase, das der durstige Alte ausstach, wurde er geschwätziger und vertraulicher. Der Fremde mußte alles hören bis auf die Schlacht, wo der Alte dem Major das Leben gerettet, und nun mit ihm den Abschied genommen hatte. „Und wer ist denn dein Herr?" fragte der Fremde.

„Es ist der Major von Sandau, der beste Edelmann in ganz Deutschland; — ein Mann, wie sie nicht auf den Zäunen wachsen." —

„Wo wohnt er denn?" unterbrach der Fremde.

„In Mainz; wenigstens zur Zeit. Wir werden aber bald nach Wiesbaden gehen, wo die gnädige Frau das Bad brauchen will."

„Hat er denn Kinder?"

„Ja! einen Sohn, — ein prächtiger Herr, — ganz wie der Vater, — Capitain in der Preußischen Armee."

„Hat er denn auch Töchter?"

„Eine hat er, mein Herr!"

„Sie ist wohl auch hübsch?"

„Das wahre Conterfei ihrer Mutter. — Die war schön! — und was für eine prächtige Frau" — —

„Schon gut, Alter! Aber — — ist die Tochter verheirathet, — oder doch versprochen?"

„Ich dachte gar! — doch versprochen — das will ich grade nicht verreden; denn ein reicher Baron ging immer um sie herum, und der hat gewiß Heirathsgedanken. — Ich verdenke es ihm auch nicht. Er ist kein Narr! Ich möchte sie selber haben! — Schlank — wie Milch und Blut — schöne braune Locken — und ein Paar Augen — Augen, in die man kaum sehen kann!"

Der Fremde (sich vergessend). Du beschreibst nach der Natur! Ja — so ist sie! —

Thomas. Sie kennen sie also?

Fremder (etwas verwirrt) — sie — begegnete mir eben auf dem Kirchhofe.

Thomas. Ha! — Sie haben sie also gesehen? — und das Pulver ist ein bischen angebrannt? — (lacht) Das wundert mich nicht, — gar nicht! — Ja, wenn Sie erst Augusten kennen

sollten, was das für ein Herz ist, so fromm! so gut! — Was hat sich das arme Ding gequält um ihre Mutter, daß sie uns bald gestorben wäre!

Fremder. Wie so?

Thomas. Je, da hatte sie ein Schwalbennest im Kopfe! der Pater hatte es ihr hineingesetzt. — Sie dachte, ihre Mutter, die lutherisch ist, müßte ewig verdammt werden. — Da hatten wir rechte Sorge! — Es ist aber jetzt vorbei, ganz vorbei! Wir haben reine Wirthschaft gemacht!

Unterdeß war des Fremden Wagen angespannt worden. Er dankte dem Alten, drückte ihm einen Thaler in die Hand, um auf seine Gesundheit zu trinken, und fuhr eiligst davon. Er war sehr vergnügt, so vollkommen unterrichtet zu seyn, und erst später fiel ihm zu seinem Verdrusse bei, daß er nicht einmal gefragt hatte, wo der Major wohne.

Thomas, den der Wein und seine Kriegserinnerungen begeistert und schwatzhaft gemacht hatten, wurde durch den harten Thaler, den ihm der Fremde aufgedrungen hatte, bestürzt. Er hatte den Grundsatz, von niemandem als von seinem Herrn Geld zu nehmen, weil er immer voraussetzte, man gebe, um ihn zu bestechen. Indeß tröstete er sich damit, daß er ja nichts gesagt habe, was nicht alle Welt wüßte, etwa das allein ausgenommen, was er zuletzt verschwatzt hatte. Auch war er dessen gewiß, daß der Fremde in Mainz sich schon werde sehen lassen, und da wollte er ihm seinen Thaler höflich zurückgeben, um ihm keine Verbindlichkeiten schuldig zu seyn. Uebrigens traute er dem Fremden nichts Böses zu. „Ein prächtiger Herr!" — sagte er für sich. — „Und wie hat der Feuer gefangen von einem einmaligen Ansehen des Fräuleins! — Ob sie ihn nur auch gesehen hat? — Das möcht' ich wissen. — Ich werd' es bald merken. Kommt sie mir etwa mit Fragen und geht um den Brei herum, so hat sie ihn gesehen; und hat sie ihn gesehen, so fragt sie gewiß."

Der Major kam endlich zu Mittag von seiner Wanderung zurück. Auguste hatte sich geschmeichelt, sie werde den Fremden vielleicht im Gasthofe antreffen, und war ganz verdrießlich, niemanden zu sehen. „Es sind ja heute gar keine Fremden weiter bei euch!" sagte sie zu dem Kellner, als dieser das Mittagsessen auftrug. „Es war noch ein junger Herr da, entgegnete dieser,

der aber nicht blieb, sondern noch nach Mainz gefahren ist." Weiter wagte Auguste nicht zu fragen. Doch der Major fragte den Kellner, ob er wisse, wer es gewesen sey. „Ich weiß es nicht, (gab dieser zur Antwort), vielleicht weiß es aber Ihr Bedienter, denn der hat dem Fremden lange von seinen Heldenthaten vorgeschwatzt." — Der Major lachte, und dachte nicht weiter an die Sache. Desto mehr dachte Auguste daran. Sie wußte nun wenigstens, daß er im Gasthause gewesen, nach Mainz gefahren und mit Thomas gesprochen hatte. Ueber das letztere freute sie sich ungemein, ohne sich über den Grund Rechenschaft zu geben. „Ob er wohl, — dachte sie — nach uns gefragt hat? — ob er wohl unsre Bekanntschaft suchen wird?" Darauf gab es nun freilich vor der Hand keine Antwort, wenn man nicht wußte, was er mit Thomas gesprochen habe. Sie brannte vor Neugierde, das zu wissen; aber den Alten darüber zu examiniren, — um keinen Preis! Was könnte er sonst denken?

„Du sitzest sehr in Gedanken, Auguste!" sprach die Majorin. „Wahrscheinlich bewegst du noch des ehrwürdigen Paters Predigt in deinem Herzen! Es war ein schönes Wort, das er sprach, und ein Wort zu seiner Zeit. Ich dächte, wir besuchten den wackern Mann diesen Nachmittag, um seine nähere Bekanntschaft zu machen." — Der Major war dieses gern zufrieden, und auch Auguste, ob sie gleich lieber nach Tische nach Mainz gefahren wäre, war damit wohl zufrieden, indem sie sagte, daß es ihr höchst beruhigend sey, aus dem Munde eines so alten und ehrwürdigen Geistlichen ihrer Confession ein so brüderliches und christliches Urtheil über die Evangelischen gehört zu haben. — Der Vorsatz wurde ausgeführt, und die Stunde, welche man bei dem alten Manne zubrachte, knüpfte ein gegenseitiges Band der Freundschaft zwischen ihm und der Familie des Majors. Beim Abschied verabredete man, daß der Pater nächstens nach Mainz zum Besuch kommen solle, und er mußte versprechen, daß er sich zur Reise des Majors Equipage bedienen wolle.

Thomas hatte indessen Zeit gehabt, sich zu überlegen, was er wohl zu thun habe, wenn Auguste ihn über den Fremden fragen werde, und ob er wohl alles erzählen dürfe. Er fand, es sey unbedenklich. Denn es war ihm nun klar, daß der Fremde ihn nicht um seiner Sonntagsmontur, sondern um Augustens

willen so kameradschaftlich zugetrunken hatte, und daß er gewiß weitere Bekanntschaft suchen werde. Examinire ihn aber Auguste, so sey es ihr gewiß eben so gegangen wie dem Fremden, und es werde ihr Freude machen, zu hören, was der Fremde gesagt habe. Sey da ein Liebesfeuer entstanden, so sey das nicht seine Schuld, und er könne es nicht hindern. — „Und — dachte er — welch ein prächtiges Paar! Wie paßten die zusammen! Wenn ich dagegen an den lahmen Michel, den Baron denke — — Nun ja! der wird nun schön abfahren!"

Am andern Morgen nach dem Frühstück brachte Thomas dem Fräulein Wasser, die Blumen zu begießen, die sie an ihrem Fenster zog.

„Wie ist dir die gestrige Spazierfahrt bekommen, Alter?" — fragte sie ihn.

„Sehr wohl! gnädiges Fräulein."

„Es war ein schöner Tag! — Hast du dich denn nicht auch in N. umgesehen?"

„Nein! Ich habe im Kriege da im Quartier gelegen, und kenne alles lange."

„Da hast du wohl viele Langeweile gehabt, Thomas; denn es war ja sonst kein Mensch da."

„Nur ein fremder Herr, der nach Ihnen kam, aber bald wieder wegfuhr."

„Wer war er denn?"

„Weiß es nicht."

(Verdrießlich) „Warum weißt du es denn nicht? — (das Gesicht wegwendend, und mit gleichgültigem Tone) Dem hast du lange von deinen Kriegsthaten erzählt, wie uns der Kellner sagte."

„Haben Sie den gefragt?"

(Erröthend) „Der Vater fragte ihn."

„Ich dachte etwa, Sie hätten den Fremden auch gesehen; denn e r hat S i e gesehen. (heimlich) — Er hat mich gewaltig ausgefragt nach Ihrem Herrn Vater und nach I h n e n."

Auguste wandte sich verlegen ab, und — fragte weiter kein Wort, und Thomas sagte weiter nichts, wie er denn auch nichts mehr zu sagen wußte.

Eilftes Kapitel.

Das Gastmahl.

Was die Wahlen zur Ehe bei beiden Geschlechtern bestimmt, das ist bald kalte Berechnung, bald eine durch längern Umgang begründete Freundschaft: bald ein flüchtiges Wohlgefallen, das nach einigen Jahren wieder erlischt. Es gibt aber auch eine Liebe, deren Feuer der erste Blick entzündet, und die mit unwiderstehlicher Gewalt ergreift und festhält für das ganze Leben. Das Fräulein war in diesem letztern Falle, ohne daß sie sich selbst noch ganz verstand. Das Verständniß konnte ihr aber nicht lange verborgen bleiben. Als sie fand, daß sie darum so oft durch das Fenster schaue, weil sie ihn zu sehen hoffte, daß sie darum so gern ausging, weil sie ihm zu begegnen erwartete, und daß sie, als acht lange Tage verstrichen waren, ohne die erwünschte Erscheinung gehabt zu haben, anfing traurig und unruhig zu werden, so begriff sie endlich sich selbst. Sie versuchte es nun, das Andenken an den Fremden aus ihrem Herzen zu verbannen, und erlangte, ob sie dieses gleich nicht vermochte, wenigstens so viel, daß sie wieder ruhiger wurde. Mehr aber als alles trug der Gedanke dazu bei, daß sie nach dem, was Thomas ihr erzählt hatte, die geheime Hoffnung nährte, der Fremde werde früher oder später nähere Bekanntschaft suchen.

Dieses kam jedoch so bald nicht. Denn der Major machte wegen der Uebergabe seines Gutes an den Baron bald darauf eine längere Reise nach Eichfeld, die ihn auf mehr als vierzehn Tage von Mainz entfernte, und die Majorin lebte diese Zeit über sehr still und häuslich. Auguste beschäftigte sich viel mit Lesen. Sie ließ jetzt ihre Lectüre von der Mutter bestimmen, statt von Cyriax, und die Majorin war so vorsichtig, der Tochter kein Buch in die Hände zu geben, das sie nicht vorher selbst gelesen hatte. Auch

ging Auguste einige Male mit der Mutter in den evangelischen Gottesdienst, der ihr recht wohl gefiel. Zwar setzte sie ihn nicht über die katholische Messe, die ihrem religiösen Gefühl mehr Anregung und freiern Spielraum gab; aber das erkannte sie an, daß der evangelische Gottesdienst ein christlicher, bessernder, gottgefälliger sey, und daß es das höchste Unrecht sey, die Evangelischen als Feinde Christi, als von Gott Verworfene, der Verdammniß Geweihte zu betrachten.

Endlich kam der Major zurück. Er erzählte, wie er alles glücklich beendigt, und wie der Baron versprochen habe, ihn im Mai in Mainz oder Wiesbaden zu besuchen, wobei er einen Blick auf Augusten warf, der diese sehr verlegen machte. Denn seit sie den Fremden gesehen, konnte sie nicht ohne Unmuth an den Baron denken. „Der mag doch ja bleiben, wo er ist", sagte sie verdrießlich. „Und warum denn?" fragte der Major etwas hastig. „Ich habe gedacht, du sähest ihn nicht ungern!" — „Soll ich's aufrichtig sagen, — sprach Auguste, — so ist er mir sehr zuwider."

„Zuwider?" rief der Major unwillig. „Ich dächte, einen Mann von so gutem Adel und so gewaltigem Reichthum fände man nicht alle Tage auf der Gasse, und zehn andere Fräulein würden mit beiden Händen zugreifen, wenn er sie nur wollte."

„Sie mögen ihn in Gottes Namen hinnehmen! Ich werde keine beneiden, — sprach das Fräulein, — und lieber wollte ich in ein Kloster gehen, als den Baron heirathen."

Der Vater fuhr etwas unwillig auf; die Majorin aber beruhigte ihn mit der Vorstellung, daß er ja doch, wenn Auguste einen bestimmten Widerwillen haben sollte, sie nicht zwingen werde, daß sie sich aber vielleicht anders besinnen werde, wenn sie den Baron näher kennen lernen sollte.

Der Major beschloß nun eine Reise nach Frankfurt zu machen, und dahin auch Frau und Tochter mitzunehmen, um, wie er sagte, „diese alte, edle Reichsstadt ihnen auch zu zeigen", und zugleich die Gelder für sein verkauftes Gut in Staatspapieren anzulegen. Denn er hatte beschlossen, in seinen alten Tagen von seinen Interessen zu leben, und seinen Wohnsitz da aufzuschlagen, wo es ihm am gemüthlichsten seyn würde.

Ungern trennte sich Auguste von Mainz; — denn wer würde sie in Frankfurt aufsuchen?

Ehe der Major von Mainz wegging, mußte er noch einem großen Ehrenmahl bei einem seiner Freunde, dem Herrn v. N., beiwohnen, zu dem auch die Majorin und Auguste mitgeladen waren. Die Majorin hatte mit vielen trefflichen Frauen die Eigenheit gemein, daß sie bei solchen Gelegenheiten immer etwas nach der gesetzten Zeit mit ihrem Anzug fertig war, weil sie in der Regel damit zu spät anfing. Der Major kam daher zuletzt, als schon alles versammelt war; und der Hausherr, der schon etwas ungeduldig über den Verzug geworden war, ließ die Gesellschaft schnell zur Tafel gehen, ohne zuvor, wie er sonst nicht leicht unterließ, diejenigen, welche einander noch nicht kannten, mit einander bekannt zu machen.

Auguste kam an das eine Ende der Tafel neben einige junge Männer zu sitzen, die sich sehr bemühten, sie angenehm zu unterhalten. Bald aber zog ein lebhafter Streit ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich, der zwischen zwei ältlichen Herren in der Mitte der Tafel entstand, die allmählig so laut und heftig wurden, daß jedes andere Gespräch einstweilen zum Schweigen kam. Ein wohlgenährter Kanonikus aus A. und ein hagerer Doctor der Rechte aus B., obgleich auch Katholik, waren über die kirchlichen Verwirrungen der Zeit an einander gerathen. Jener vertheidigte in einem tiefen Basse die Rechte des römischen Stuhls, dieser in einem scharfen Tenor die Rechte der Fürsten.

„Wenn Rom einmal gesprochen hat, — rief der Kanonikus hitzig, — dann ist alles vorbei. Denn das ist das Große an Rom, daß es keinen seiner Aussprüche reformirt, eben weil es infallibel ist."

„So würden Sie es also wohl für unmöglich halten, — fragte der Doctor spitzig, — daß ein Papst die Decrete des Andern cassirte?"

Kanonikus. Dergleichen kann nur bei den Fürsten vorkommen, aber nicht bei Päpsten.

Doctor. Es ist bei Päpsten vorgekommen. Sie wissen, daß der eine den Jesuiterorden aufhob, und daß Pius ihn nach Napoleons Sturz wiederherstellte.

Kanonikus. Das war der schlechte Papst Ganganelli, der die Jesuiten aufhob. Den Hang dieses Papstes zur Aufklä-

rerei seiner Zeit hat selbst Herr Görres in seinem berühmten Buche Athanasius anerkannt, und diesen Papst darum „den concentrirtesten Ausdruck" jener verkehrten Richtung genannt.

Doctor. Das hat Görres gesagt? — Nun so hat er ja zugestanden, daß auch ein Papst einmal auf einem Irrwege gewesen sey. Wer gibt uns denn nun die Bürgschaft, daß nicht etwa auch der gegenwärtige Inhaber des heiligen Stuhls der concentrirteste Ausdruck einer entgegengesetzten falschen Richtung ist, die etwa auf das entgegengesetzte Aeußerste, das der Papst Bonifacius der Achte repräsentirt, hinausgehet? — Ist es sonach nicht erlaubt, sich doch auch die päpstlichen Erlasse etwas anzusehen, und ihnen nicht so blindlings zu gehorchen? — Doch, — davon abgesehen! Was würden Sie sagen, Herr Kanonikus, wenn ein Fürst solche Befehle und Erlasse gegeben hätte, daß sein Nachfolger sich genöthigt sähe, sie zu cassiren?

Kanonikus. Daß der eine oder der andere sehr Unrecht haben müsse. Aber was soll dieß hier? —

Doctor. Der Papst Bonifacius VIII. hatte sich in seinen Erlassen so sehr gegen den König von Frankreich vergangen, daß sein Nachfolger, Clemens V., sich bewogen fand, auf der Kirchenversammlung zu Vienne im J. 1311 anzubefehlen, daß alle Verfügungen seines Vorgängers, welche dem Könige und der Krone Frankreichs zur Beschimpfung gereichen könnten, aus den Acten seiner Regierung herausgerissen und vernichtet werden sollten. — So könnte es denn wohl auch kommen, daß ein Nachfolger auf dem Stuhle Petri die Allocutionen des jetzigen heiligen Vaters gegen die Krone Preußen und dessen Verfügungen über die gemischten Ehen umstoßen könnte, und daß die nicht wohl gethan hätten, die jetzt so blindlings zufahren.

Kanonikus. Das ist eine andere Sache! So lange aber der Papst nicht selbst anders verfügt, so lange müssen alle gute Katholiken gehorchen. Denn er ist der Oberherr der Kirche, der die ganze Fülle der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt in seinen Händen hat, der Mittelpunkt der Einheit, und niemand gehört zur Kirche, der dieses nicht anerkennt.

Doctor. Daß dieses jetzt die Lehre des römischen Hofes und aller seiner Anhänger ist, läugne ich gar nicht; so aber war es gar nicht in den ersten tausend Jahren. — Denn die Ge-

schichte gibt uns die Aufklärung, daß die römischen Bischöfe zwar frühzeitig als die ersten, dem Range nach, anerkannt worden sind, aber es fiel niemandem ein, selbst nicht den römischen Bischöfen, zu behaupten, daß sie die Fülle der ganzen Kirchengewalt, der gesetzgebenden und vollziehenden, in ihren Händen hätten.

Kanonikus (höhnisch). Sie sind ein Doctor, d. i. ein Lehrer! so lassen Sie uns doch einmal ihre Beweise hören! Ich bin gar neugierig, und möchte gar zu gern auch etwas von der Weisheit dieser Zeit erschnappen.

Doctor. Das wird Ihnen eben nichts schaden, mein Herr Kanonikus, und Sie werden doch ein eben so ächter Katholik bleiben, als ich es bin. Lernen Sie daher drei Perioden in der Geschichte des römischen Stuhles wohl unterscheiden. Die erste umfaßt die ersten drei Jahrhunderte, wo die Christen noch eine gedrückte und oft verfolgte Secte waren. Die zweite beginnt mit dem 4ten Jahrhundert, wo der Kaiser Constantin der Große Christ, und unter seinen Nachfolgern das Christenthum die allein herrschende oder die Staats-Religion des römischen Reichs wurde. Sie dauerte bis zum Untergange des römischen Kaiserthums, oder bis über die Mitte des eilften Jahrhunderts. Da beginnt mit Papst Gregor VII. (Jahr 1073) die dritte Periode, die bis zur Reformation fortgeht. In der ersten Periode wurden die römischen Bischöfe Patriarchen, das heißt oberste Bischöfe in einer gewissen Zahl römischer Provinzen; in der zweiten wurden sie die ersten Bischöfe des ganzen Reichs, dem Range nach, und erst in der dritten Periode wurden sie Päpste, d. h. Oberherren der ganzen Kirche, die alle Kirchengewalt in sich vereinigten.

Kanonikus. Das ist nicht wahr! Das wird ein guter Katholik nie anerkennen!

Doctor. Selbst der kürzlich in München verstorbene berühmte Professor Möhler, dessen katholische Rechtgläubigkeit überall anerkannt ist, hat es zugestanden, daß sich die Oberhoheit des Papstes über die Kirche nur nach und nach, im Laufe der Jahrhunderte, gebildet habe. Und er mußte es ja zugestehen; denn die Geschichte zeigt es klar und unwiderspreсhlich. In den ersten drei Jahrhunderten, wo die Kaiser noch heidnisch waren,

stellten sich zuerst die Bischöfe einer Provinz freiwillig unter den Bischof der Provinzialhauptstadt, der den Titel Metropolitanbischof bekam. Die Metropolitanbischöfe beruften die geistlichen Synoden ihrer Provinz, machten mit diesen gemeinschaftlich Verordnungen und theilten ihre Beschlüsse den Metropoliten, anderer Provinzen mit. So war auch der römische Bischof der Metropolit der Kirchen seiner besondern Provinz. Allmählig aber bekam unter den Metropolitanbischöfen derjenige einen größern Einfluß, der der Bischof der für ganze weite Landstriche wichtigsten Stadt war, und die andern Metropoliten stellten sich allmählig immer mehr und mehr unter ihn. Drei Städte des Reichs waren es, welche alle andere überwogen, Rom in Italien, Alexandrien in Aegypten und den Nachbarländern, und Antiochien in Kleinasien. Die Bischöfe dieser Städte zeichnete man durch den Ehrentitel der Patriarchen aus, denen später noch die Kaiser den Bischof von Constantinopel beifügten. So war der Bischof von Rom der Patriarch über viele lateinische Metropolitanbischöfe; die Patriarchen waren aber einander an Rechten alle gleich, obgleich der römische wegen der Größe, des Reichthums und der Macht der gewaltigen Hauptstadt bald auch der wichtigste und geehrteste unter ihnen wurde. Die Patriarchen konnten aber auch in ihren Sprengeln nichts verfügen, ohne die Bischöfe zusammenzurufen, und mit ihrer Zustimmung.

Kanonikus. Das sind alte vergangene Zeiten, die man der Vergessenheit übergeben muß. Denn es ist ja doch hernach alles anders geworden.

Doctor. Allerdings wurde es anders, als die Kaiser zum Christenthum traten. Denn nun dauerte es nicht lange, so wurde das Christenthum die Staatsreligion, die ausschließliche des Reichs, und dadurch wurden die Kaiser unvermeidlich auch die Oberherren der Kirche, weil Staat und Kirche nun zusammenflossen. — Was rechnen Sie wohl zur Oberherrschaft der Kirche, Herr Kanonikus?

Kanonikus. Nun, — was eben jetzt den Päpsten zukommt, daß sie alle Bischöfe einsetzen und absetzen, und daß kein weltlicher Regent einen Bischof richten oder bestrafen darf, am allerwenigsten aber den Papst, der als Christi Statthalter über alle Kaiser und Könige erhaben ist; daß nur der Papst

Kirchenversammlungen ausschreiben und halten darf, und daß deren Beschlüsse keine Gültigkeit haben, wenn Er sie nicht genehmigt; daß seine Verordnungen und Befehle in Glaubenssachen und in der Disciplin für alle Kirchen der Christenheit unverbrüchliche Gesetze sind, und daß kein Fürst ein Recht hat, die Verkündigung päpstlicher Verordnungen in irgend einer Art zu hindern.

Doctor. Ganz Recht. Von allen diesen Rechten hatten die Bischöfe von Rom bis dahin keines gehabt, und alle diese Rechte übten nun die Kaiser, nachdem sie Christen geworden, und damit an die Spitze der Kirche getreten waren. Vorher wurden die Bischöfe vom Volk und der Geistlichkeit gewählt; nun bestimmten es die Kaiser, besonders in wichtigen Städten, wer Bischof werden sollte, entschieden streitige Bischofswahlen, zogen die Bischöfe vor Gericht, und setzten sie, wenn sie dieselben schuldig fanden, ab. Dieses alles thaten sie auch mit den Bischöfen oder Patriarchen von Rom, die gänzlich ihre Unterthanen waren und ihnen gehorchen mußten. Constantin der Große setzte die Bischöfe Eusebius von Nikomedien und Theagius von Nicäa ab, weil sie über die Gottheit Christi nicht nicänisch lehren wollten, begnadigte sie aber im J. 328 wieder, und setzte sie aus kaiserlicher Macht wieder ein. Die Klagen gegen den Bischof von Alexandrien ließ er gerichtlich untersuchen, und den Bischof Johann von Tyrus schickte er ins Exil. Dieß alles that er, ohne in Rom anzufragen, und der Bischof zu Rom widersprach nicht, und glaubte nicht, daß damit in seine Rechte gegriffen sey. Als im J. 341 die Bischofswahl zu Constantinopel streitig wurde, so verwarf der Kaiser Constantius beide Candidaten, weil sie ohne seine Auctorität gewählt seyen, verjagte den Einen (Paulus), und setzte den Andern (Macedonius) erst im folgenden Jahre aus kaiserlicher Macht ein. Derselbe Kaiser hielt im J. 355 eine Kirchenversammlung zu Mailand, schickte die darauf befindlichen Gesandten des römischen Bischofs Liberius, weil sie sich den Decreten der Synode nicht unterwerfen wollten, ins Exil, ließ Liberius selbst nach Thracien gefangen abführen, und setzte ihn erst im J. 358, nachdem er der Lehre des Athanasius entsagt hatte, wieder in sein Amt ein. Der Kaiser Valentinian I. verbot den Geistlichen zu Rom den Eintritt in die

Häuser der Wittwen und Waisen, und dieses Verbot mußte in allen Kirchen Roms öffentlich abgelesen werden. Er verordnete auch, daß jeder Bischof, der wiedertaufen würde, abgesetzt werden solle. Kaiser Theodosius der Große verordnete einige Bischöfe als eine Commission zu Untersuchung von Glaubenssachen, unter denen sich aber der Bischof von Rom nicht mit befand. Kaiser Honorius verhörte im J. 410 die Katholischen und Donatisten gegen einander, und entschied den Streit aus kaiserlicher Auctorität. Eben so entschied er, als sich Eulalius und Bonifacius um die römische Bischofswürde stritten, als Richter für den letztern, und der erstere mußte weichen. Als die Bischöfe auf der Kirchenversammlung zu Ephesus im J. 433 ihren Mitbischof Flavian todtgeprügelt hatten, so befahl der Kaiser seinen Commissarien, die Anstifter der Ungebühr beim Kopfe zu nehmen. Kaiser Justinian gab Gesetze darüber, was ein Priester für Erforderniße haben, wie er sich verhalten, und welche Gerichtsbarkeit und welcher Sprengel den Bischöfen zukommen solle. Die Kaiser hatten das Recht, allgemeine Kirchenversammlungen zusammenzurufen, den Vorsitzenden zu ernennen und die Verhandlungen zu dirigiren; die Beschlüsse aber mußten nebst den Acten ihnen eingesendet werden, und sie erhielten nur erst Kraft, wenn sie dieselben bestätigten. Sie erließen auch Verordnungen in Glaubenssachen aus eigener Macht, wie dieses bekanntlich die Kaiser Zeno, Constans, Honorius, Justinian gethan haben. So lange die Kaiser über das Gebiet der Stadt Rom ihre politische Herrschaft behaupteten, so lange blieben auch die Bischöfe zu Rom ihre Unterthanen, und mußten Befehle von ihnen annehmen, und die Päpste Vigilius im 6ten und Martin I. im 7ten Jahrhundert wurden nach Constantinopel abgeführt, weil sie sich weigerten, den kaiserlichen Befehlen zu gehorchen.

Kanonikus. Ich habe Sie ausreden lassen. Nun aber bitte ich, auch mich zu hören. Die allgemeine Kirchenversammlung zu Constantinopel im J. 381 erklärte den römischen Bischof für den ersten.

Doctor. Ganz recht, für den ersten im römischen Reiche, aber nur dem Range nach, und nicht weil er Statthalter Christi sey, sondern weil Rom die erste Stadt des Reichs war.

Kanonikus. Die Synode zu Antiochien im J. 341 erließ ein Gesetz, daß kein Geistlicher seinen Bischof, und kein Bischof seine Synode beim Kaiser unmittelbar verklagen solle.

Doctor. Wieder recht, aber das Verbot lautete so: er solle nicht die Sache mit Umgehung der legalen Instanz an den Kaiser bringen; die legale Instanz war aber nicht der Bischof von Rom, sondern für den Geistlichen sein Bischof, und für den Bischof der Metropolitan oder Patriarch.

Kanonikus. Die römischen Bischöfe Simplicius und Gelasius sagten es den Kaisern ins Gesicht, daß sie der Kirche keine Vorschriften geben könnten.

Doctor. Ist allerdings geschehen, aber weder die Kaiser noch die Bischöfe erkannten dieses an, sondern jene fuhren fort, als Oberherren der Kirche sich zu bezeigen, und niemand widersprach weiter. So ließ sich der römische Bischof Pelagius im J. 587 auch beigehen, zu behaupten, daß nur Er Kirchenversammlungen berufen könnte; aber niemand gestand ihm dieses zu. Man bekommt noch kein Recht dadurch, daß man nnr den Anspruch darauf erhebt, sondern es gehört auch dazu, daß der Anspruch allgemeine Anerkennung findet.

Kanonikus. An dieser Anerkennung fehlte es nicht. Die Kirchenversammlung von Sardika machte die Päpste zur Revisionsinstanz, der Kaiser Valentinian im J. 381 machte sie zur Appellationsinstanz.

Doctor. Doch nur in den Händeln der Bischöfe unter einander selbst, und nur im römischen Patriarchensprengel, nicht im ganzen Reiche, geschweige denn in der ganzen Christenheit, der sie ja nichts vergeben konnten.

Kanonikus. Aber der Kaiser Valentinian III. räumte im J. 445 den Bischöfen von Rom die Suprematur ein.

Doctor. Er that dieses aber unbeschadet der hergebrachten kaiserlichen Rechte, und übrigens galt sein Decret nur für die Kirchen des westlichen Reichs, wo der Bischof von Rom schon Patriarch war, nicht für die Provinzen des östlichen Reichs, die unter dem Mitkaiser Theodosius standen.

Kanonikus. Aber auch der griechische Kaiser Phokas zu Anfang des 7ten Jahrhunderts that den Ausspruch, daß der apostolische Stuhl des heiligen Petrus, die römische Kirche, das

Haupt aller Kirchen seyn, und daß die Bischöfe von Rom den Titel allgemeiner Bischöfe führen sollten.

Doctor. Phokas war ein illegitimer Kaiser, der seinen Herrn vom Thron gestoßen hatte, und den Kaiserrechten nichts vergeben konnte. Er ertheilte aber auch dem damaligen Papst Bonifaz III. damit nur den ersten Rang unter den Bischöfen des Reichs, nicht aber die Oberhoheit, und noch weniger die Oberhoheit über alle Kirchen der Erde.

Kanonikus. Wenn ich Ihnen aber auch zugeben muß, daß die Kaiser selbst die Oberhoheitsrechte über die Kirche in ihren Händen hatten, so war dieses doch kein Recht, sondern eine Anmaßung. Diese Rechte standen dem heiligen Stuhle zu, und Unrecht kann kein Recht geben.

Doctor. Unrecht? — Vielmehr sie handelten ganz in ihrem kaiserlichen Recht, und — was die Hauptsache ist — die Bischöfe des Reichs, selbst die römischen, erkannten dieses Recht an. Auch waren es die Kaiser, welche erst den Bischöfen von Rom, und der Geistlichkeit überhaupt, Vorrechte schenkten. Sie gaben den römischen Bischöfen den ersten Rang, machten sie in bischöflichen Händeln zur Appellationsinstanz, befreiten die geistlichen Güter von manchen Abgaben, gaben den Geistlichen einen besondern Gerichtsstand und Jurisdiction, so daß man sagen muß, daß die römischen Bischöfe durch die Kaiser wurden, was sie in der Kaiserzeit waren. Was ihnen von den Kaisern gegeben wurde, das nahmen sie bestens an. Wie kann man daher sagen wollen, die Kaiser hätten die andern Rechte, welche sie nicht verschenken wollten, mit Unrecht besessen? — Hätten die Kaiser die Kirchengewalt nicht gehabt, so konnten sie auch nichts davon verschenken, und die Päpste durften das Geschenk nicht annehmen, und sich nicht auf diesen Erwerbstitel beziehen.

Kanonikus. Mag es auch seyn, daß die Kaiser alle diese Rechte gehabt haben, so ist doch das Kaiserthum längst untergegangen, und die Könige können auf dergleichen Rechte keinen Anspruch machen.

Doctor. Nun so hören Sie, was die Könige thaten. Sie übten ganz in den Kirchen ihrer Reiche die Rechte aus, welche die Kaiser gehabt hatten, besetzten die Bisthümer, setzten Bischöfe ab, hielten Kirchenversammlungen, präsidirten dabei,

und unterwarfen die Beschlüsse derselben ihrer Bestätigung. — Als Laurentius und Symmachus sich um den Besitz des römischen Stuhls stritten, so entschied im J. 459 Theodorich, der König der Ostgothen, für Symmachus, und Laurentius mußte weichen. Derselbe König besetzte den römischen Stuhl mit Felix III., und sein Nachfolger Athalrich bestimmte sogar, was der Bischof von Rom jedesmal für die Bestätigung an den König bezahlen sollte, nämlich 3000 Solidi. — Eben so handelten die fränkischen Könige. Chlodwig verbot seinen Bischöfen, ihre Streitigkeiten vor den römischen Stuhl zu bringen. Der König Guntram ließ die Bischöfe Theodor von Marseille und Epiphan von Frejus gefangen setzen. Childebert verlangte im J. 556 von dem Papste Pelagius I., er solle ihm sein Glaubensbekenntniß schicken, und dieser schickte es ein, „weil die Schrift gebiete, den Königen unterthan zu sein." Der fränkische König Karl der Große, der das abendländische Kaiserthum wieder herstellte, übte auch, so wie sein Nachfolger, alle kaiserlichen Rechte. Er hielt eine Menge Kirchenversammlungen, wo auch über Glaubenslehren entschieden wurde, besetzte Bisthümer, verbot verdächtige Legenden in den Kirchen vorzulesen und neue Heilige zu verehren, und schrieb sogar den Kirchen ein Homilienbuch vor zum Vorlesen; alles ohne Rom zu fragen, und ohne Widerspruch von daher. Karl vermehrte zwar das Gebiet der Päpste, aber die Päpste hatten über Rom nur das dominium utile, oder die Vasallenrechte; er ernannte vielmehr die Herzoge und Grafen dieses Gebiets, und sprach da Recht durch seine Abgeordneten. Er schickte daher auch im J. 799 eine Commission nach Rom, die den Proceß gegen den Papst Leo III. einzuleiten hatte. Jeder Papst mußte in Gegenwart seiner Commissarien gewählt, und durfte nicht eher consecrirt werden, als bis die kaiserliche Bestätigung eingegangen war. Auf der von ihm gehaltenen Synode zu Frankfurt im J. 794 wurde die von der 2ten nicänischen Kirchenversammlung und von den römischen Bischöfen gebilligte Bilderverehrung verworfen, ungeachtet zwei päpstliche Abgeordnete zugegen waren, die nicht widersprachen. Zwar nahm sich der Papst nachher der Bilder an, aber Ludwig I. hielt im Jahr 825 eine Synode zu Paris, wo die Bilderverehrung abermals verworfen wurde. So

wenig galt damals der Spruch: Rom hat gesprochen, also muß alles gehorchen. Auch die Bischöfe folgten Roms Befehlen nicht blindlings. Als Gregor IV. den fränkischen Bischöfen schrieb, er werde sie in den Bann thun, wenn sie nicht nach seinem Willen thun würden, antworteten sie ihm, daß sie in solchem Fall seinen Bann erwiedern würden. — Eben so bewiesen sich die ersten deutschen Kaiser als Oberherren der Päpste. Otto der Große setzte Priester und Bischöfe ab, wenn er sie schuldig fand. Er citirte den Papst Johann XII. im J. 964 vor eine Kirchenversammlung, die er zusammenberufen hatte. Konrad I. setzte den Bischof von Bremen ab, und einen andern an seine Stelle. Otto III. besetzte den römischen Stuhl zweimal. Heinrich II. verjagte den Papst Gregor, und stellte wiederholt fest, daß dem Kaiser das Bestätigungsrecht der römischen Bischöfe gebühre. Heinrich III. setzte im J. 1045 den Erzbischof Guido von Mailand ab; ingleichen setzte er drei Päpste ab (Benedict IX., Sylvester III., Gregor VI.), und machte Clemens II. zum Papst, und nach dessen baldigem Tode Damasus IX. — Kaiser Lothar II. entschied zwischen Innocenz II. und Peter Leo, die sich den römischen Stuhl streitig machten. Dieses alles sind Thatsachen der Geschichte, welche zeigen, daß die römischen Bischöfe bis in das 11te Jahrhundert zwar als die ersten Bischöfe des Abendlandes angesehen wurden, aber nicht die Oberhoheit hatten über die Kirche, nicht befehlen konnten nach Belieben, sondern daß sie unter den Kaisern, die Bischöfe eines jeden Landes aber unter den Landesherren standen, und daß es zu einer Verordnung, die gültig seyn sollte, oder zur gesetzgebenden Gewalt, des Zutritts und der Beistimmung der andern Bischöfe und der weltlichen Regenten bedurfte. Diese Grundsätze, die man das katholische Episcopalsystem nennt, galten also tausend Jahre in der christlichen Kirche.

Kanonikus (wischt sich den Schweiß von der Stirn). Wenn ich Ihnen auch dieses alles zugebe, so müssen Sie doch zugestehen, daß mit dem Papste Gregor VII., vom J. 1073 an, alles anders wurde, daß nun die ganze Fülle der vollziehenden und gesetzgebenden Gewalt und die ganze Oberhoheit über die Kirche und die Bischöfe in die Hände der Päpste überging, daß nun alle Aussprüche des heiligen Stuhls unbedingte Geltung

bekamen, daß also mit einem Worte das katholische Episcopalsystem unterging, und das römische Hofsystem (Curialsystem) in volle Geltung eintrat. Dieses Papstrecht des römischen Hofes hat nun sieben Jahrhunderte hindurch unbestritten gegolten; die Päpste sind in rechtmäßigem Besitze desselben. Es war auch der Kirche nothwendig; sie bedarf eines Souverains, der als Einheitspunkt alles zusammenhält; denn außerdem würde alles zerfallen. Wäre daher nicht ein Papst in den römischen Bischöfen da gewesen, so hätten die Fürsten einen machen müssen.

Doctor. Da die Kirche tausend Jahre ohne das Papstrecht bestand, und die griechische Kirche noch immer ohne einen Papst, bloß unter Patriarchen besteht, so würde auch die katholische Kirche des Abendlandes ohne das Papstthum fortbestanden haben. Ja, wir haben in der katholischen Kirche selbst ein Beispiel, daß rechtgläubige Katholiken von Rom getrennt bestehen können. Das katholische Erzbisthum zu Utrecht mit den Bisthümern Deventer und Harlem wurde in den Jansenistischen Streitigkeiten von Rom mit dem Banne belegt; aber diese Bisthümer und Kirchen bestehen seit einem Jahrhundert, und befinden sich wohl, ob sie gleich von Rom verflucht sind. — Auch ist es ungegründet, daß das nun aufgekommene Papstrecht keinen Widerspruch erfahren habe. Rom hat es vielmehr nie zur völligen Anerkennung bringen können. Den Grundsatz des Papstrechts, daß der Papst Oberherr der Kaiser und Könige sey, und die Throne besetzen könne, haben die Fürsten nie eingeräumt. Auch haben die katholischen Fürsten stets festgehalten, daß alle päpstliche Bullen und Breves nicht ohne ihre Genehmigung publicirt werden dürfen. Die französische Kirche hat den Grundsatz stets festgehalten, daß alle päpstliche Verordnungen zu ihrer Gültigkeit erst der Zustimmung der andern Bischöfe oder der Kirche bedürfen. Denselben großen Grundsatz des katholischen Episcopalsystems sprachen sogar zwei große allgemeine Kirchenversammlungen nur hundert Jahre vor der Reformation aus. Die allgemeine Kirchenversammlung zu Costnitz **1414** u. f., welcher der Kaiser, der Papst, 26 Fürsten, 140 Grafen, 22 Cardinäle, 20 Erzbischöfe 7 Patriarchen, 92 Bischöfe, 124 Aebte, 500 Prälaten und Doctoren und über 3000 Priester beiwohnten, setzte

den Papst Johann XXIII. ab, machte Martin V. zum Papst, und setzte fest, daß ein allgemeines Concilium die ganze Kirche vorstelle, daß es seine Gewalt nicht vom Papst, sondern von Christo habe, und daß die Päpste verbunden seyen, den Beschlüssen einer solchen Versammlung zu gehorchen. Noch bestimmter sprach die Grundsätze des katholischen Episcopalsystems die allgemeine Kirchenversammlung zu Basel 1431 u. ff. aus, nämlich: die Unfehlbarkeit komme nicht den Päpsten, sondern allgemeinen Kirchenversammlungen zu, denen auch die Päpste unterworfen seyen; der Papst habe nicht die Oberhoheit über die Kirche, nicht die gesetzgebende Gewalt, sondern sey nur vollziehendes Oberhaupt (caput ministeriale) derselben. — Sie sehen also, Herr Kanonikus, daß man ein guter katholischer Christ seyn kann, wenn man den römischen Stuhl nicht nach dem päpstlichen Hofsystem, sondern nach dem Episcopalsystem betrachtet.

Kanonikus. Die Baseler Beschlüsse sind nicht zur Vollziehung gekommen, darum gelten sie nicht. In dem Aschaffenburger Concordat gingen wenigstens die deutschen Reichsstände von den Baseler Beschlüssen ab.

Doctor. Das Aschaffenburger Concordat befreite den römischen Stuhl nur von den Beschlüssen der Baseler Kirchenversammlung, welche die Geldvortheile des römischen Hofes beschränkt hatten; jene großen Grundsätze des Episcopalsystems ließen sie aber unangetastet. Uebrigens würden wir durch das sogenannte Aschaffenburger Concordat gar nicht gebunden seyn, da es die Päpste selbst nicht hielten, sondern auf allen Seiten übertraten, was nicht wenig zum Ausbruch der Reformation im 16ten Jahrhundert beitrug.

Kanonikus. Mag das auch seyn, so ist doch das Papstrecht in Deutschland von katholischer Seite seit jener Zeit nicht angefochten worden.

Doctor. Ei, ei! Sie vergessen die Geschichte. Schon im Jahre 1457 übergaben die deutschen Bischöfe und Reichsstände dem Kaiser eine große Beschwerdeschrift über den römischen Stuhl. Kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution aber, im J. 1786, traten die vier deutschen katholischen Erzbischöfe in Bad-Ems zusammen, und setzten fest: daß sie nicht bloße Stellvertreter des Papstes seyen, sondern daß ihnen die

Befugnisse des bischöflichen Amtes nach dem Episcopalsystem zuständen; daß der Vasalleneid, mit dem die Bischofe seit Gregor des VII. Zeiten vom Papst belegt worden, nicht mehr abgeleistet werden solle, weil er mit den Pflichten der Bischöfe gegen den Staat streite; daß die Mönche und Klöster wieder, wie es früher gewesen war, den Bischöfen, und nicht mehr den Päpsten, unterthan seyn, und endlich, daß alle Bullen und Breves des heiligen Stuhls nicht eher Gültigkeit haben sollten, als bis sie von den deutschen Bischöfen und Erzbischöfen genehmigt worden seyen. Dieß war das letzte Wort der deutschen Erzbischöfe vor ihrem Untergange durch die französische Revolution; und den jetzigen wiederhergestellten Bischöfen hätte obgelegen, die von ihren Vorgängern reclamirten Rechte der deutschen Kirche wieder aufzunehmen. Aber was thun sie? — Wie sclavisch beugen sie sich unter jedes Breve des römischen Stuhls, ja unter jede päpstliche Allocution! — „Rom hat gesprochen" — das ist für sie ein Wort des Schreckens.

Kanonikus. Die Emser Beschlüsse sind von Rom nicht anerkannt worden.

Doctor. So wie in Deutschland das römische Hofsystem nicht anerkannt worden ist. Wenn die Emser Beschlüsse kein Recht gegen Rom bilden, so bilden die römischen Aussprüche auch kein Recht gegen Deutschland. Der Papst allein kann hier nicht entscheiden, da er Partei ist, sondern nur eine allgemeine Kirchenversammlung könnte entscheiden.

Kanonikus (mit Kälte). Sie hätten sich alle diese Gelehrsamkeit ersparen können. Der heilige Stuhl ist einmal im Besitz seiner Rechte. Er war im Besitz seiner Rechte, als die Erzbisthümer und Bisthümer am Rhein an Preußen kamen. Die Krone Preußen mußte daher entweder diese katholischen Länder nicht annehmen, oder, indem sie dieselben annahm, erklärte sie stillschweigend, daß sie auch die darin bestehende Kirchenverfassung, also auch die Rechte des römischen Stuhls, anerkenne.

Doctor. Wieder etwas Neues, nur nichts Stichhaltiges. Waren die Rechte über die deutsche Kirche, die Rom jetzt in Anspruch nimmt, auch in Deutschland anerkannt? Nein! — Nur noch am Vorabend des Untergangs des deutschen Reichs

protestirten Deutschlands Erzbischöfe dagegen. Oder war etwa der Papst Besitzer der geistlichen Länder, und hat sie Preußen aus seiner Hand empfangen? Das wieder nicht; sie gehörten zu Frankreich, und die Beschlüsse des Wiener Congresses gaben sie ihm. Oder war in jenen Ländern, als sie Preußen vom Congresse überkam, etwa das päpstliche Curialsystem gültig, etwa so wie es jetzt in Belgien gilt? Auch nicht; sondern die päpstliche Macht war durch das französische Concordat und die Gesetze Frankreichs außerordentlich beschränkt. Die katholische Kirche der Rheinlande und Westphalens kann daher jetzt durchaus nicht mehr Recht gegen Preußen in Anspruch nehmen, als sie nach den Gesetzen Frankreichs hatte. Preußen ließ die französische Gesetzgebung in den Rheinlanden, und die Rheinländer verlangten es. Sie müssen sich also auch alle Beschränkungen der Papst- und Bischofsgewalt rechtlich gefallen lassen, welche in dieser Gesetzgebung liegen.

Kanonikus. Ich würde dieß ganz zugeben, wenn nur der römische Stuhl nicht gegen den Westphälischen Frieden und gegen die Beschlüsse des Wiener Congresses in Kirchensachen protestirt, und damit alle rechtliche Verbindlichkeit vernichtet hätte.

Doctor. Daß eine Protestation dieser Art nichtig ist, und nicht ins Leben treten kann, bedarf keines Beweises. Wenn aber auch dadurch der Papst für sich nicht an den Westphälischen Frieden und die Congreßacte gebunden wäre, so bleiben doch die Katholiken in Deutschland daran gebunden. Den Westphälischen Frieden haben alle geistlichen Fürsten für sich und ihre Unterthanen mit unterzeichnet, sind also an ihn gebunden, und es ist ein Treubruch, dagegen zu handeln. Die Wiener Congreßacte aber hat sich in Kirchensachen auf den Grundsatz des Westphälischen Friedens bezogen, folglich muß auch sie für alle deutsche Katholiken verbindlich seyn.

Kanonikus. Nun, so werden Sie doch zugeben müssen, daß die päpstlichen Verordnungen gegen die gemischten Ehen vollzogen werden müssen. Denn diese Ehen sind immer von der katholischen Kirche verworfen worden.

Doctor. Die päpstlichen Breves und Bullen über diesen Gegenstand können ja natürlich keine größere Gültigkeit haben, als alle päpstliche Erlasse überhaupt. Bedürfen diese alle, um

Gesetzkraft zu bekommen, der Zustimmung der andern Bischöfe und der Genehmigung des Staats, so müssen es auch die über die gemischten Ehen; um so mehr, da die Gesetzgebung über die Ehe so tief ins bürgerliche Leben eingreift. Die alten Verordnungen einiger Provinzialsynoden, welche die Ehe mit Ketzern verboten, habe keine allgemeine Gültigkeit, und könnten, wenn sie dieselbe auch hätten, auf die Evangelischen jetzt gar nicht angewendet werden. Denn auf diese paßt der alte Ketzerbegriff wie die Faust aufs Auge. Die katholische Kirchenversammlung zu Trident, welches die letzte und wichtigste der katholischen Kirche ist, hat sich über die gemischten Ehen gar nicht ausgesprochen. Einzelne päpstliche Entscheidungen auf Anfragen bilden keine allgemeine Regel, und der Papst Benedict XIV. sagt selbst darüber: „die frühern päpstlichen Decrete seyen bloß particulär, und stimmten nicht unter einander überein. *) Auch die folgenden päpstlichen Entscheidungen waren bald milder, bald strenger. Auch könnte der römische Stuhl hier nachgeben, da die Sache eine bloße Disciplinarsache ist. Die mildere Praxis, die der jetzige Papst auf einmal verdammt, hat auch in der Rheinpfalz, Oberpfalz, Ober- und Niedersachsen, Fulda, Baden, Schlesien u. s. w. früher ungestört statt gefunden. Ja die Entscheidungen der **Rota Romana** sprechen es selbst aus, daß diese herkömmliche mildere Praxis als Gewohnheitsrecht gültig und zu leiden sey **). Was man also früher leiden und als Gewohnheitsrecht ansehen konnte, das sollte und könnte

*) „anteacto tempore non nisi particularia decreta in hac vel illa causa condita erant, quae ne inter se quidem conformia semper fuerant."

**) Sacrae Rotae Romanae decisiones a Jos. Petto, (Luccae 1725) P. I. p. 507: „Agitur de matrimoniis in regionibus, in quibus catholici permixtim cum haereticis vivunt, sibique invicem non infestantur, sed familiariter agunt, et pacifice conjugaliterque cohabitare consueverunt, ideo haec matrimonia ad instar aliorum contractuum civilium ob amicitiae leges et communem pacem et tranquillitatem conservandum tolerantur ab Ecclesia jure consuetudinario, quod moribus utentium communiter receptum, habet vim legis et canonum rigorem temperat."

man jetzt auch noch leiden. Es bedarf aber hier gar des Leidens und unsrer katholischen Großmuth nicht, da die Bundesacte, an welche wir Katholiken so gut gebunden sind, wie die Protestanten, beiden Theilen gleiche Rechte gibt. Daß darin auch das Recht liege, sich unter einander zu verheirathen und die Kinder in der einen oder der andern Confession erziehen zu lassen, ist so klar, daß es lächerlich wäre, es noch beweisen zu wollen. Wo ist noch Gleichheit der Rechte, wenn die katholische Kirche alle gemischte Ehen als *ihren* Profit anspricht, und alle Kinder solcher Ehen allein auf *ihren* Theil haben will? Sie verlangt da einen solchen Profit wie die Bankhalter beim Kartenspiel haben, wo der Bankhalter nicht nur allemal das letzte Blatt gewinnt, sondern auch alle die Fälle für ihn fallen, wo gleiche Blätter abgezogen werden. Welche ungeheure Summen sie dadurch gewinnen, das zeigt der enorme Pacht, den sie für ihre Spielbanken geben können. Und solchen Profit wollte unsre Kirche gegen die Protestanten machen, und diese sollten es sich gefallen lassen, und dabei so gut seyn, zu glauben, beide Kirchen hätten gleiche Rechte? — Das möchten allenfalls Kinder glauben, aber nicht Staatsmänner und Rechtsgelehrte! — Nach Grundsätzen des Staatsrechts dürfen nicht einmal die *katholischen* Fürsten Deutschlands den päpstlichen Anverlangen wegen der gemischten Ehen beistimmen, da sie die Congreßacte angenommen und unterschrieben haben, und also die Artikel der Bundesacte unter ihrer Garantie stehen, sie also auch verpflichtet sind, die gleichen Rechte beider Confessionen in ihren und andern Bundesländern aufrecht zu erhalten.

Kanonikus. Ich kann nicht läugnen, daß die katholische Kirche durch Vollziehung der päpstlichen Breven über die gemischten Ehen einen großen Vorsprung vor den Protestanten gewinnen müsse. Dieser aber gebührt ihr; sie ist die wahre Kirche, und hat alle Protestanten für *Ketzer* erklärt. Und Ketzer haben der Kirche gegenüber keine Rechte.

Doctor. Wenn Rom und wir unsre verlegene Ketzertheorie auf die jetzige Welt und die Protestanten anwenden wollen, so machen wir uns nur lächerlich und verhaßt. Diese Theorie kam auf, als Rom kleine religiöse Secten die hier und da auftauchten, unterdrückte. Dieses ging leicht, weil da die Fürsten

und Obrigkeiten den römischen Spruch vollzogen. Diese Secten wurden auch mit Gewalt erdrückt, oder konnten doch nur im Geheimen in gesetzlich nicht anerkannter Existenz fortdauern. Mit der Reformation trat aber etwas ein, was vorher nie geschehen war. Eine große Anzahl Fürsten nicht nur, sondern selbst ganze Völker und Reiche traten aus dem römischen Kirchenverband und erhielten ein gesetzliches Daseyn und Anerkennung von ganz Europa. Diese nun als kleine Secten behandeln zu wollen und immer mit Bannflüchen über sie herzufahren, ist Unsinn.

Kanonikus. Rom hat sie einmal für Ketzer erklärt, und kann nicht zurückgehen, mag auch entstehen was da will.

Doctor. Ich will ununtersucht lassen, ob dieses die Sprache der Weisheit und der christlichen Liebe sey, und ob nicht daraus hervorgehe, daß der römische Hof anzusehen sey wie einer, der an einer fixen Idee leidet. Ich will Sie nur darauf verweisen, daß der Papst selbst seiner Ketzerlehre vielfach ungetreu geworden ist. Nach der römischen Ketzerlehre soll kein Gläubiger, also am wenigsten der Papst, mit Ketzern Umgang halten, ihnen alle Hülfe versagen, mit ihnen in keine Verbindung sich einlassen; und der heilige Vater hat Gesandte der ketzerischen Fürsten an seinem Hofe, unterhandelt mit ihnen, schließt mit ihnen Concordate. Nach der römischen Ketzertheorie soll sofort jeder Fürst, der in Ketzerei verfällt, aller seiner Länder verlustig, und seine Unterthanen sollen des Eides der Treue entbunden seyn; und doch erkennt Rom die Könige und Fürsten Deutschlands, Schwedens, Dänemarks, Englands an. Nach jener Ketzertheorie sollen alle die, welche Ketzer beschützen, mit ihnen Umgang und Verbindung pflegen, gleichfalls dem Banne verfallen; und doch hat Rom niemals die Könige von Portugal und Spanien, weil sie sich mit den ketzerischen Engländern verbanden, mit dem Bann belegt, noch den Kaiser und die katholischen Fürsten Deutschlands wegen des mit den Protestanten geschlossenen westphälischen Friedens, noch den Kaiser von Oesterreich und den König von Baiern, weil sie die Bundesacte, die den Evangelischen gleiche Rechte mit den Katholiken gibt, unterschrieben haben; ja die Päpste haben selbst kein Bedenken gefunden, mit dem Erbfeind der Christenheit, dem Türken, Tractate

zu schließen. — Ist es nun nicht in Wahrheit etwas Ungerechtes und höchst Gehässiges, eine solche alte verlegene Ketzertheorie jetzt wieder hervorzusuchen und in den gemischten Ehen anwenden zu wollen? —

Kanonikus. Aber das Seelenheil des katholischen Theils in der Ehe, das muß ja vor allem gewahrt werden, und dieses steht nur in der Gemeinschaft mit der allgemeinen katholischen Kirche zu erlangen.

Doctor. Die künftige Seligkeit oder Verdammniß ist eine Sache Gottes, die wir alle, die heiligen Väter zu Rom mit eingeschlossen, in Demuth von dem Richter unsers Lebens erwarten müssen. Wäre aber wirklich das Seelenheil des katholischen Theils in gemischter Ehe gefährdet, nun, so dürfte der Papst die gemischten Ehen gar nicht erlauben. Er erlaubt sie aber, und will nur, daß alle Kinder katholisch werden sollen, daß also aus der vermeintlichen Seelengefahr noch ein Gewinn gezogen werden soll für die Vermehrung der Kirche. Hier ist nur zweierlei zu thun. Ist die gemischte Ehe dem Seelenheile des katholischen Theils gefährlich, so ist sie nie zu erlauben; ist sie es nicht, so muß sie unbedingt freigegeben werden.

Kanonikus. Der heilige Vater mußte aber ein Einsehen haben, da es eben die gemischten Ehen sind, durch welche Preußen die katholische Kirche zu untergraben sucht.

Doctor. Mein Herr Kanonikus. Ich halte Sie für einen redlichen Mann, sage Ihnen aber unverholen und frei, daß jetzt die katholische Kirche mit dem heiligen Vater ein Werkzeug ist in der Hand der Jesuiten, welche mit nichts anderm umgehen, als durch Hülfe dieser Zänkereien den jetzigen glücklichen Zustand Deutschlands aufzulösen, die Rheinlande von Preußen loszureißen, wie es ihnen mit Belgien gelungen ist, und zu diesem Ende das katholische Volk zum Aufruhr zu reizen. Denn — ich sage es frei! — auf eine Revolution, durch Hülfe des Fanatismus des katholischen Volks, ist die Sache abgesehen. Darum macht man diesen Lärm, darum die Quälereien mit den gemischten Ehen!

Der Kanonikus fand nicht für gut, darauf zu antworten; und da alle Gäste bis dahin die stillen Zuhörer der beiden Sprechenden gemacht hatten, so entstand, da diese plötzlich schwiegen,

eine Pause und Stille, welche den Hausherrn verlegen machte. — Sie wurde endlich durch einen jungen Officier unterbrochen, welcher zu dem Kanonikus sprach: „Sie sowohl als der heilige Vater würden mit den gemischten Ehen die Gewissen nicht so quälen, wenn Sie wüßten, welches unsägliche Unglück Sie dadurch über sonst glückliche Familien verbreiten, und wie schrecklich Sie damit die Gewissen des katholischen Theils beschweren."

Der Hausherr aber, der auch evangelische Gäste bei sich hatte, beschloß, der Unterhaltung einen andern Gang zu geben. „Wir sind Ihnen, Herr Kanonikus und Herr Doctor, sehr dankbar für Ihre gelehrten Erörterungen — sprach er, — aber sie befördern die Verdauung nicht. Darum dächte ich, wir gingen zu einem andern Gespräch über." — Und damit fing er an, von dem neuen im Werke seyenden Bau eines herzoglichen Schlosses in Wiesbaden zu sprechen, und alle gaben sich Mühe, andere Gegenstände zum Gespräch zu bringen.

Auguste war dem Streite zwischen dem Kanonikus und dem Doctor mit hohem Interesse gefolgt. Als der junge Officier die ängstliche Stille unterbrach, beugte sie den schönen Kopf vor, um den Sprechenden, der auf ihrer Tafelseite am andern Ende saß, zu sehen. — Wie ward ihr, als sie schnell den Fremden erkannte, der so tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte. Bald hätte sie laut gerufen: „Er ist's", wenn nicht das freudige Schrecken ihre Zunge gelähmt hätte. Sie that alles, um ihre Aufregung vor ihren Tischnachbarn zu verbergen. Nachdem sie sich wieder gesammelt hatte, fragte sie endlich ihren Nachbar mit möglichster Gleichgültigkeit, ob er den jungen Officier kenne?

„Ja wohl, antwortete jener. Es ist der Hauptmann von Steinheim, ein braver Kamerad, ist aber vor kurzem aus dem baierschen Dienst gegangen. Er konnte von den gemischten Ehen leider aus Erfahrung reden; denn seine Mutter, eine bildschöne aber schwache Frau, ist durch Gewissensscrupel, die sie sich wegen der Ehe mit ihrem evangelischen Manne machte, den sie nicht bekehren konnte, ganz unglücklich geworden. Sie trennte sich endlich von ihrem Manne, fand aber auch da keine Ruhe, sondern ist kürzlich vor Gram gestorben. So hatte ihr die Bigotterie katholischer Beichtväter zugesetzt."

„O, wie bedaure ich die Arme!" sprach Auguste mit dem Tone der innigsten Theilnahme, und dachte bei sich: „so unglückselig hättest du auch werden können."

Ueber weitere Fragen wußte ihr aber der Tischnachbar keine Auskunft zu geben, da er den Hauptmann auch nur erst vor kurzem kennen gelernt hatte. — Wie langdauernd kam ihr doch die Tafel vor! Wie gern hätte sie öfter sich vorgebeugt, um den lieben Anblick zu erneuen; sie fürchtete aber aufzufallen. Nur einmal noch, als sie etwas aus der Mitte der Tafel herauslangte, beugte sie sich vor und ließ den scheuen Blick flüchtig über die Tafel streifen. Da sah sie, daß ihre Mutter dem Hauptmann gegenüber sitze und mit ihm sprach. Die Mutter hatte sie im Gesicht; nach ihr durfte sie ja wohl fleißig hinsehen. Wie groß war ihre Freude, da sie bemerkte, daß die Mutter viel mit dem Hauptmann sprach, und mit ihm gute Bekanntschaft gemacht hatte.

Als nämlich der Hauptmann über das Elend sprach, das in gemischten Ehen eintreten könnte, war seine Stimme bewegt; er saß dann nachdenkend und trübsinnig, und zerdrückte eine Thräne, die ihm aus dem Auge drang. Der Majorin, die ihm gegenüber saß, entging jedoch dieses nicht. Sie nahm Interesse an dem jungen Mann, und knüpfte mit ihm, nachdem sie von ihrem Nachbar seinen Namen gehört hatte, ein Gespräch an.

„Wer ist die Dame?" fragte der Hauptmann seine Nachbarin leise. — „Die Majorin von Sandau!" war die leise Antwort.

Dieses Wort wirkte wie ein elektrischer Schlag auf den Hauptmann. Er hatte den Major mit seiner Familie nicht kommen sehen, da er, als sie eintraten, eben mit einem Freunde in einer Fenstervertiefung im Gespräch gewesen war, und er wußte daher auch nicht, daß Auguste da war. Sein erster Gedanke war: ist sie auch hier? — Doch er konnte sie nicht gewahr werden. Desto mehr bemühte er sich nun, die Majorin zu unterhalten und mit ihr Verbindung anzuknüpfen. — Er hatte daher auch nichts eiligeres zu thun, da man von Tafel aufstand, als die Majorin aufzusuchen. Diese, die an dem jungen Manne vieles Interesse nahm, sprach zu ihm: „kommen Sie, dort steht mein Mann; ich will Sie ihm bekannt machen."

Dort stand auch Auguste. Sie hatte den Hauptmann längst gesehen, wagte aber vor Angst und Freude nicht, zur Mutter zu gehen, sondern hielt sich an den Vater. —

„Lieber Mann, liebe Auguste, der Herr Hauptmann von Steinheim!" sprach die Majorin, während der Officier sich verbeugte. Wie lieb war es Augusten, daß der Vater da war; denn dieser mußte ja nun sprechen, und sie kam mit einer stummen Verbeugung davon, die sie zu ihrem Verdrusse sehr ungeschickt gemacht zu haben glaubte. Bald jedoch wendete der junge Mann auch die Rede an sie, und sie fand, als nur die erste Beklemmung vorüber war, die Unterhaltung mit ihm eben so leicht als angenehm. Auch der Major fand Gefallen an dem jungen Manne, wie er denn überhaupt junge Leute gern um sich hatte, und lud ihn, als sie sich trennten, ein, ihn zu besuchen. „Mit größtem Vergnügen — sprach der Hauptmann — werde ich dieser freundlichen Einladung folgen, wenn — die Frau Majorin es erlaubt." — „Es wird mir angenehm seyn, Herr Hauptmann! Doch hat mein guter Mann vergessen, Ihnen zu sagen, daß wir morgen auf einige Zeit nach Frankfurt reisen." — „Das ist auch wahr! — sprach der Major, — verzeihen Sie, daß ich nicht daran dachte. Besuchen Sie uns, wenn wir zurückkommen." — „Vielleicht, sprach der Hauptmann, bin ich so glücklich, Sie in Frankfurt zu sehen, denn ich werde auch in Geschäften dort nächstens zu thun haben."

Zwölftes Kapitel.

Die gemischte Ehe.

Den andern Tag fuhr der Major mit seiner Familie nach Frankfurt, und da der nächste Tag ein Sonntag war, so besah man die Stadt und ihre Umgebungen, und besuchte Abends das Theater. Der Major blieb nach dem Abendessen im Wirthszimmer, weil da viel Gesellschaft war, die ihn sehr unterhielt; die Majorin aber und Auguste zogen sich auf ihr Zimmer zurück.

Die Frauen sind viel scharfsichtiger als die Männer, weil die Sitte ihnen eine viel strengere Wachsamkeit über sich und andere zur Gewohnheit macht. Der Major hatte keine Ahndung davon, daß der hübsche Officier, der sich so freundlich an ihn anschließen zu wollen schien, noch etwas anderes suchen könne, als die Ehre, bei einem so alten Edelmanne Zutritt zu haben. Die Majorin aber merkte aus Augustens Benehmen sogleich, daß er auf diese einen großen Eindruck gemacht habe, und es schien ihr, als ob auch der Hauptmann nicht gleichgültig wäre gegen die Reize ihrer Tochter. Das Bedauern, mit dem Auguste Mainz verließ, ihre wiederholten Bitten an den Vater, sich in Frankfurt nicht lange aufzuhalten, bestärkten ihre Vermuthung.

„Wie gefällt dir Frankfurt?“ fragte sie Augusten.

„Es ist eine hübsche Stadt, — entgegnete diese, — aber gegen Mainz! — — Was ist der Main für ein Wässerlein gegen den stolzen Rhein!“ —

„Und doch ist auf dem Main eine nützliche Schifffahrt.“

„Aber dort die Gesellschaft, — — das viele Militär! — — (lebhaft) Erinnern Sie sich, wie lebhaft es vorgestern Abends war.“

„Ja wohl!"

„Und der interessante Streit zwischen dem Kanonikus und dem Doctor! — (Pause) — Auch war das recht gut, was der junge Offizier sagte. — (Pause) — Wie hat er Ihnen denn gefallen, liebe Mutter?"

„Nicht übel." — (Pause.)

„Es gefiel mir recht wohl von ihm, daß er sich auch Ihre Erlaubniß ausbat, als ihn der Vater einlud, uns zu besuchen."

„Das war in der Ordnung." — (Pause.)

„Aber — hätte er nicht auch mich um Erlaubniß fragen sollen?"

„Nein! — denn er wollte nicht dich, sondern den Vater besuchen."

„Ich dachte nur, — ich könnte ja wohl auch da seyn, wenn er zum Vater käme." — (Eine lange Pause.) — Er gefiel mir viel besser, als der münsterische Baron."

„Wie kommst du darauf, diese mit einander zu vergleichen?"

„Weil — weil — ich dachte eben an den Baron."

„Er hat dir also wohl gefallen der junge Hauptmann?"

„Ja, ja, Mutter. — (lebhaft) Er hat mir sehr wohl gefallen."

„Du wirst noch viele junge Leute sehen, die dir gefallen."

„Gewiß keiner besser als er. Das weiß ich gewiß!"

„Das ist viel gesagt; — mehr als du denkst. Ich glaube aber nicht, daß du ihm so gefallen hast, wie er dir."

„Ach, ich war so verlegen und so hölzern! (vertraulich) Und doch — Mutter, ich denke doch, er hat mich gern gesehen."

„Sein Herz wird wohl längst nicht mehr frei seyn."

„Nein, nein! Es ist frei! Er hätte sich sonst nicht so eifrig nach mir erkundigt."

Als die Majorin hier ihr Erstaunen bezeigte, so erzählte Auguste ihr alles, was sich in der Kirche zu N. und auf dem Kirchhofe begeben hatte, und was zwischen dem Hauptmann und Thomas vorgefallen war. — Sie sah nun völlig klar, faßte die Tochter liebreich bei der Hand, und sprach: „ich habe es wohl gesehen, liebes Kind, daß du an den jungen Mann dein Herz verloren hast; ich habe aber gestern nichts gesagt, weil ich sehen wollte, ob du Vertrauen zu deiner Mutter hättest, und selbst dich an mich wenden würdest. Thue das ferner! Du hast

keine bessere Freundin als deine Mutter, und in so wichtiger Sache bedarf es des Rathes und der Vorsicht. Ich tadle deine Gefühle nicht; aber noch kennst du Steinheim nicht; wer weiß, ob er die Eigenschaften besitzt, die zum Glück des Lebens erforderlich sind. Gib dich deinen Gefühlen nicht hin, sondern warte erst bis wir ihn näher kennen. Hat er eine ernstliche Neigung, so wird er schon bald erscheinen und unsern Umgang suchen, und da können wir ihn prüfen.

Auguste begriff, daß die Mutter recht habe, meinte aber, sie fürchte nur, sich nicht genug verstellen zu können. Kalt oder fremd gegen ihn zu thun, das sey ihr unmöglich. Es komme ihr vor, als hätte sie ihn von jeher gekannt. Der Entgegnung der Mutter aber, daß Steinheim nur ein flüchtiges Wohlgefallen empfinden, und sie nur zum Besten haben könne, setzte sie die lebhafte Erklärung entgegen: daß, wenn Steinheim schlecht seyn und sie betrügen könne, sie niemals von einem Manne etwas mehr wissen, und nach dem Tode der Mutter in ein Kloster gehen wolle.

Des andern Tages ging der Major seinen Geschäften nach, und Thomas stand müßig an der Thüre des Hotels und betrachtete das Leben der bewegten Handelsstadt. Da kam eine Extrapost gefahren, und ein Herr stieg aus, in welchem der Alte auf den ersten Blick den Fremden erkannte, dem er den empfangenen harten Thaler zurückzugeben beschlossen hatte, den er deßwegen immer bei sich führte, um ihn gleich zur Hand zu haben. Er ging daher dem Fremden eilig nach, und sobald der Kellner, der die Sachen gebracht hatte, weg war, so pochte er bescheidentlich an die Thüre. Der Hauptmann erkannte auch den Alten sogleich wieder, dessen Anblick ihn sehr erfreute. „Willkommen, braver Kamerad!" rief er ihm zu, und reichte ihm die Hand. „Ist deine Herrschaft hier? Ist sie wohl? Ist das Fräulein wohl?"

Der Alte antwortete nichts, griff in seine Tasche, und legte einen preußischen Thaler auf den Tisch. Dann sprach er zu dem verwunderten Fremden: „gnädiger Herr, ich habe damals in N. einen dummen Streich gemacht, daß ich dieses Geldstück mir in die Hand drücken ließ. Aber ich hatte in die Flasche gekuckt, Sie hatten mich behext, und ich sprach von dem Fräulein, — und

dann waren Sie weg, wie weggeblasen. Es hat mich aber in der Hand gebrannt das Geldstück. Ein rechtschaffener Kerl nimmt nur Geld von seinem Herrn, — wenn Sie mir's nicht übel nehmen." Damit grüßte er militärisch, und machte links um.

Der Hauptmann aber faßte ihn am Arme, hielt ihn zurück und sah *ihn* ernst an. „Halt, Alter! — sprach er, du bist mir zu brav, als daß es mir einerlei seyn sollte, was du von mir denkst. Ich verstehe dich! — Du denkst, du sollst mir Dienstchen leisten, Briefchen tragen und dergleichen. Das machst du recht, daß du dich dazu nicht hergibst. Ich gab dir aber den Thaler nicht für das Zukünftige, sondern für das, was du mir damals sagtest. Sorge nicht! Was ich mit dem Fräulein zu verhandeln habe, das werde ich alles in eigener Person bei ihr und ihren Aeltern besorgen, wie es einem ehrlichen Manne ziemt. Doch — ich will den Thaler zurücknehmen, um dich zu beruhigen. Wenn es mir aber nach Wunsche geht, ehrlicher Alter, so sollst du an dem Tage, der meine Wünsche krönt, hundert Thaler haben. Da wirst du doch das Gewehr strecken, alter Kamerad?"

„Wenn's so ist, — sprach der Alte mit erleichtertem Herzen; — dann sollen Sie sehen, wie gern ich das Gewehr präsentiren werde."

„Schon gut! — Einen Gefallen wirst du mir aber wohl thun, Alter. Ich sehe, dein Herr ist hier. Geh' einmal zu ihm, mache ihm einen Empfehl vom Hauptmann von Steinheim, mit der Anfrage, ob dein Herr mir erlaubt, ihn zu besuchen, und wann das ihm gelegen seyn möchte."

„Recht gern! Das ist eine ehrliche Parole, die ich weiter geben kann", erwiederte der Alte, und ging seinen Auftrag auszurichten.

Da der Major noch nicht zurück war, so gab er seinen Auftrag an die Majorin ab. Diese war überrascht, sendete aber doch den Alten sogleich hin, und ließ dem Hauptmann sagen, er möchte eine halbe Stunde vor Tische kommen. Dann rief sie den Alten wieder herein, und examinirte ihn. Dieser erzählte alles treuherzig, auch die Geschichte mit dem Thaler, und was zwischen ihm und dem Hauptmann so eben vorgefallen war. Die Majorin lobte den Alten, schenkte ihm einen Thaler, den er mit Vergnügen nahm, und entließ ihn.

Auguste war in der freudigsten Aufregung. „Sehen Sie, Mutter, wie bald er gekommen ist!"

„Ich sehe es wohl, — sprach die Mutter freundlich, aber ernst; — ich sehe auch, daß er krumme Wege verschmähet und redliche Absichten hat. Gott lenke es zum Besten! Halte aber an dich, liebes Kind! prüfe erst, ehe du dich hingibst. Bedenke: „die Wahl ist kurz, die Reu' ist lang."

„Ich will mein Möglichstes thun, sprach Auguste; aber ich täusche mich nicht. Steinheim trägt, was er ist, auf seiner offenen Stirne. Solche Züge können nicht lügen!"

„Die Physiognomik achtzehnjähriger Mädchen ist nicht weit her", erwiederte die Mutter lächelnd.

„Mutter, Sie haben sich auch im Vater nicht getäuscht."

„Das ist, Gott sey Dank! wahr; aber nicht alle sind so glücklich."

Indem kam der Major nach Hause. Seine Gattin hielt es für Pflicht, ihn von allem zu unterrichten. Der Major war nicht wenig verwundert, daß so vieles vorgegangen war, ohne daß er es gemerkt hatte. Doch lautete sein Endurtheil für Augustens Wünsche tröstlich genug. „Ich hatte — sprach er — mir freilich den westphälischen Baron als meinen Schwiegersohn gedacht. Er ist reich und von altem Adel. Er nimmt sich aber Zeit, und wenn ihm da indessen ein Anderer zuvorkommt, so kann ich nichts dafür. Der Steinheim gefällt mir gar nicht übel. Ein schöner junger Mann! ein ehrliches, braves Gesicht. Wir müssen aber doch erst sehen, was er ist, was er hat, und ob er für Augusten paßt. Wirf dich ihm nicht an den Hals, Auguste; aber sey auch nicht spröde und zurückstoßend, sondern behandle ihn mit Achtung. Ein junges Mädchen muß einen redlichen Burschen nicht schnöde wegweisen. Es ist heut zu Tage kein Ueberfluß daran!"

Der Mittag kam endlich. Steinheim wurde freundlich empfangen. Man ging nachher zusammen an die Wirthstafel, und die Liebenden hatten das Glück, neben einander zu sitzen, und nun eigentlich erst einander bekannt zu werden. Der Nachmittag wurde vom Major und dem Hauptmanne wieder den Geschäften gewidmet, und nur erst der Abend vereinigte sie wieder. Denn die Majorin hatte Steinheim zum Thee gebeten, um Ge-

legenheit zu haben, ihn selbst näher kennen zu lernen. Der Major billigte es ganz, und sagte: „da er einmal Absichten auf Augusten hat, so muß er es auch natürlich finden, daß wir ihn auf den Zahn fühlen.“

Man hatte nicht lange an dem Theetische Platz genommen, so begann der Major sein Examen.

„Sie scheinen die militärische Uniform nicht zu lieben, Herr Hauptmann, da Sie hier in Civilkleidern gehen. Freilich! — hier ist eine Kaufmannsstadt, wo die Uniform nicht grade eine Empfehlung ist.“

Hauptmann. Das ist der Grund nicht, Herr Major, sondern ich trage wirklich die Uniform nicht gern, und lege sie nur da an, wo es der Wohlstand unumgänglich fordert, wie dieses z. B. in Mainz der Fall war, als ich die Ehre hatte, Ihnen bekannt zu werden.

Majorin. Sonst haben die jungen Männer eben keinen Widerwillen gegen die Uniformen, und Sie machen eine seltene Ausnahme.

Hauptmann. Ich darf mir das nicht zum Verdienst anrechnen, denn die Uniform weckt in mir gar zu traurige Erinnerungen.

Major. Wenn dieß ist, so bedaure ich Sie. Denn wenn Sie im Dienst sind, müssen Sie sie ja doch tragen.

Hauptmann. Ich bin nicht mehr im Dienst.

Major (verwundert). Was? — Sie haben ihren Abschied genommen? — so jung, so kräftig, schon Hauptmann, und Sie verlassen eine solche Laufbahn?

Hauptmann. Ich finde Ihr Befremden sehr gerecht, Herr Major. Wenn sie aber meine Verhältnisse kennten, so würden Sie meinen Entschluß nicht mißbilligen.

Auguste. Am Vorabend eines Krieges den Abschied zu nehmen, das wird wohl kein braver Offizier thun; aber, Vater, jetzt, mitten im tiefsten Frieden, da muß es wohl jedem freistehen, sich zurückzuziehen, wenn ihm der Stand nicht gefällt.

Hauptmann. Der Stand gefällt mir wohl, aber nicht das Land, dem ich diente. Ich wollte das Königreich Baiern gänzlich verlassen und mich anderswo ankaufen, und da werden Sie es ganz natürlich finden, daß ich mich auch aus dem Mili-

tärdienst dieses Landes zurückzog. Ich war nur Lieutenant, bekam aber beim Abschied durch den Einfluß eines vielvermögenden Oheims, ohne daß ich es wünschte, den Hauptmannstitel. Ich habe vor einiger Zeit mein väterliches Erbgut verkauft, und bin jetzt damit beschäftigt, mich in hiesiger Gegend, oder im Hessischen, Badischen, Würtembergischen wieder anzukaufen.

Majorin. Wurde es Ihnen denn aber so leicht, ihr Vaterland zu verlassen? Man hängt ja sonst sehr an dem heimischen Boden.

Hauptmann. Ich bin nicht aus Altbaiern, sondern aus einer von Baiern erworbenen Provinz, die den altbaierschen Geist noch nicht einzusaugen verstanden hat. Den heimathlichen Boden habe ich ungern verlassen, — aber Baiern — sehr gern!

Auguste. Es ist dem Herrn v. Steinheim also grade so ergangen, wie Ihnen, lieber Vater, mit Preußen.

Major. Mit Preußen hatte ich mich wohl die letzte Zeit so ziemlich ausgesöhnt, aber die kirchlichen Händel waren mir zuwider.

Hauptmann. So ging es mir mit Baiern. Der Kirchengeist, der dort waltet, war mir so zuwider, daß ich nicht länger bleiben konnte. — Ich bin Protestant, und danke Gott, daß ich's bin, und will es bleiben bis an mein Ende.

Auguste (erschrocken). Pro — Protestant? — Ich dachte, weil sie aus Baiern sind, Sie müßten — —

Hauptmann. Baiern, mein Fräulein, ist ein gemischter Staat! und ein Viertheil seiner Bewohner sind evangelisch.

Auguste. Ach, wohl weiß ich das! — aber ich hatte mir es nun einmal eingebildet —

Hauptmann. Ich fürchte nicht, daß ich bei Ihnen darum verlieren werde, weil ich einer Confession angehöre, welche, wie ich sehe, nicht die Ihrige ist, aber — doch die Ihrer verehrungswürdigen Frau Mutter.

Major. Lassen Sie das gut seyn, junger Freund. Ich bin auch Katholik, und werde es bleiben. Man darf aber die Menschen nicht nach der Confession taxiren, am wenigsten in Deutschland, wo sich die Confessionen so gemischt haben. Was sollte da werden, wenn wir den unduldsamen Geist unsrer Prie-

ster einsaugen wollten? Da müßten wir ja uns in allen Ländern und in allen Winkeln die Hälse brechen.

Majorin. Wie kommt es aber, daß Sie um der Confession willen Baiern verließen, da ja dort die Evangelischen nicht gedrückt sind, die Königin selbst der evangelischen Kirche angehört?

Hauptmann. Jetzt, — wohl, es mag seyn! Aber die Zukunft? — Was steht da für die Protestanten zu erwarten, wo ein Görres eine Schmähschrift auf sie und auf die Confession seiner Königin schreiben darf, und darüber hoch geehrt wird? wo die öffentlichen Blätter den alten schrecklichen Kirchenhaß ungescheuet predigen, wo man der Einführung der Jesuiten, — bedenken Sie, der Jesuiten! — täglich entgegensieht, zu denen ohnehin der baiersche hohe Adel seine Söhne zur Erziehung sendet. Und sind diese einmal in Baiern gewaltig geworden: welche Zukunft können sich die protestantischen Bewohner Baierns versprechen? — Soll ich etwa als Protestant vor dem Priester mit der Hostie mich mit auf die Knie werfen? — Denn dieß ist im Werke, wie ich selbst aus dem Munde eines katholischen Priester gehört habe.

Majorin. Sie mahlen zu sehr ins Schwarze, Herr Hauptmann. Die Verfassung des Reichs, die Gerechtigkeit des Königs sind wohl Bürgen für die Zukunft der Protestanten. Und was das *Knien* vor dem Venerabile betrifft, so kann ich nicht glauben, daß man dieses dem Protestanten zumuthen wird.

Hauptmann. Nun, wir wollen sehen, was die Zukunft bringen wird. — Doch dieser Grund war es auch nicht allein, der mich antrieb, eine andere Heimath zu suchen.— (Seufzend) Ich hatte noch andere, — traurige Veranlassungen. — (Mit vertraulichem Tone) Sie haben mich mit so vieler Güte aufgenommen, daß ich mich verpflichtet fühle, Ihnen mitzutheilen, wovon ich nur ungern spreche, weil es mich jederzeit mit bitterm Schmerz erfüllt. — Mein Vater, ein eifriger und fester Protestant, liebte ein katholisches Fräulein, und wurde wieder geliebt. Sie schlossen eine gemischte Ehe, und bedungen aus, daß alle Söhne der Confession des Vaters, alle Töchter aber der Confession der Mutter folgen sollten. Meine gute Mutter hatte aber noch dem trauenden Priester versprechen müssen, alles anwenden zu wollen, um ihren Gatten zur katholischen Kirche zu bekehren. — Sie lebten

Anfangs glücklich, doch nicht lange. Der Geist meiner armen Mutter war nicht stark genug, sich dem Wahne zu entziehen, als ob alle Protestanten zur Hölle müßten, den ihr die Priester ihrer Kirche eingeprägt hatten, und den sie immerfort in ihr befestigten. Zum Unglück hatte sie einen sehr bigotten Beichtvater, der in jeder Beichte und auch wohl außerdem in sie drang, das Werk der Bekehrung meines Vaters zu betreiben. Die Arme glaubte, es sey Gewissenspflicht, dieses zu thun, und so wurde der erste Saame der Zwietracht zwischen beiden Gatten ausgestreuet. Denn, so mild mein Vater Anfangs die Sache nahm, so wurde er doch allmählig ungeduldig. Es kam zu Verdruß, zu Streitigkeiten über die confessionellen Lehren, und beide erkalteten gegen einander täglich mehr. Doch würde dieses noch keinen gänzlichen Bruch herbeigeführt haben, wäre nicht dazu gekommen, daß zwei Töchter, welche die Mutter gebar, frühzeitig starben, und ich als das einzige Kind leben blieb. Schon der Gedanke, daß ihr einziges Kind ein Ketzer werden, und also, wie sie wähnte, ewig verloren gehen sollte, quälte sie furchtbar. Ich erinnere mich noch mit Erschütterung, wie sie mich einst verzweiflungsvoll und weinend umfaßte, und ausrief: „ich bitte dich um Gottes willen, Karl, wenn du einst groß wirst, so wende dich zur wahren Kirche, sonst gehst du ewig — ewig verloren!"

Auguste (bewegt). Ach! das ist schrecklich! — Aber ihr Beichtvater hätte ihr doch zu Hülfe kommen und sie beruhigen sollen.

Hauptmann. Der Beichtvater? — Er war ein katholischer Priester, und übrigens von beschränktem Geiste. Da er ihren katholischen Eifer sah, so trieb er sie nur mehr an; — ja er mischte endlich Drohungen ein, wenn sie das Werk der Bekehrung nicht vollführe. Die Zerwürfnisse mit meinem Vater wurden daher nur immer größer und bitterer, und er fand grade in dieser Unduldsamkeit des Katholicismus einen neuen Grund, mit eiserner Festigkeit darauf zu bestehen, daß sein einziger Sohn, wie er sich hart ausdrückte, „nicht ein elender Pfaffenknecht werden solle." — Unglücklicher Weise hatte der Beichtvater meiner Mutter, um sie desto kräftiger zu spornen, einmal den Gedanken hingeworfen, daß wohl der Tod ihrer Töchter, dieser Schaafe der wahren Kirche, eine Strafe seyn könne für sie, weil sie den

Sohn „dem Teufel dahin gegeben habe.” Dieses lieblose und unbesonnene Wort wirkte wie ein Donnerschlag auf meine Mutter. — (In großer Bewegung) Ersparen Sie mir das Weitere. Nur das Ende will ich erwähnen. Der Mutter wurde ihr Haus zur Hölle, — sie verließ den Vater, und begab sich zu ihren Verwandten. Geist und Herz waren krank. Ihre schon längst erschütterte Gesundheit erlag dem Grame. — Der Vater trug es auch nicht; — — ich verlor ihn sechs Monate darauf.

Der Hauptmann schwieg und trocknete sich die Augen. — Es entstand ein Stillschweigen, das Augustens Herz unendlich beklemmte.

„Ihre traurige Erzählung — begann endlich die Majorin — ist ein neuer Beweis, wie bedenklich es sey, eine gemischte Ehe einzugehen, wenn nicht der katholische Theil aufgeklärt und wohlwollend genug ist, um sich von dem bösen Dogma von der Verdammniß der Ketzer loszusagen, und standhaft genug, um sich den Einwirkungen fanatischer Beichtväter zu entziehen.”

Auguste. Ich glaube, der katholische Theil, wenn er in vollem Glauben die Protestanten für Ketzer und Verdammte hält, wird sich niemals dazu verstehen, eine gemischte Ehe einzugehen; sollte es wenigstens nicht. Denn er würde gewissenlos seyn, und eine Liebe erlügen, die bei solchem Glauben gar nicht möglich ist.

Hauptmann. Daß dennoch Liebe auch in diesem Falle möglich ist, lehren Beispiele, lehrt das Beispiel meiner bedauernswerthen Mutter. Freilich hatte man ihr mit der Hoffnung geschmeichelt, sie werde so viel über ihren Mann vermögen, um ihn zu bekehren. Solche Hoffnung hilft der Liebe nach. Desto schrecklicher ist aber nachher die Täuschung.

Auguste. Ihre arme — arme Mutter. O, ich kann mich ganz — ganz in ihre Lage stellen. — Ich weiß, was ich — gelitten habe! — — Aber hatte denn Ihre Frau Mutter keinen Freund, der sie aus ihrem verderblichen Wahne riß, sie aufklärte, beruhigte.

Hauptmann. Dazu war es bei ihr zu spät. Der Vater ließ es Anfangs nicht an Belehrungen fehlen, aber es ging nicht in ihren Geist ein. Sie hatte ihn in Verdacht, er wolle sie protestantisch machen, und dieser Verdacht machte alles, was

er sagte, unwirksam. Er nahm einen verständigen protestantischen Geistlichen zu Hülfe; da glaubte sie noch gewisser, es sey auf ihre „Verleitung zur Ketzerei" abgesehen. Da sie so schwach war, alles in der Beichte gewissenhaft ihrem Priester zu beichten, so bestärkte dieser sie in ihrem Verdachte, und wußte jeder Belehrung zu ihrem Herzen den Eingang zu verschließen. — Sie war mit einer furchtbaren Gewalt umstrickt; — (schmerzlich) es gab keine Rettung für sie, keine — als den Tod! — — Wenn ihr doch Gott nur die Töchter gelassen hätte, so würde vielleicht alles gut gegangen seyn!

Majorin. So schlimm wäre es vielleicht nicht geworden, aber gut unter solchen Umständen doch auch nicht. Hätte sie ihren Geist auf die Töchter übergetragen, so würden diese nicht nur den Vater, sondern auch den Bruder, als Ketzer, mit Grauen angesehen haben, der Zwiespalt hätte sich über alle Glieder verbreitet, und der Stachel, daß Sie und der Vater verdammt seyen, wäre ihrer armen Mutter immer geblieben. Darum — (Augusten ansehend) — muß sich besonders der katholische Theil ernstlich prüfen, ehe er eine gemischte Ehe eingehet, und seiner Ueberzeugung ganz gewiß seyn. Aber auch der evangelische Theil muß sich wohl bedenken, und sich vollkommen versichern, daß er von dem katholischen Theile nicht mit Bekehrungsversuchen gequält, nicht als Verdammter angesehen und behandelt wird.

Major. Das wußtest du von mir, und unsre gemischte Ehe war glücklich. — Aber, mein junger Freund, in der Ehe pflegen auch Kinder zu kommen, und mit ihnen eine neue Gefahr. Sind sie nach der Confession halbirt, so sind Religionsneckereien unter ihnen, wenn sie größer werden, fast nicht zu vermeiden, die leicht in Feindseligkeiten und bittern Haß ausarten. Die protestantischen Brüder ziehen die katholischen Schwestern auf mit ihren Heiligen, ihren Festen, ihrer Ohrenbeichte, ihrer Messe; die Schwestern schelten die Brüder wieder Ketzer, Ungläubige, Verdammte, und schmähen den Luther, wie jene den Papst schmähen. Was kann da Gutes herauskommen? Wo bleibt da die Familienliebe?

Hauptmann. So meinen Sie also, es sey besser, die Kinder alle in Einer Confession zu erziehen, entweder in der katholischen, oder in der evangelischen?

Major. Gewiß, das ist das Beste. Denn wenn auch in fürstlichen Familien oder in regierenden Häusern diese Nachtheile der Theilung der Kinder nicht so leicht eintreten, weil da die Söhne und Töchter ohnehin gesondert erzogen werden, so treten sie desto unvermeidlicher beim Adel und dem Bürgerstande ein, wo die Kinder unter einander aufwachsen.

Hauptmann. Sollte aber da nicht durch angemessene Belehrung vorgebauet werden können?

Majorin. Das ist sehr schwer, Herr Hauptmann. Sie sehen ja, wie schwer es Erwachsenen wird, Duldung in Religionssachen zu üben, wie viel mehr Kindern. Die Schwierigkeit liegt darin, daß man sie fast nicht zu gegenseitiger Duldung zu bringen vermag, ohne nicht den religiösen Glauben überhaupt in ihnen zu schwächen, vielleicht zu untergraben. Denn man müßte doch beide eigentlich aufmuntern, die Schärfe ihrer verschiedenen Bekenntnisse nicht festzuhalten, auf vielerlei, was man sie doch als Wahrheit ansehen lehrt, keinen großen Werth zu legen, und dagegen mit anderen, was man ihnen doch als Irrthum oder falschen Glauben dargestellt hat, sich gefällig zu vertragen. Sie werden gestehen müssen, daß es für Kinder fast unmöglich ist, zwischen diesem zu viel und zu wenig die rechte Mitte zu halten, und daß man in Gefahr kommt, ihnen allen religiösen Glauben zu nehmen. — Und nun kommt bei dem katholischen Theile die Bigotterie der Priester dazu. Wenn es auch gelingt, die protestantischen Kinder zu kirchlicher Duldung zu gewöhnen, so wird es doch selten gelingen bei den katholischen, weil da die Priester sich alle Mühe geben, Haß und Verachtung gegen die Ketzer ins Herz zu streuen. Sehen Sie doch, wie es jetzt der Papst in seinen Breven den Priestern zur Pflicht macht, den katholischen Theil mit Besorgnissen für sein Seelenheil zu erfüllen, und wie bereitwillig die Bischöfe, gleichsam im Chor, dieses Urtheil von der Verdammniß aller Protestanten nachbeten. Kann man erwarten, daß die untergeordneten Priester anders denken und reden werden, als ihre Oberhäupter? also erwarten, daß jemals die katholischen Kinder zu Liebe, Gerechtigkeit und Duldung gegen ihre protestantischen Geschwister und Aeltern werden angewiesen werden?

Major. Es geht immer noch erträglich, liebe Luise, wenn die Jungen katholisch und die Mädchen evangelisch sind. Die

Jungen werden nicht so leicht Schwärmer; sie kommen mehr unter Menschen, wo ihnen die Ecken abgeschliffen werden; sie lesen, sie studieren, lernen die Welt kennen wie sie ist, und lassen sich nicht so leicht gängeln von einem Beichtvater. Aber die Mädchen, die sitzen zu Hause, sind voller Gefühle, die sie oft nicht mit dem Verstande messen, sie sind überhaupt religiöser und hingebender als das männliche Geschlecht, und darum bleiben sie den priesterlichen Einflüssen weit mehr ausgesetzt.

Majorin. Du hast recht, lieber Mann! Dieß bestätigt die Erfahrung. Es ist darum wenig für den Frieden der Familie gesorgt, wenn man die Kinder nach den Confessionen theilt, besonders wenn die Mädchen katholisch werden.

Major. Darum komme ich auf meinen Satz zurück, daß es am besten ist, alle Kinder folgen der Confession des Vaters, als des Hauptes der Familie.

Hauptmann. Verzeihen Sie, Herr Major, daß ich bemerke, daß damit nur der Friede unter den Kindern selbst gesichert ist, nicht aber der zwischen Aeltern und Kindern. Ist der Vater protestantisch und die Mutter katholisch, so wird sie es, wenn sie eifrig ist in ihrem Glauben und abhängig von ihren Priestern, nicht zu tragen wissen, daß ihre Kinder dem Teufel und der Hölle verfallen sollen. — Denken Sie an meine Mutter!

Auguste (lebhaft). Und ist die Mutter evangelisch und die Kinder sind katholisch, so wird das Kind, wenn man es eifrig macht in seinem Glauben, und wenn es sich den Einflüsterungen der Priester hingibt, die Mutter für eine Verdammte halten, und sie verachten und hassen lernen, oder sich über die Verdammniß der Mutter zu Tode quälen.

Majorin. Es bleibt also dabei, daß eigentlich das Sicherste ist, gar keine gemischte Ehe einzugehen, weil jede ein Wagstück ist und bleibt, von dem man nicht im Voraus weiß, wie es gelingen wird.

Major. Oder, wenn man doch eine solche Ehe schließt, so ist es wenigstens rathsam, die Kinder alle in Einer Confession zu erziehen, und zwar der des Vaters.

Auguste. Ich darf mir wohl erlauben, hierin meine Ansicht auszusprechen, ob ich gleich noch ein Mädchen bin; denn

ich habe es ja selbst empfunden, was ich sage. Die Hauptgefahr in den gemischten Ehen kommt von dem lieblosen und verderblichen Lehrsatz her, daß nur der Katholik selig werden könne, weil nur Er in der wahren Kirche sey; daß aber alle Nichtkatholiken Ketzer seyen und ewig verdammt werden müßten. So lange dieser Satz in der Seele des katholischen Theils wurzelt, so ist in der gemischten Ehe eine ewige Quelle des Unfriedens, Grams und Elends eröffnet. So wie aber der Katholik einmal fest überzeugt ist, die Evangelischen seyen keine Ketzer und nicht verdammt, und sie gehören auch zur wahren Kirche Christi, welche durch den Glauben an Christum und durch das christliche Leben begründet wird; so scheint mir seine Ruhe gesichert, und dann kann der Katholik getrost eine gemischte Ehe eingehen, und ohne Gewissensscrupel selbst geschehen lassen, daß alle Kinder evangelisch erzogen werden.

Hauptmann (erfreuet). Ist das Ihre Ueberzeugung, mein Fräulein?

Auguste. Ja, sie ist es! — Sie ist mir freilich schwer geworden, — ich habe vieles darum gelitten! — Ich will Ihnen das ein andermal aufrichtig erzählen. — Aber eben weil ich langsam und schwer, — nur nach Prüfung, nur gedrungen durch die Stärke der Gründe jenen traurigen Lehrsatz aufgegeben habe, so bin ich auch gründlich geheilt, und gegen jeden Rückfall gesichert. — Das fühle — das weiß ich! — Ich segne darum die bösen Händel, welche jetzt wegen des Erzbischofs und der gemischten Ehen entstanden sind; denn diese haben mir den mächtigsten Anstoß gegeben, mich von der blinden und unbedingten Hingebung an die Aussprüche unsers Priesterthums zu heilen.

Hauptmann. Ich hoffe, jene Händel werden diese Folge noch bei Tausenden haben. Wäre die katholische Priesterschaft klug genug, so sollte sie ihre alte Ketzerlehre über die Protestanten als ein Geheimniß behandeln, die ja doch, wenigstens in Deutschland, weder Glauben finden noch durchgesetzt werden kann. Damit aber, daß sie einen so grundlosen, und aller christlichen Liebe widerstreitenden Lehrsatz so öffentlich proclamirt, und lieber die Welt untergehen und alle bestehenden glücklichen Verhältnisse zerrissen sehen, als eine frühere Uebereilung aufgeben

will, damit nöthigt sie selbst die Katholiken zum Nachdenken, und entfremdet sich alle Bessergesinnte.

Major. Wahrlich, da haben Sie recht! Ich selbst bin ein lebendiges Beispiel davon. Noch vor einem Jahre war ich so eifrig für die Wiederaufrichtung der Gewalt des Priesterthums unsrer Kirche, daß ich Preußen, weil ich glaubte, es wolle uns beeinträchtigen, haßte, mich des Loßreißens Belgiens von Holland herzlich freuete, und mich mit dem Gedanken herumschleppte, es könnten wohl auch die Rheinlande einmal einen katholischen Herrn bekommen. Jetzt aber sehe ich, wohin uns die Priester führen wollen. Ich durchschaue meinen jesuitischen Cyriax. Um Knechte der Tonsur zu werden, wollen wir uns nicht verleiten lassen, Aufruhr zu beginnen, die Treue zu brechen, die Protestanten zu verfolgen, einen zweiten dreißigjährigen Krieg anzufangen. So wie ich denke, so denken gewiß alle brave und redliche Katholiken.

Hauptmann. Freilich wäre es gut, wenn alle so dächten. Daß dieses aber nicht der Fall ist, sehen Sie in den Rheinlanden und besonders in Baiern. Dort finden Sie den ärgsten katholischen Fanatismus in allen Blättern. Ich fürchte vielmehr, daß man den großen Haufen so lange aufregen wird, bis endlich Aufruhr und Religionskrieg entsteht.

Major. Sollte es dahin kommen, — ich kann es nicht glauben, — so bin ich auch nicht zweifelhaft, auf welcher Seite der Sieg seyn wird. Der römische Hof, der so keck und rücksichtslos Trumpfaus spielt, wird das Spiel völlig verlieren, und es wird dahin kommen, daß die Verhältnisse der beiden Kirchen genau und gerecht bestimmt werden, was man auf dem Wiener Congresse hätte thun sollen, dort aber leider unterlassen hat. Mögen nur meine Rheinländer zur Besinnung kommen, ehe großes Unglück entsteht. Stellen Sie sich vor, viele sollen beschlossen haben, ihre Güter am Rhein und in Westphalen zu verkaufen, und sich ins Baiersche zu wenden!

Hauptmann. Das sieht ihnen ähnlich! Hoffentlich aber werden Sie es mir nicht verdenken, daß mir, als Protestanten, die Luft eines Staates zu schwül wurde, der eine Partei in seinem Schooße nährt, die den katholischen Fanatismus auf den Dächern predigt.

Auguste. Besonders nachdem Ihnen dieser Fanatismus den Frohsinn Ihrer Jugend — die Mutter und den Vater geraubt hat! — O, wie bedaure ich Sie!

Hauptmann. Ja, — es ist wahr, ich stehe allein in der Welt, — verlassen genug! Aber doch nicht ganz! — nicht, seit ich Sie und Ihre Familie kennen zu lernen, und durch Ihre Theilnahme getröstet zu seyn, das Glück habe.

Dreizehntes Kapitel.

Die Brautwerber.

Es gibt Menschen, mit denen man lange umgehen kann, ohne mit ihnen bekannt, oder vertraut zu werden, aber auch andere, mit denen man schnell auf einen vertraulichen Fuß kommt, als ob man sie lange Jahre gekannt hätte. Dieß war der Fall mit dem Hauptmann und der Familie des Majors. Schon am ersten Abend hatte man sich gegenseitig so ausgesprochen, daß man sich hinlänglich kannte und vertraute. Die gegenseitige Neigung Steinheims und Augustens sprach sich so unverholen aus, daß die Aeltern einsahen, es sey hier nicht mehr davon die Rede, ob man dieser Neigung entgegenarbeiten solle, sondern davon, ob nicht der Confessionsunterschied ein Hinderniß der Verbindung der jungen Leute seyn könne. Während die Aeltern das Für und Wider noch erwogen, ging jedoch die Neigung der beiden Liebenden mit Schnelligkeit der Entscheidung entgegen. Steinheim blieb drei Tage in Frankfurt. Jeden Mittag und Abend saß er an Augustens Seite; den Thee genoß er bei der Familie des Majors, und an ihren Lustpartieen nahm er Theil. Zu romanhaften Liebeserklärungen kam es nicht; denn der Hauptmann haßte dergleichen, wie alles Stutzerhafte. Am letzten Tage jedoch, wo er in Frankfurt war, auf einem Spaziergange, wo Auguste seinen

Arm annahm, und er im Gespräch von seiner auf den andern Tag nöthigen Abreise sprach, beklagte er seine Trennung von einer Familie, die ihm so lieb geworden sey, daß er manchmal glaube, in dem Major und dessen Gattin seine Aeltern wiedergefunden zu haben. „Doch — setzte er hinzu — es tröstet mich, daß meine Geschäfte in einigen Wochen vollendet seyn werden, und daß Ihre Aeltern mir erlaubt haben, sie in Mainz oder Wiesbaden wieder zu besuchen. Aber, mein Fräulein — (er faßte ihre Hand und sah ihr mit Bedeutung in die klaren Augen) — darf ich hoffen, daß auch Sie mir erlauben, und gern erlauben, vor Ihnen wieder zu erscheinen?"

Auguste verstand den Sinn der Frage, und den warmen Händedruck, mit dem er sie begleitete. Erröthend lispelte sie: „Gern!" und des Hauptmanns Hand empfand einen zwar leisen, — aber doch einen Gegendruck. Dieß war ihm genug, und er glaubte völlig zu wissen, woran er sey.

Den andern Morgen reisete der Hauptmann ab, um einen Ankauf im Rheinthale oberhalb Mainz abzuschließen und sich einen festen Wohnsitz zu bereiten; der Major aber kehrte nach einigen Tagen auch nach Mainz zurück. Einige Wochen vergingen, die Augusten unendlich lang wurden. Da trat das schönste Maiwetter ein, und Alles strömte ins Freie. —

Wer je in Mainz gewesen ist, der hat wohl auch die sogenannte neue Anlage besucht, an schönen Tagen der Sammelplatz der Mainzer Welt und der Kurgäste aus Wiesbaden. Der Platz verdient es, gefeiert zu werden. Auf einer mäßigen aber ziemlich steilen Anhöhe stehend, hat man zu seinen Füßen den mächtigen Rheinstrom, der die Fülle seiner grünen Gewässer majestätisch dahin wälzt, und dem Standpunkte des Beschauers gegenüber auf dem rechten Ufer den breit heranströmenden Main aufnimmt. Nicht größer wird dem Scheine nach der schöne Alpenfluß durch diesen starken Zuwachs; aber sein Lauf wird beschleunigt, und er gewinnt an Tiefe. Kähne und Schiffe durchschneiden fast ohne Unterlaß die sanft strömenden Fluthen beider Flüsse. Erhebt man das Auge, so erblickt man nach Osten, Norden und Westen eine reiche Landschaft, geschmückt mit unendlichem Reize der Natur, und gehoben durch viele geschichtliche Erinnerungen an die Vorzeit.

Auch der Major und seine Familie waren an dem köstlichen Maitage hieher gefahren, um den Abend im Freien und in dem Gewühle der Gesellschaft zu verleben. Auguste stand eben an der Terrasse, wo man hinabsieht in den Rhein, als ein Dampfschiff den Rhein herabgeflogen kam, dicht besetzt das Verdeck mit Reisenden. Als es unter der Terrasse vorbeifuhr und oben die zahlreiche Gesellschaft sah, so grüßten die Herren und Damen vom Schiffe freundlich hinauf durch Schwenken der Hüte und Schnupftücher, und von oben grüßte man in gleicher Weise freundlich hinunter. „Er ist's!" rief Auguste der neben ihr stehenden Mutter freudig zu. „Er ist's, ich täuschte mich nicht!" und noch einmal schwenkte sie, ohne daran zu denken, daß sie es allein that, das weiße Schnupftuch in die Luft. — „Wer ist es denn?" fragte die Mutter. „Nun Er, — wen könnte ich anders meinen, als Steinheim?"

Kaum war eine halbe Stunde verflossen, so war Steinheim auch auf der neuen Anlage. Er hatte sein Geschäft glücklich vollendet, war auf den Flügeln der Liebe nach Mainz geeilt, hatte Augusten auch erkannt, und fand daher nichts wichtigeres zu thun, als sogleich auf die neue Anlage zu wandern.

Der Major und seine Gattin hatten nicht unterlassen, Erkundigungen über Steinheim einzuziehen, und sie waren ihm alle höchst günstig. Sie erlaubten ihm daher gern einen nähern Zutritt zu ihrem Hause, und erwogen nur, was sie wohl zu thun hätten, wenn der junge Mann wirklich um Augustens Hand werben sollte.

Dieses geschah schon nach einigen Wochen; denn Steinheim erkannte, daß seine fast täglichen Besuche im Hause des Majors Aufmerksamkeit erregten, und daß er um Augustens willen nicht längern zögern dürfe mit einem entscheidenden Schritte. Er ließ daher eines Morgens bei der Majorin um eine Unterredung unter vier Augen bitten, die ihm gern gewährt wurde.

Er eröffnete der Majorin, daß er den ihm so theuern Umgang mit ihrem Hause nicht länger fortsetzen dürfe, ohne seine Absichten auf Augusten offen und redlich zu erklären. Eine Verbindung mit Augusten für sein ganzes Leben sey zwar sein höchster Wunsch, und es würde ihm unmöglich seyn, je eine andere Verbindung einzugehen, wenn diese ihm versagt würde. Er

schmeichle sich zwar der Zustimmung Augustens, habe aber noch einige Bedenken wegen des Unterschieds der Confession. Zwar sey er dessen gewiß, daß Auguste aufgeklärt genug sey, um sich nicht von priesterlichen Einflüssen beherrschen zu lassen; es sey aber zum Glück ihrer Ehe auch erforderlich, daß alle Kinder, die ihnen Gott schenken dürfte, nur Einer Confession, und zwar der seinigen, folgten, und er wisse nicht gewiß, wie das Fräulein darüber denke. Ferner könne er unter den jetzigen Umständen nicht erwarten, daß ein katholischer Geistlicher, da die Kinder nicht der katholischen Confession angehören sollten, die Trauung verrichten werde, und es frage sich, ob Auguste in diesem Falle mit der Trauung von einem evangelischen Geistlichen sich begnügen werde. Weiter stehe zu erwarten, daß ihr von katholischer Seite die sogenannte Aussegnung nach einem Wochenbette werde versagt werden, und es komme darauf an, ob Auguste sie zu entbehren wisse. Endlich aber, — und dieses sey das Wichtigste, fürchte er, daß in Folge der jetzigen päpstlichen Befehle und der dadurch entstandenen Aufregung es selbst dahin kommen könnte, daß die Priester dem katholischen Theile, weil er die Kinder in der Ketzerei erziehe, die Absolution im Beichtstuhl, die Sterbesacramente und das katholische Begräbniß versagen, ja ihn vielleicht gar mit dem Banne belegen könnten. Zur völligen Sicherung der Gewissensruhe und des künftigen Glücks Augustens müsse er daher wünschen, daß ihr von diesem allen nichts verborgen werde, daß sie alles wohl überlege, und nur erst dann ihn mit ihrer Hand beglücken möge, wenn sie sich diesem allen, womit man sie bestürmen könnte, gewachsen fühle. Er bat daher, die Majorin möge dieses mit ihrem Gemahl und Augusten in Erwägung ziehen, und dann über sein Schicksal entscheiden. Bis dahin erfordere es aber die Rücksicht auf das Fräulein, daß er sich den ihm unentbehrlich gewordenen Umgang mit ihr und ihrem Hause entziehe, so schwer ihm dieses auch werden würde.

Die Majorin erwiederte ihm mit Güte: sie habe ihn so lieb gewonnen, daß sie ihn mit Freuden als Sohn ansehen würde. Seine jetzige Erklärung beurkunde, daß es ihm nicht bloß darum zu thun sey, seiner Leidenschaft zu genügen, sondern daß er, als edler Mann, darauf bedacht sey, daß auch ihre Tochter glücklich werde. Es solle alles wohl erwogen werden, und sie werde ihn,

wenn die Entscheidung günstig ausfalle, zu fernerm Besuch einladen lassen. Daß er sich aber bis dahin von ihrem Hause entfernt halten wolle, dafür danke sie ihm verbindlich; denn auch sie finde nothwendig, daß um Augustens und des Publikums willen sein Umgang entweder abgebrochen, oder zum Ziele geführt werde.

Die Majorin eröffnete nach Steinheims Entfernung das Vorgefallene ihrem Gatten. Beide waren längere Zeit unschlüssig, was sie thun sollten. Da sie fürchteten, daß Auguste aus Liebe zu Steinheim die Schwierigkeiten der Sache zu gering anschlagen dürfte, so beschlossen sie, ihr Steinheims Erklärung vor der Hand zu verschweigen, und sie zu sondiren. Die Majorin fühlte auf's Neue das Schwierige ihrer Lage als Protestantin der katholischen Tochter gegenüber. Sollte sie ihr über die aufgestellten Bedenken weghelfen, so würde sie den Schein gewinnen, als ob sie der Tochter protestantische Grundsätze einflößen wolle, den sie immer mit Sorgfalt vermieden hatte. Sollte sie abreden von der Heirath, so fürchtete sie für die Ruhe der Tochter bei der Entschiedenheit ihrer Neigung für Steinheim. Ihr Mann, das fühlte sie wohl, war auch nicht geeignet, jene Bedenklichkeiten so, wie sie es wünschte, zu würdigen. Nach langem Herumsinnen fiel sie endlich auf den Gedanken, den alten würdigen katholischen Pfarrer zu N., dessen Predigt sie mit so vielem Wohlgefallen am Sonntage Reminiscere gehört hatte, zu Rathe zu ziehen. Der Major fand diesen Rath vortrefflich, und ließ gleich am andern Morgen anspannen, um nach N. zu fahren.

Niemanden wurde dieser Tag länger als Augusten; — denn Steinheim, der gestern nicht da gewesen war, und den sie daher heute gewiß erwartete, blieb aus. Je näher der Abend kam, desto unruhiger wurde sie. Endlich konnte sie nicht länger schweigen, und fragte die Mutter: „wo muß aber der Hauptmann heute bleiben? — Er wird doch nicht etwa krank geworden seyn?"

„Er wird wohl Abhaltungen haben."

„O, da hätte er mir es gesagt! — und er käme doch! — (ängstlich) Gewiß ist er krank geworden! — und er steht so allein in der Welt, und hat keinen Menschen, der sich seiner

annimmt! — Wollen Sie nicht nach seinem Befinden fragen lassen?"

„Wo denkst du hin? — Das wäre unschicklich!"

„Freilich, freilich! — aber — es wäre doch recht freundlich von uns."

„Wer weiß, ob es ihm angenehm wäre! — Er kann ja auch Gründe haben, den Umgang mit uns abbrechen zu wollen?"

„Abbrechen? — Gewiß nicht, liebe Mutter! da irren Sie ganz."

„Das denkst du, weil du ihn liebst, — und glaubst, er werde deine Hand begehren."

(Mit niedergeschlagenem Blick) „Das thut er gewiß!"

„Wer weiß? — Er stößt sich vielleicht daran, daß du katholisch bist."

„Das hat er ja längst gewußt, liebe Mutter."

„Das wohl! Kannst du aber wissen, ob ihm nicht später Bedenklichkeiten aufgestiegen sind? — Er ist zwar jung, aber sehr besonnen."

„Eben deßwegen wird er es sich nicht erst heute überlegt haben."

„Laß uns offen reden, liebes Kind. Ich glaube selbst, daß Steinheim Absichten auf dich hat, und ich würde ihn gern als meinen Schwiegersohn begrüßen, wenn er deiner Confession wäre. Daß du ihn nie zur katholischen Kirche bekehren wirst, das mußt du dir selbst sagen. Ich kann mich daher über seine Absichten nicht recht freuen, sondern fürchte, du könntest dir vieles Mißgeschick bereiten. Jetzt freilich wirst du aus Liebe zu ihm leicht über alle Bedenken weggehen, aber späterhin — möchte es anders werden."

„Seyn Sie außer Sorgen! Ich bin ja von den Vorurtheilen, die mir Cyriax eingeflößt hatte, ganz geheilt. Und nicht die Liebe zu Steinheim hat mich geheilt, sondern ich war ja schon frei am Geiste, als wir Eichfeld verließen."

„Das ist wahr, liebes Kind, und dieß beruhigt mich etwas. — Weißt du aber, wie es in Zukunft werden könnte? — Wie nun, wenn die Priester deiner Kirche die Strenge so weit trieben, daß sie dir, als einer Mutter, die ihre Kinder in der

Ketzerei auferziehen lasse, die Absolution im Beichtstuhle, die Sterbesacramente, das katholische Begräbniß verweigerten, — vielleicht sogar dich mit dem Banne belegten? Würdest du das auch ertragen können?"

(Aengstlich) „Ach Mutter, welche Fragen! Zu solcher Härte und Lieblosigkeit wird man es doch nicht treiben?"

„Wenn es aber nun doch geschähe?"

„Unmöglich! — und doch, — wenn es geschähe? — (seufzend) Diesen Fall habe ich noch nicht bedacht!"

(Mit gleichgültigem Tone) „Vielleicht hat ihn Steinheim bedacht, und fürchtet, du möchtest mit ihm nicht glücklich werden. — Bei der Wahl eines katholischen Gatten fielen alle diese bangen Sorgen weg!" —

(Weinend) „Ach! was kann ich dafür, daß ich einer so unduldsamen Confession angehöre, deren Priester so unbarmherzig das Herz vom Herzen reißen?"

„Wundre dich nicht! sie lieben nicht, sie sind nicht Gatten, nicht Väter! Die süßesten Menschenfreuden sind ihnen verpönt. Wie sollten sie die Gefühle der Herzen verstehen? — Es ist schlimm; aber es ist nun einmal so, und von Rom ist keine Barmherzigkeit zu hoffen."

Auguste war in großer Aufregung; Thränen flossen über ihre Wangen, und sie sank endlich erschöpft nieder auf einen Stuhl, in traurige Gedanken verloren. Die Majorin fühlte inniges Mitleiden, daß sie der Tochter einen solchen Stachel des Schmerzes ins Herz gestoßen hatte; glaubte aber doch, es sey besser, sie fühle dieß jetzt, als dereinst, wenn es zu spät sey.

Indem trat der alte Thomas herein mit der Meldung, der Herr Baron von N. wünsche aufzuwarten. „Der aus Westphalen?" fragte das Fräulein hastig. „Der eben, der Eichfeld gekauft hat", entgegnete der Alte. — „Mutter, den kann ich nicht sehen (sprach Auguste hastig), fertigen Sie ihn ab, sagen Sie ihm, ich sey krank!" — Und damit entfloh sie eiligst auf ihr Zimmer. Die Majorin aber sagte zum Diener: „sage dem Herrn Baron, mein Mann sey über Land verreiset, und meine Tochter unwohl; ich würde ihn aber mit Vergnügen auf eine halbe Stunde sehen."

Der Baron erschien, bedauerte sehr des Fräuleins Unwohlseyn, erzählte wohlgefällig, welche Anstalten er getroffen habe, das Schloß zu Eichfeld, das er seiner künftigen Gemahlin zum Leibgedinge bestimme, auszuschmücken, und plumpte endlich mit einer förmlichen Anwerbung um Augustens Hand heraus, überzeugt, daß man mit beiden Händen zugreifen würde. Die Majorin war zwar etwas überrascht, faßte sich aber schnell, und antwortete mit Anstand, daß sie zwar die Ehre seines Antrags vollkommen zu schätzen wisse, daß aber die Sache reifes Bedenken fordere, in welches sie ihr Gemahl zu ziehen wissen werde. Indessen dürfe sie ihm doch nicht verhehlen, daß ihr der große Unterschied im Lebensalter zwischen ihm und Augusten bedenklich sey, und daß sie auch fürchte, es möchte Augusten an Neigung für seine Person fehlen. Bei der letzten Aeußerung rief der Baron aus: „o, meine Gnädige, es bedarf bloß Ihres Willens und Ihres Herrn Gemahls Befehl, so wird sich das Fräulein als gehorsame Tochter fügen. Und — (setzte er schmunzelnd hinzu) — sie wird sehr bald ächtes Gold von Flittergold unterscheiden lernen. Ich weiß es, meine Gnädige, daß hier ein junger Fant um sie herumschleicht, der ihr wohl das Köpfchen ein wenig verdrehet haben wird. Aber (auf die Tasche schlagend) ich habe Mittel, sie zu heilen, niederschlagende Pulver!"

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Herr Baron. Es ist kein Fant hier, der Augusten umflatterte. Einen solchen würde ich bald zu entfernen wissen."

„O, meine Gnädige, dazu sind Sie zu gut. (macht ein schlaues Gesicht) Kennen Sie nicht einen angeblichen Herrn von Steinheim?"

Majorin (frappirt). Allerdings! den kenne ich.

Baron (triumphirend). Sehen Sie, wie gut ich unterrichtet bin! — Aber Sie kennen ihn nicht so genau als ich. — Er ist der Sprößling einer Bastard-Ehe.

Majorin (erstaunt). Wie? — was soll das heißen?

Baron. Nun, eine Bastard-Ehe, — was das ist, das wissen Sie ja. Er ist also ein Bankert.

Majorin (schnell). Das ist unwahr — — (sanfter) man hat Sie mit Unwahrheit berichtet, Herr Baron.

Baron. Nein, nein! Ich bitte um Entschuldigung! — Er hat ferner seinen Abschied genommen ohne allen Grund, und man munkelt, er habe darum abgehen müssen, weil er sich in einer Ehrensache nicht als ein alter Edelmann, sondern als ein Bankert benommen habe.

Majorin. Das munkelt man? — Ich rathe Ihnen wenigstens nicht, es laut zu sagen, daß es der Herr von Steinheim hört; denn ich zweifle nicht, er würde Ihnen sogleich beweisen, daß man Sie belogen hat.

Baron (lächelnd). Ich werde mich auch hüten, es laut zu sagen. So ein Abenteurer hat nichts zu verlieren; um so gemeines Blut ist es nicht Schade; und wer sein Glück machen will, muß etwas wagen. Denn, hören Sie: dieser angebliche Steinheim soll sein Vermögen in kurzer Zeit verspielt, und sich daher genöthigt gesehen haben, sein schönes Gut in Baiern zu verkaufen, und mit den wenigen geretteten Pfennigen sich hieher zu flüchten, wo er nun durch eine reiche Heirath die leere Tasche wieder zu füllen sucht.

Majorin (beleidigt). Herr Baron, ich und mein Mann kennen den Herrn von Steinheim besser als Sie, und es kennen ihn hier angesehene und vornehme Leute genug, die uns von ihm gesagt haben. Ich erkläre Ihnen hiemit, daß alles, was Sie mir gesagt haben, Unwahrheiten oder doch die infamsten Verdrehungen unschuldiger Wahrheiten sind. — (mit Würde) Und Ihrer, Herr Baron, ist es nicht würdig, solche schnöde Verläumdungen ohne Beweis nachzureden.

Baron (hitzig). Verläumdungen? — Ich habe die Nachricht aus ehrwürdigem Munde, aus dem keine Unwahrheit kommen kann. — (höhnisch) Beweise? Ich habe sie hier in der Tasche! Hier — Sie können selbst lesen.

Damit zog der Baron einen Brief aus der Tasche, den er der Majorin barsch hinreichte, und dazu mit einem Gemisch von Zorn und Hohn rief: „lesen Sie, lesen Sie!"

Die Majorin zauderte, — sie zitterte; so war sie angegriffen. Doch — mußte ihr schon um ihrer Tochter willen daran liegen, der Sache auf den Grund zu kommen. Sie nahm also den Brief, und las:

„Die Freiherrliche Familie von Sandau liegt mir zu sehr „am Herzen, als daß ich nicht nach ihrer Abreise nach Mainz „durch einige vertraute Freunde, die ich daselbst habe, sie hätte „beobachten lassen sollen. Durch diese erfahre ich, daß sich so „eben bei ihrem Aufenthalt in Frankfurt ein junger Fant an „sie gedrängt hat, der es offenbar darauf absieht, die Tochter „zu verführen. Er ist ein Ketzer, aus einer Bastard-Ehe, die „sein ketzerischer Vater mit einer guten Katholikin schloß, ent„sprossen, die sich über die lieblose Aufführung ihres Mannes „und des ketzerischen Sohnes zu Tode grämte."

„Ja, — unterbrach sich hier die Majorin, nun verstehe ich die Bastard-Ehe. Es ist dieses der Taufname, mit dem ein Görres zu München die gemischten Ehen belegt hat. So freilich — ist auch meine Auguste ein Bankert. — (sie sieht ohne weiter zu lesen nach der Unterschrift des Briefes) Cyriax? — Also vom Pater Cyriax ist der Brief? — Das ist etwas anderes! Ja, nun ist mir alles klar! — (sie gibt den Brief dem Baron zurück.) Hier, Herr Baron, nehmen Sie zurück. Der, der ihn geschrieben hat, mag wohl gemeint haben, Sie würden diesen Brief niemandem zeigen, und am wenigsten uns. Darum fühle ich mich Ihnen wegen dieser Aufrichtigkeit verpflichtet. Zum Dank dafür erlauben Sie mir, Ihnen einen guten Rath zu geben. — (halb leise und etwas feierlich) Lassen Sie diesen verläumderischen Brief niemals irgendwo sehen! Sagen Sie ja kein Wort nach, was darin gestanden hat, sondern verbrennen Sie ihn ungesäumt. Denn, würde sein Inhalt hier bekannt, und der Hauptmann von Steinheim erführe nur ein Wort davon, so — zittere ich für die Folgen, und besonders für Sie, Herr Baron.

Baron (erschrocken). Ach, mein Gott! — Ich will ja gerne nichts davon sagen; aber, meine Gnädige, da muß ich auch Sie anflehen, ja kein Wörtchen davon verlauten zu lassen.

Majorin. Ich will Ihnen Ihr Verhalten nicht gedenken; denn ich will zu Ihrer Ehre glauben, daß Sie der Betrogene sind, und dem verläumderischen Briefe geglaubt haben. Das möchte Ihnen aber kein Schutz seyn bei dem Hauptmann von Steinheim. Von mir soll dieser nichts erfahren; aber ich fürchte, Sie sind so unbesonnen gewesen, auch gegen Andere die Verläumdung nachgesprochen zu haben.

Baron (ängstlich). Ach, mein Gott! in Westphalen habe ich freilich davon gesprochen, aber nicht hier in Mainz, denn ich bin nur erst vor einer Stunde angekommen.

Majorin. So rathe ich Ihnen dringend, wo möglich noch heute wieder abzureisen.

Baron (betroffen). Wie? — ich soll abreisen? — Ich? ohne der schönen Auguste meine Absichten erklären zu können?

Majorin. Herr Baron, nach dem, was geschehen ist, fordert es die Pflicht, daß ich gegen Sie aufrichtig bin. Reisen Sie in Gottes Namen wieder ab! Es thut mir leid, daß ich nicht die Ehre haben kann, mit Ihnen in nähere Verbindung zu kommen! Denn meine Tochter hat sich fest entschieden, die Ehre Ihres Antrags gänzlich abzulehnen.

Baron (beleidigt). Was? — mich? — einen so alten Edelmann will sie zurückweisen? — (zornig) Nun, auch gut, sehr gut! — Hat nichts zu sagen, – gar nichts! — Es gibt mehr Milch- und Blutgesichter dieser Art! — Eine andre wird sich glücklich preisen, wenn ein so alter und reicher Edelmann ihr die Ehre anthut.

Majorin. Ich danke Ihnen für diese Aufrichtigkeit! — Suchen Sie bald eine andre, denn Sie dürften nicht viel Zeit mehr zu verwarten haben. — Ich bitte Sie, mich nun zu verlassen.

Protzig ging der Baron von dannen. Sein Stolz war tief beleidigt. „Das dumme Ding mag warten bis wieder einer kommt wie ich!" murmelte er zwischen den Zähnen, als er die Treppe hinabging.

„Thomas! — rief die Majorin vom Vorsal hinab, — begleite den Herrn Baron in sein Quartier!"

„Sehr wohl!" rufte der Alte hinauf, und machte sich mit dem Baron auf den Weg.

Der Weg bis zum Gasthause war weit, und der Baron fand Zeit, seine Hitze abzukühlen. Es ärgerte ihn, daß das Fräulein seinen Werth nicht erkannte, und die Verachtung, mit der er sie zu strafen gedachte, dünkte ihm eine schwere Rache. Auf der andern Seite machte sich aber auch des Fräuleins liebliches Bild in ihm geltend, und die Eitelkeit flüsterte ihm zu, daß ihm am Ende wohl nur die protestantische Mutter entgegen

sey. Stolz, Liebe und Hoffnung trieben ihn an, zu bleiben, und noch einen Versuch zu machen; die Furcht aber vor Steinheim, die ihm wegen des Briefs eingejagt worden war, trieb ihn, sich fort zu machen. — Er wußte nicht, was er thun sollte, — stand oft stille, focht mit den Händen und murmelte in den Bart. — „Was bin ich doch dumm", — dachte er, — ich habe ja da den alten Bedienten, den kann ich ausfragen." — Er blieb stehen, und wandte sich zu dem bescheidentlich hinter ihm gehenden Thomas: „Hm! hm! — lieber Thomas, wohnt nicht hier in dieser Gegend ein gewisser Herr von Steinheim?"

„Nein!" sprach der Alte.

Baron. Kennst du ihn?

Thomas. Ja.

Baron. Ist er oft bei deinem Herrn?

Thomas. Oft.

Baron. Hm! hm! — Er soll um das Fräulein herumgehen? — Kann sie denn den Patron leiden? Ist er wohl hübsch?

Thomas. Ich bin zwar nicht dabei, wenn sie beisammen sind; daß aber die einander zum Fressen lieb haben, das sieht ein Blinder. Verdenk's dem Fräulein nicht! der Hauptmann ist 26 Jahr, und der schönste Mann weit und breit. Er ist aber auch kein Narr; er hat sich das schönste Fräulein am ganzen Rhein ausgesucht.

Baron. Hm! hm! — Da ist der Hauptmann wohl sehr eifersüchtig?

Thomas (für sich). Kommst du da heraus? (laut) Ich wollt's keinem rathen, das Fräulein nur freundlich anzusehen, dem führ' er gleich auf den Kopf.

Baron (für sich). Mein Gott, wie abscheulich!

Thomas. Und mit dem ist nicht zu spaßen. Er schießt mit der Pistole den Vogel im Fluge, und wenn er die Klinge in der Hand hat, so ist es, als ob der Gott-sey-bei-uns hinein gefahren wäre. — Wer da nicht eine Wundermedaille aus München bei sich hat, der mag ihm nur weit aus dem Wege gehen.

Baron (für sich). Mein Gott, und ich habe die meinige zu Hause gelassen! — (laut) Höre, mein lieber Thomas. Der

Hauptmann ist mir fatal, — höchst fatal! — Ich bin gewiß, das Fräulein wird den luftigen Patron fortschicken — Dringende Geschäfte nöthigen mich, morgen früh wieder abzureisen. Ich wünschte aber sehr, es augenblicklich zu erfahren, wenn es mit dem Hauptmann aus ist. Ich will dich daher mit dem Auftrag beehren, mir es sogleich zu schreiben. Es soll dein Schade nicht seyn. Verstehst du mich?"

Als der Baron den Alten entließ, sagte er: „da, Thomas, ein kleines Trinkgeld!" Dieser dachte, er bekäme zwei Viergroschenstücke; als er es aber zu Hause bei Lichte besah, so waren es zwei Friedrichsd'or. Er erschrak, und würde es gleich zurückgetragen haben, wenn er nicht gedacht hätte, es sey gegen den Respect, wenn ein Bedienter das Trinkgeld zurückgebe.

Sobald der Baron weg war, so eilte Auguste zur Mutter, die aber nicht für gut fand, ihr etwas von dem verläumderischen Briefe zu sagen, sondern ihr nur die sehr erfreuende Nachricht gab, daß sie den Baron mit einem verständlichen Korbe fortgeschickt habe, und hoffe, daß er nicht wiederkommen werde. Ihrem Manne aber, der Abends spät von seiner kleinen Reise zurückkam, erzählte sie alles vollständig. Er billigte ihr Verhalten ganz. Der Baron, meinte er, sey ein beschränkter Kopf, den er nun gar nicht zum Schwiegersohn haben möge. Gegen Cyriax war er aber äußerst erbittert. „Was mengt sich, (rief er zornig), der verwünschte Pater in meine Hausangelegenheiten, und will mir mein Kind mit aller Gewalt nach seinem Kopfe verheirathen? — Und die schmählichen Verläumdungen und Verdrehungen unschuldiger Thatsachen, die er sich gegen den braven Steinheim erlaubt hat! — Doch diese wollte ich ihm noch verzeihen, denn er kann darin von Andern auch belogen worden seyn; aber, Luise, daß er uns mit Spionen umstellt hat, daß er alle unsre Tritte belauscht! — Hätte ich ihn hier, so sollte dem Jesuiten der Donner auf die Tonsur fahren!"

„Und doch, — sprach die Majorin, — würde er sich bei dir leicht damit zu entschuldigen wissen, daß er als Priester für die Seelen verantwortlich sey, und ihr Gewissen und ihre Gedanken zu bewachen und zu leiten haben. Du siehst hieraus, lieber Albert, wie gefährlich es ist, wenn ihr euch euern Priestern

so ganz hingebt. Wie gefährlich wurde dieses für Augustens Ruhe, und — verzeih, daß ich es erwähne! — welche Macht übte der schlaue Pater Anfangs auch über deinen Geist aus, um dich zu einem blinden Eifer gegen Preußen zu erbittern?"

„Du hast recht, Luise! Wahrhaftig, ich bin damals dem Jesuiten auch auf der Stange gelaufen. — Bald wirst du aber einen katholischen Geistlichen andrer Art sehen, einen ächten frommen Priester ohne Ränke und Schwänke, und ohne den gräulichen Ketzerhaß, der jetzt von Rom aus in die Bischöfe und Priester gefahren ist. Uebermorgen lass' ich den alten Pfarrer Ehrlich aus N. holen. Er hat mir zugesagt, einen Tag hier zu bleiben."

Die Majorin erzählte ihm nun auch, was sie mit Augusten verhandelt habe, und er war der Meinung, daß es zu ihrer Beruhigung nothwendig sey, sie von Steinheims Bewerbung, und warum er plötzlich wegbleibe, zu unterrichten. „Wo soll das Mädchen, — sprach er, die nöthige Ruhe hernehmen, die Besorgnisse, die du ihr gezeigt hast, zu erwägen, so lange sie sich mit dem Gedanken grämt, ihr Geliebter habe sie verlassen?" — Auf der Stelle ließ er Augusten kommen, und sie von der Mutter über Steinheims Antrag unterrichten. Auguste küßte der gütigen Mutter die Hand, und sprach: Sie beruhigen mich sehr, theuerste Mutter. Denn daß ich Steinheims Gattin wegen des Confessionsunterschiedes nicht werden könnte, das würde ich vielleicht zu ertragen wissen; den Gedanken aber, daß Steinheim mich verlasse, vielleicht verachte, — den trüge ich nicht, unter solcher Last müßte ich erliegen."

Als Thomas dem Major auf sein Zimmer folgte, um ihn zu entkleiden, so brachte er die zwei Goldstücke heraus, legte sie dem Major auf den Tisch, und erzählte ihm alles, was der Baron mit ihm verhandelt hatte. „Auch da wieder krumme Wege!" rief der Major unwillig. — „Nimm das Geld, Thomas! es war ein Trinkgeld, das kannst du nicht zurückgeben. Da dich aber der alberne Mensch einmal zu seinem Vertrauten gemacht hat, so sollst du das Geld auch verdienen. Ich erlaube es dir, daß du ihm schreibst, daß es für ihn mit Augusten nichts ist." — Das ließ sich Thomas nicht zweimal sagen, denn er

mochte den Baron gar nicht leiden. Noch denselben Abend machte er eine Epistel an den Baron, dem er schrieb: „Wir Alten haben kein Glück gegen die Jugend. Eure Gnaden haben bei dem Fräulein das Tempo verpaßt. Ein Anderer hat die Festung eingenommen, und Eure Gnaden müssen die Gnade haben, hintennach zu sehen.“

Vierzehntes Kapitel.

Das Braut-Examen.

Drei Tage vergingen. — Man sprach nicht mit Augusten über diese Sache, sondern überließ sie ihren eigenen Gedanken. — Die Aeltern bemerkten, daß sie allmählig ruhiger und endlich wieder heiter wurde.

Am vierten Tage gegen Mittag kam der erwartete Gast, der greise katholische Pfarrer Ehrlich von N., dessen Predigt der Major mit seiner Familie vor einigen Monaten mit vieler Erbauung beigewohnt hatte. — Ehrlich war früh in den geistlichen Stand getreten, hatte es aber, trotz seiner Gelehrsamkeit, nicht höher als zum einfachen Pfarrer gebracht, theils weil ihn früher der Revolutionskrieg aus vortheilhaften Verhältnissen herausgeworfen hatte, theils weil er immer so aufrichtig gewesen war, sich mißbilligend über das römische Hofsystem zu äußern, und das kirchliche Episcopalsystem für das einzig wahre, heilsame und in der katholischen Kirche hergebrachte anzusehen. Er hatte noch ganz den Geist, der den vier Erzbischöfen Deutschlands die Bad-Emser Beschlüsse im J. 1786 dictirt hatte. Er war daher unzufrieden, daß dieser Geist seit dem J. 1815 aus Deutschland gewichen war, und dem Geiste des römischen Hofsystems Platz gemacht hatte. Daß selbst Protestantische Regierungen dem

Episcopalsystem, daß man mit politischen Constitutionen verglich, nicht hold waren, erklärte er sich aus dem den Regierenden beigebrachten Wahne, die Monarchie werde an dem Wiederaufbau der Macht des Papstes eine kräftige Stütze bekommen. Den ehrsuchtfreien Ehrlich kümmerte es nicht, daß er in der Stufenleiter der Hierarchie auf den untersten Sprossen blieb; er pries sich vielmehr glücklich, unbemerkt und fern von dem politischen Treiben in seinem kleinen Kreise, von dem er wie ein Vater geliebt war, segensreich wirken zu können. Er schloß auch die wenigen Protestanten seines Kirchspiels mit ein in den Kreis seiner Seelsorge, und lebte mit ihnen in tiefem Frieden. Er speisete sie in seinen Predigten mit dem Brode des göttlichen Wortes, das er aus der heiligen Schrift schöpfte, daher ihn auch die Protestanten gern hörten. Ihres Glaubens wegen ließ er sie in Frieden; aber in Beziehung auf ihre Sitten ließ er es auch bei ihnen nicht an väterlichen Ermahnungen fehlen. Sie ehrten ihn auch, hatten gutes Vertrauen zu ihm und folgten ihm; ja nicht wenige von ihnen waren durch seine Sanftmuth und Liebe so angezogen worden, daß sie zur katholischen Gemeinschaft getreten waren. Er ließ sich auch in seiner Duldsamkeit nicht irre machen, als er einen andern Vorgesetzten bekam, der ihn zu größerer Schärfe gegen Protestanten, als Ketzer, aufzuregen suchte. Sie wissen nicht, — dachte er, — was sie thun mit ihrem Ketzerhaß. Damit zwingen sie die Evangelischen, sich von uns zu trennen, während ein liebevolles, brüderliches Verhalten sie nach und nach zu uns herüberziehen könnte, daß endlich Eine Heerde und Ein Hirte würde. So lange wir aber das erste Gebot Christi, nicht zu hassen und zu fluchen, sondern zu lieben und zu segnen, so auffallend übertreten werden, so lange wird kein Protestant uns für wahre Christen erkennen und zu uns treten wollen."

Der Greis wurde im Hause des Majors mit großer Achtung und aufrichtigem Wohlwollen empfangen; ganz besonders aber von Augusten. Denn dieser that es sehr wohl, einmal einen Priester ihrer Confession zu treffen, dessen sie sich nicht als eines Feindes und Verächters ihrer protestantischen Mutter zu schämen brauchte. Die Meinung dieses Greises von den jetzigen kirchlichen Verwirrungen zu hören, war sie höchst begierig, und darauf kam das Gespräch von selbst am Mittagstisch. Denn der

Major konnte sich nicht entbrechen, den Greis zu fragen, was er wohl glaube, daß nur noch aus diesen Händeln werden, und wohin sie führen würden.

„Es ist leichter zu sagen, — sprach dieser, — was die Urheber der Händel dabei beabsichtigen, als was die göttliche Vorsehung am Ende aus der ganzen Sache machen wird. Die Absichten der Urheber sind klar genug. Denn nicht die preußische Regierung hat angefangen; — die hätte ja gern in Frieden den katholischen Dom zu Köln ausgebaut: sondern die von Belgien aus einwirkende Jesuitenpartei hat angefangen. Ich halte die ganze Sache für eine Frucht jesuitischer Umtriebe. Dieser Orden, obgleich äußerlich aufgehoben, dauerte doch im Stillen fort. Er benutzte die Gräuel der französischen Revolution, um den Mächtigen der Erde, Katholiken wie Protestanten, den Gedanken einzureden, daß jene Revolution in Frankreich gar nicht erfolgt seyn würde, wenn man die mächtigen Jesuiten nicht aufgehoben hätte, und daß es kein anderes Mittel gebe, den Revolutionsgeist zu bändigen, als diesen Orden wieder herzustellen und ihm die Erziehung der Jugend anzuvertrauen. Unglücklicher Weise ließen sich dieses die höheren Stände, welche gewöhnlich von der Geschichte nicht viel wissen, einreden. Der Papst Pius griff mit beiden Händen zu, und stellte den Orden wieder her. Ich sah es schon damals voraus, daß nun die Zeit des Friedens, in dem wir mit den Evangelischen in Deutschland gelebt hatten, am längsten gedauert habe, besonders da die Staatsmänner auf dem Wiener Congresse die Verhältnisse zwischen der katholischen und evangelischen Kirche, und zwischen Priesterthum und Staat, auf eine schwer zu verantwortende Weise unbestimmt gelassen hatten. Denn sie wurden damals durch Anträge, die ein ehrwürdiger deutscher Prälat an den Congreß gelangen ließ, darauf aufmerksam gemacht. Und wäre auch dieses nicht geschehen, so hätte doch die Protestation des römischen Stuhls gegen die gleichen Rechte beider Kirchen in Deutschland den Staatsmännern die Augen öffnen sollen. Jene unbegreifliche Vernachlässigung der kirchlichen Verhältnisse trägt nun ihre bitteren Früchte. Zuerst erhob der neue Jesuitismus unter Ludwig XVIII. und seinem Nachfolger sein Haupt. Sie erinnern sich der blutigen Verfolgungen der Protestanten in Frankreich, besonders zu Nis-

mes, und der herumziehenden katholischen Missionsprediger. Die Juliusrevolution gab zwar diesem Treiben einen Stoß, aber bald fand der Jesuitismus ein anderes günstiges Feld in der Aufwiegelung der Belgier gegen den protestantischen König der Niederlande. Dort verband sich der Jesuitismus mit dem Republikanismus. Dasselbe that er in Frankreich, wo die **Gazette de France** und andere Blätter dieser Art, um den Thron Ludwig Philipps zu untergraben, sich auch an die revolutionäre Partei anschlossen, und sogar zu der, freilich von den Jesuiten früher schon gepredigten Lehre fortschritten, daß katholische Unterthanen ein gutes Recht hätten, gegen einen evangelischen Fürsten zu rebelliren. Diese abscheuliche Lehre predigten nun auch die belgischen Blätter seit einiger Zeit den Rheinländern vor, um sie allmählig an den Gedanken einer Rebellion gegen Preußen zu gewöhnen. In unserm guten Deutschland waren sie auch nicht müßig. Von der Schweiz und von Baiern aus griffen sie Preußen an. Es erschienen schon einige Jahre vor den Auftritten zu Köln in Baiern Schriften, welche die preußische Regierung auf's ärgste bezüchtigten, und ihr Schuld gaben, sie stehe an der Spitze eines protestantischen Bundes zur Vertilgung des Katholicismus. Diese Schriften wurden in großer Anzahl von Belgien aus in den Rheinlanden und Westphalen vertheilt, um dadurch das Volk aufzuregen. Unglücklicher Weise gelang es den Jesuiten, auch den jetzigen Inhaber des heiligen Stuhls ganz in ihre Gewalt zu bekommen, und den neuen Erzbischof zu Köln zu ihrem Werkzeuge, wahrscheinlich ohne daß er es wußte, zu machen. Durch ihn suchte man die dem Jesuitismus abholde theologische Facultät in Bonn aufzulösen, und Jesuiten in den Rheinlanden in Kirchenämter zu bringen. Man scheute nicht den Conflict mit der preußischen Staatsregierung, sondern man suchte ihn, um sie zu Maßregeln zu nöthigen, die man dann dem Volke als eine Beeinträchtigung des Glaubens, als eine Verfolgung der katholischen Kirche darstellen könnte. Deßhalb fing man auch den Handel mit den gemischten Ehen an, und erklärte auf einmal die mildere Praxis, die so lange und in so vielen deutschen Ländern bestanden hatte, für gewissenlos."

Major. Wie aber kann sich nur der römische Stuhl getrauen, damit durchzukommen?

Ehrlich. Was kennt der gute alte Herr, der auf dem päpstlichen Throne sitzt, unser Deutschland? Man mag ihm wohl vorgespiegelt haben, daß Preußen, weil es 5 Millionen katholische Unterthanen habe, furchtsam nachgeben werde. Die jesuitische Partei aber hätte es am liebsten, wenn es in den katholischen Ländern gegen die evangelischen Fürsten zum Aufruhr käme. Sie schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß man dadurch genöthigt werden würde, die katholischen Deutschen unter katholische Herren zu stellen. Denn, gehen Sie einmal die deutschen Fürstenhäuser, die nach der Bundesacte souverain sind, durch. Katholisch sind nur Oesterreich, Baiern, das königliche Haus Sachsen, die beiden Häuser Hohenzollern und das unbedeutende Lichtenstein. Die andern alle sind evangelisch. Das ist den Jesuiten ein Dorn im Auge, und sie mögen sich wohl schmeicheln, dieses Verhältniß durch die katholische Bevölkerung selbst umstürzen zu können. Der günstigste Punkt zum Anfang sind die preußischen Rheinlande. Bald aber wird es auch an andere Länder kommen.

Major. Glauben Sie denn aber, daß die andern katholischen Bischöfe Deutschlands sich in dieses jesuitische Treiben werden hineinziehen lassen?

Ehrlich. Sie werden es, ja sie müssen es, weil der römische Stuhl in der Gewalt der Jesuiten ist, und Deutschland, der Wiener Congreß und die Bundesacte sie leider ohne allen Schutz gegen Rom gelassen haben. Sie werden es in kurzem sehen, daß alle katholische Bischöfe die päpstlichen Breves wegen der gemischten Ehen zu ihrer Vorschrift machen werden, obgleich nach dem wahren und dem alten deutschen Kirchenrecht kein Breve verbindlich ist, ohne von den deutschen Bischöfen geprüft und genehmigt zu seyn, und die Beistimmung des Kaisers — jetzt des Bundestags — zu haben.

Major. Welche Zerrüttung aller Verhältnisse in Deutschland sollte das aber geben! Das kann der deutsche Bundestag unmöglich geschehen lassen, ohne einzuschreiten.

Ehrlich. Zerrüttung wird es geben; auch an Aufruhr wird es nicht fehlen! Ich danke Gott, daß ich am Rande des Grabes stehe, und bald zu einem Frieden kommen werde, den keine

Jesuiten und keine Breves mehr erreichen. Was aber den Bundestag betrifft, so hat er bis jetzt noch nichts gethan, und ich fürchte, er wird die Sache erst dann zur Hand nehmen, wenn es zu spät ist. Es wird wohl eben nicht anders gehen, als auf dem Wiener Congresse. Die Herren Staatsmänner sind oft gar zu große Fremdlinge im kanonischen Rechte und in der Kirchengeschichte.

Major. Ich kann aber nicht glauben, daß das Volk, besonders am Rhein und in Westphalen, etwas thun werde ohne den Adel. Und dieser wird doch nicht etwa Volkstumulte begünstigen sollen? Er würde ja dadurch den Grund legen zu seinem eigenen Untergange.

Ehrlich. Herr Major ich würde darauf antworten, wenn Sie nicht selbst zum rheinischen Adel gehörten.

Major. Sprechen Sie ungescheut.

Ehrlich. Grade der Adel ist am meisten in den Händen der Jesuiten, und Sie sehen ja wohl, wie er mit der Regierung trotzt. Der Jesuitismus hat auch dem Adel eingeredet, daß man das alte Priesterregiment des Mittelalters wiederherstellen müsse, zum Schutz gegen den Republikanismus.

Major (für sich). Das ist wahr! Cyriax hat mir dieses Lied immer vorgesungen.

Ehrlich. Und auch der protestantische Adel hat sich durch jene Vorspiegelung beschwatzen lassen, den alten Kirchenglauben bei sich mit aller Macht wieder zu heben, und die religiöse Aufklärung niederzudrücken.

Major. Was wird es aber endlich werden?

Ehrlich. Vor den nächsten Folgen zittre ich. Denn diese werden Aufruhr, Verbrechen und Blutvergießen seyn; wenigstens wenn es so fortgeht, und nicht bald kräftig eingeschritten wird. Die späteren Folgen sind ein Geheimniß der göttlichen Vorsehung. So viel ein menschlicher Verstand voraussehen mag, so dürfte der ganze Handel endlich zum größten Nachtheil des heiligen Stuhls ausschlagen. Dieser wagt das Aeußerste, den alten Kampf der Priestermacht um gänzliche Oberherrschaft über die weltlichen Regierungen. Solche entscheidende Maßregeln führen entweder zum Siege oder — zum Untergange.

Major. Wodurch aber glauben Sie wohl, daß der Friede wiederhergestellt, und Rom bewogen werden könne, von seinen mittelalterlichen Ansprüchen, welche in die jetzige Welt nicht mehr passen, abzugehen, und sich nach dem einmal vorhandenen und einmal unvermeidlichen politischen Zustand der Welt zu bequemen?

Ehrlich. Zwei Mittel sind es, die allein dazu führen, von denen man aber das eine nicht gestatten, und zu dem andern sich nicht entschließen will. Zuerst nämlich muß man unter allen Ständen die ruhige Verbreitung religiöser Aufklärung gestatten, die allein die kirchlichen Verwirrungen unsrer Zeit gründlich und aus der Wurzel heilen kann. Sodann aber müssen auch die weltlichen Regierungen, besonders die katholischen selbst, die Rechte des Staats gegen die Uebergriffe Roms und der Priesterschaft durch einen leidenschaftslosen aber festen Widerstand aufrecht erhalten.

Major. Ich denke aber doch, es wird noch ein Abkommen zwischen Preußen und dem römischen Stuhl zu Stande kommen.

Ehrlich. Ich kann es kaum glauben; denn Preußen, das sich einmal durch die That entscheidend ausgesprochen hat, kann nicht nachgeben, und der Papst, der sich noch entschiedener erklärt hat, will nicht. Erst wenn die beiden hochbejahrten katholischen Kirchenfürsten werden abgestorben seyn, dürfte die Sache zur Ruhe gebracht werden können.

Nachdem das Gespräch sich noch in dem Kreise der Politik vielfach bewegt hatte, so führte man des Nachmittags den alten Ehrlich, der sehr lange nicht in Mainz gewesen war, spazieren, und zeigte ihm alle die reizenden Umgebungen der uralten Stadt. Der Major zeigte ihm sehr beredt, welch eine bedeutende Festung die Stadt sey, die, als Beherrscherin zweier schiffbaren Ströme und als Beschützerin aller östlich liegenden deutschen Länder, das theuerste Kleinod des deutschen Bundes seyn müsse. Dafür hatte der alte Geistliche nur halbe Ohren, denn er betrachtete das, was er sah, nach seiner Weise. Beim Anblick des gesegneten Rheingau's rief er aus: „Wie gütig und gerecht ist Gott gegen alle! Er läßt die segensreiche Fluth des schönen Stroms von Basel bis

an die Nordsee den Protestanten und Katholiken auf gleiche Weise zukommen. Und wir hassen uns, und gönnen uns kaum die Luft!" — Der Anblick der vormaligen erzbischöflichen Wohnung erinnerte ihn lebhaft daran, daß vor funfzig Jahren der damalige Erzbischof die Freiheiten der deutschen Kirche so kräftig vertheidigt habe, von welchen die jetzigen Bischöfe Deutschlands nicht einmal eine Erinnerung zu haben schienen. — Bei Guttenbergs Denkmal gedachte er, daß das erste, was man bei Erfindung der Buchdruckerkunst zu drucken versucht habe, die Bibel gewesen sey, nach deren Aussprüchen man aber bis diese Stunde noch so wenig frage, daß man die Gebote Christi übertrete, um päpstlichen Breves gehorchen zu können. — Bei dem Anblick der Preußen sprach er mit Lebhaftigkeit zum Major: „Sie haben es verdient, die braven Preußen, daß sie hier neben Oesterreich die Ehrenwache Deutschlands haben; denn ohne sie hätten wir die Siege an der Katzbach, bei Dennewitz, Leipzig, Paris und Waterloo nicht gesehen, und die schönen Rheinlande nicht wieder zu Deutschland gebracht. Die mächtige Schilderhebung Preußens machten damals die protestantischen Provinzen, Brandenburg, Pommern, Preußen, Schlesien; jetzt bekommen sie von den Rheinlanden und dem heiligen Vater den Dank." — Als er die mit dem Dampfschiff ankommenden Reisenden aus England sah, welche, wie Zugvögel, jährlich den ganzen schönen Strom bis an seine Wiege in den Alpen durchziehen, bemerkte er: „Der Fluch, mit welchem der römische Stuhl das abtrünnige England belegt hat, scheint diesem Lande eben nicht nachtheilig gewesen zu seyn, und in Rom selbst sieht man die ketzerischen Engländer mit ihren Guineen lieber, als die gut katholischen Münchner mit ihren Kreuzern. In thesi werden sie alljährlich am Gründonnerstage verflucht, in praxi aber in Rom lieb und werth gehalten. Der heilige Stuhl sollte aber jedes Jahr das ketzerische England feierlich segnen; denn ohne dasselbe hätte er den Kirchenstaat und die Legationen nicht wieder bekommen."

So fand der Greis überall Stoff zu Betrachtungen nach seinem Standpunkte. Als er ermüdet war, so ging man wieder zurück, und die Familie versammelte sich am Theetisch.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, Herr Major, sprach der Greis, wie dankbar ich Ihnen bin für Ihre gütige Einladung.

Was ich heute hier gesehen habe, belebt mich ganz. Es ist doch etwas anderes, seine Gedanken am einsamen Studirtische zu haben, oder hier das rasche Pulsiren des Völkerverkehrs mit Augen zu schauen. Die schroffe Trennung in Auserwählte und Verdammte, Himmelskinder und Teufelskinder, durch die man die Völker aus einander reißen will, erscheint hier am Markt des Lebens, wo sich alle Confessionen und Völker freundlich mischen, in ihrer ganzen Thorheit, Unausführbarkeit, Lieblosigkeit und Gefährlichkeit."

Major. Sie haben recht. Es leuchtet aber hier auch eben so klar ein, daß dasselbe gilt von den gemischten Ehen. Sie werden geschlossen trotz aller donnernden Breves, und eben damit drückt das Volk dem Grundgesetze von dem gleichen Rechte der Confessionen sein mächtiges Siegel auf.

Auguste. Ich habe mich so fest überzeugt, daß der Katholik Gewissens halben keinen Grund hat, eine gemischte Ehe zu fliehen, daß ich, obgleich Katholikin, keinen Anstand nehmen würde, einem würdigen Protestanten meine Hand zu reichen, wenn ich auch nicht an dem Beispiele meiner Aeltern und hier an so manchen andern Personen die Erfahrung gemacht hätte, daß gemischte Ehen eben so gut glücklich seyn können, als ungemischte.

Ehrlich. Allerdings wird dieses der Fall seyn, wenn der evangelische Theil die katholische Ueberzeugung auch da, wo sie ihm irrig scheint, achtet und gewähren läßt, der katholische Theil aber die seiner Kirche eigenthümliche Herbe und Unduldsamkeit gänzlich ablegt. In ihrer schroffen Gestalt, wie sie in den öffentlichen Bekenntnissen vorliegen, stehen freilich beide Confessionen einander feindlich gegenüber. Ein Protestant daher, der in Luthers oder Calvins Geist den Katholicismus für das Antichristenthum hält, der handelt eben so gewissenlos, wenn er eine Katholikin heirathet, als ein Katholik, wenn er an alle päpstliche Aussprüche blindlings glaubt, und die Protestanten für Teufelskinder hält, wenn er eine Protestantin zur Ehe nimmt. Nur dann kann man mit gutem Gewissen eine gemischte Ehe eingehen, wenn man einsieht, daß in beiden Kirchen das Wesentliche der christlichen Religion enthalten ist, daß sich in beiden aber auch Meinungen und Gebräuche finden, wegen welcher man

sich wohl friedlich vertragen könnte und sollte. — Dennoch aber ist es besser, wenn Mann und Weib zu einer und derselben Kirche gehören, denselben Gottesdienst besuchen, und die Tröstungen der Religion auf dieselbe Weise genießen. Dadurch kommt mehr Einheit und Friede ins Haus.

Auguste. Erlauben Sie mir, ehrwürdiger Vater, daß ich Ihnen darüber mein Glaubensbekenntniß ablegen darf. — Ich habe mich aus den Belehrungen Christi und seiner Apostel vollkommen und fest überzeugt, daß jeder, der den einen wahren Gott erkennt und ihn im Geist und in der Wahrheit verehrt, der an Christum als seinen Herrn und Erlöser glaubt, und sich durch den Geist Gottes bessern und heiligen laßt, ein Christ ist, und von Christo als der Seinige und als Erbe des ewigen Lebens anerkannt wird. Alles, was von Glaubensmeinungen darüber hinausgehet, das scheint mir im Christenthum nichts wesentliches, sondern etwas zu seyn, worin man jedem Freiheit des Geistes gestatten kann. Die Gebräuche aber sind Sache des Gefühls, des Herzensbedürfnisses, worin die Ansprüche verschieden sind, und wo jeder dem Zuge seines Herzens und Geschmacks folgen darf. Die Verschiedenheit der Religionsmeinung kann dann nicht störend wirken, und ist ja auch vorhanden in ungemischten Ehen. Denn oft ist bei gleicher Confession doch der Glaube des Mannes von dem des Weibes sehr verschieden, und auch ihre Gefühle treffen in Hinsicht der heiligen Gebräuche gar nicht immer zusammen.

Ehrlich. Wenn Sie sich freilich so über das Schroffe und Engherzige beider Confessionen zu erheben wissen, so tragen Sie die Grundbedingung des ehelichen Glücks in gemischter Ehe in Ihrem Herzen. — Aber, wenn nun die Ehe mit Kindern gesegnet wird, da gibt es wieder Anstoß. Das Theilen der Knaben und Mädchen nach den Confessionen des Vaters und der Mutter ist das Schlimmste, was man vornehmen kann.

Auguste. Ich habe diese Ueberzeugung auch. Denn wie kann man von Kindern verlangen, daß sie sich über das Engherzige der Confessionen erheben sollen, da es oft Erwachsene nicht vermögen? Haben sie nun noch überdieß zu ihren Bildnern Geistliche, welche das Schroffe der Confessionen recht herauskehren, und aus verzeihlicher Fürsorge, die Kinder ihrer Kirche

zu erhalten, sie gegen die andere Confession einnehmen, so ist Kaltsinn, Zwietracht und Religionsstreit unter den Kindern unvermeidlich. Darum halte ich den Grundsatz meines verehrten Vaters unbedingt fest, daß die Confession des Mannes die herrschende sey, weil er das Familienhaupt ist. Ich würde daher, wenn ich einen Protestanten heirathete, gar nicht zugeben, daß die Kinder einer andern Confession folgten, als der des Vaters, wenn er es auch nicht verlangte.

Ehrlich. Da wäre freilich wieder ein großer Anstoß beseitigt. — Aber haben Sie auch bedacht, daß unter solchen Umständen der katholische Priester die Trauung und die Aussegnung verweigern könnte?

Auguste. Ich ehre die priesterliche Einsegnung hoch, und möchte die Ehe um keinen Preis als einen bloßen bürgerlichen Vertrag ansehen. Denn sie ist ja nicht Hingabe einer Sache, eines Rechts, einer Dienstleistung, sondern Hingabe der Person und des Herzens. Ob aber die Einsegnung, oder auch die Aussegnung, durch die Hand eines katholischen Priesters oder eines Dieners des Evangeliums geschähe, darauf würde ich keinen hohen Werth legen. Beide können nur beten und wünschen; keiner hat den Segen in seiner sterblichen Hand, sondern er kommt von oben.

Major (leise zu seiner Frau). Merkst du wohl, Luise, wo das Mädchen hin will?

Ehrlich. Meine Bedenken sind noch nicht erschöpft, und die Redlichkeit erfordert, daß ich alles sage. — Wie nun, wenn man Ihnen darum, weil sie die Erziehung der Kinder in protestantischer Confession zugäben, die Absolution im Beichtstuhl verweigerte. — Denn ich berge Ihnen nicht, daß ich fürchte, daß man es bis dahin treiben wird.

Auguste (mit festem Tone). So weiß ich einen Andern, der meine Beichte nie verschmähen, und mir die Vergebung nie verweigern wird. Der Priester ist selbst ein sündiger Mensch, der der Gnade Gottes bedarf. Christus weiset mich auf Gott. Er lehrt mich zu Gott beten: Vergib uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Er verheißt mir (Matth. 7, 7.): „Bittet, so wird euch gegeben, klopfet an, so wird euch aufgethan.“ Und über die Sünderin sprach er Luk. 7, 47: „Ihre

vielen Sünden sind vergeben, weil sie viel Liebe bewiesen hat." Johannes schreibt (1 Joh. 3, 22.): „Was wir von Gott erbitten, das werden wir von ihm erhalten", und David betet Ps. 32, 5: „Ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen; da vergabst du mir die Missethat meiner Sünde."

Ehrlich. Wohl Ihnen, daß Sie solches christliche Vertrauen zu dem Vater aller Gnade haben. Ja! — er selbst muß vergeben. Denn wir sind alle Sünder und bedürfen seiner Gnade. Nur trösten, nur aufrichten können wir den Sünder durch Vorhaltung der Verheißung Gottes. — Aber wie, wenn man Ihnen nun das heilige Sacrament verweigern würde?

Auguste. Habe ich nicht die Messe, die für Alle da ist? Kann ich nicht jährlich mit der Kirche in den heiligen Tagen den Tod des Herrn feiern?

Ehrlich. Ich muß daß Aergste sagen, — denn es könnte gar wohl eintreten. Wie nun, wenn die Kirche Sie mit dem Banne belegte, und sie ausstieß aus ihrer Gemeinschaft? —

Auguste. Dahin sollte es kommen? — Ja, das würde mich schmerzen. — (mit edlem Unwillen) Wäre die Kirche wirklich so hart und lieblos, ihr Kind um solcher Ursache willen aus ihrer Gemeinschaft hinauszuweisen, nun — so würde ich gehen, — zwar mit Trauer, aber gehen würde ich, und ihr als einer herrschsüchtigen, hoffärtigen und lieblosen, dem Geiste Christi untreuen Gemeinschaft den Rücken kehren. Und, glauben Sie mir! so wie ich würden in solchem Falle noch viele denken, welche die Gebote Christi höher achten, als die Verordnungen geistlicher Herrschsucht.

Ehrlich. Würden Sie auch die Sterbesacramente, das katholische Begräbniß entbehren wollen? — Der im Leben starke Wille wird oft zum Kinde an den Pforten der Ewigkeit!

Auguste (mit Rührung). Dank Ihnen, würdiger Freund, daß Sie mich hinweisen auf jene ernste Stunde! — Doch der Herr sagt: „Glückselig, die rein im Herzen sind; sie werden Gott schauen" (Matth. 5, 8.). Und die Offenbarung seines Jüngers schreibt (Kap. 14, 13.): „Selig sind die Todten, die von nun an sterben im Herrn!" Diese Worte sollen einst als Sterbesacrament mich trösten. — Seit ich sie geschauet

habe die zahllosen Schaaren der Welten Gottes, die weiten Gefilde der Unsterblichkeit, so habe ich auch erkannt, daß keines sterblichen Priesters Spruch, Gebet und Salbung mir des Himmels Thore aufthun kann, sondern daß ich, wie Christus am Kreuze, meinen Geist in die Hände des allliebenden Schöpfers befehlen muß.

Ehrlich (mit feierlichem Tone). Wenn es so stehet, so habe ich nichts mehr zu sagen, als das Wort des Herrn: Getrost meine Tochter, nach deinem Glauben wird dir geschehen!

Auguste war sehr ergriffen. Sie beugte sich nieder zu der Hand des ehrwürdigen Greises, die sie küßte. Eine warme Thräne aus ihrem Auge benetzte die Hand des Priesters. — Der Major und seine Gattin schwiegen; doch suchten sich ihre Blicke zu verständigen. — Der Greis erkannte wohl, daß das Fräulein über eine Angelegenheit ihres eigenen Herzens mit ihm verhandelt habe.

„Sie sind bewegt, mein Fräulein — (sprach er mit mildem Tone) — es scheint, als hätte ich ohne es zu wissen ein Geheimniß ihres Herzens berührt." — Auguste schwieg, und sah Vater und Mutter mit einem fragenden Blicke an.

Major. Ja, würdiger Freund! das Mädchen sprach von sich. Sie können alles wissen. Als wir damals in Ihrer Kirche waren, so sieht sie beim Herausgehen einen jungen Mann, und er sieht sie. Dieß Sehen war wie ein Blitz, der in eine Pulvertonne fällt. Er hat nun um Augusten förmlich geworben, wir haben ihm aber keine Antwort gegeben; denn er ist Protestant.

Majorin. Doch! ist der Herr von Steinheim ein edler Mann!

Ehrlich. Steinheim? — Wo ist er her? — Ich kenne eine Familie dieses Namens.

Majorin. Und was wissen Sie von ihr?

Ehrlich. Es war ein Herr von Steinheim ein guter Bekannter von mir, der in Baiern lebte. Seine Gattin war katholisch, und dadurch wurde die Ehe unglücklich. Der arme Steinheim hätte ein besseres Loos verdient. Seine Frau trennte sich aus Gewissensscrupel von ihm; sein Hauswesen wurde zerrüttet, und er starb endlich aus Gram. Er hatte einen einzigen

Sohn, der, obgleich jung, doch durch Sparsamkeit und gute Wirthschaft die Schulden seines Vaters in kurzer Zeit getilgt hat, von dem ich aber nicht weiß, wie es ihm weiter gegangen ist. Er war Militair.

Auguste (lebhaft). Das ist unser Steinheim! — O ehrwürdiger Vater, würden Sie wohl kein Bedenken finden, wenn ich mich mit einem evangelischen Bräutigam Ihrem Altare näherte, unsern Bund einzusegnen?

Ehrlich (lächelnd). Sie kennen doch die Vorschrift, daß ich Sie zuvor ernstlich verwarnen müßte?

Auguste. Und haben Sie dieses nicht schon gethan? — redlich gethan?

Ehrlich. Das ist wahr! — Nun wohl, es sey! — Ich werde bereit seyn, Ihren Bund zu segnen, wenn Sie dieses dereinst wünschen sollten.

Auguste. Dereinst! — Soll denn der arme Steinheim nicht bald eine Antwort bekommen?

Hier hielt sich Auguste nicht länger. — Sie fiel dem Vater und der Mutter um den Hals, ohne daß sie jedoch ein Wort weiter hervorbringen konnte. — „Was meinst du, Luise?" sprach endlich der Major zu seiner Gattin. Da faßte die sanfte Frau der Tochter Hand, und sprach: „ich meine, die Herzen, die Gott zusammenfügt, die soll der Mensch um seines irrsamen Glaubens willen nicht scheiden." — Da küßte der Major die blühende Tochter auf die Stirn und sprach mit bewegter Stimme: „In Gottes Namen denn. Gott lasse es dir wohlgehen, mein Kind!"

Nachdem er sich Augustens Umarmung entwunden hatte, schellte der Major. — Thomas! — rief er seinem alten eintretenden Diener zu, — zieh rasch deinen Sonntagsrock an! und komme gleich wieder herein, gleich! Hörst du?" — Thomas eilte davon, und der Major schrieb schnell ein Billet. „Wir dürfen doch den armen Jungen nicht länger warten lassen! Ich weiß es noch, liebe Luise, wie peinlich ein solches Warten ist."

„Da! — rief er dem wieder eintretenden Thomas zu, — trage dieses Billet auf der Stelle zum Hauptmann von Stein-

heim, und übergib es ihm selbst, und wenn er nicht zu Hause wäre, so suchst du ihn auf, er mag seyn, wo er will." — „Und von mir, — setzte das Fräulein lebhaft hinzu, — sage ihm einen freundlichen guten Abend, und er möchte doch ja noch diesen Abend kommen! die Mutter erwarte ihn mit Verlangen!"

„Sehr wohl! (sprach Thomas vergnügt) Ich will laufen, was meine alten Beine tragen!" —

So schnell war der Alte lange nicht gelaufen. Er fand den Hauptmann glücklicher Weise zu Hause; denn dieser hatte sich seit er zuletzt bei der Majorin gewesen war, eingeschlossen, war nicht ausgekommen, und hatte niemand gesprochen. Er hoffte schon am zweiten oder dritten Tage auf eine Antwort. Als aber nun immer noch alles stille blieb, da wurde ihm endlich sein Zustand unerträglich. Es fiel ihm ein, lieber Mainz jetzt ganz zu verlassen; aber er fühlte auch sogleich, daß ihm dieses unmöglich sey vor der entscheidenden Antwort. Manchmal bedauerte er fast, daß er selbst die Majorin auf die Bedenklichkeiten hingewiesen habe, welche Augusten vom Eingehen einer gemischten Ehe abhalten könnten. Doch er konnte es nicht bereuen, als ehrlicher Mann gehandelt zu haben, dem alles daran lag, daß die Geliebte seines Herzens glücklich werde. „So muß — rief er aus — einem Gefangenen zu Muthe seyn, der jeden Augenblick den Spruch des Richters erwartet, der ein Todesurtheil seyn kann!"

Da pochte es an seine Thür, und sein Bedienter rief: „Oeffnen Sie, Herr Hauptmann! der Bediente des Herrn Majors von Sandau ist da, und will Ihnen ein Billet überreichen!" — „Geschwind, herein!" stürmte der Hauptmann, und riß dem Alten das Billet aus der Hand. Er las:

„Ich bitte um die Ehre Ihres Zuspruchs auf eine Tasse Thee und ein Abendbrod. Wir haben Ihnen einen alten Bekannten Ihres Herrn Vaters vorzustellen."

„So?" sprach der Hauptmann betroffen. „Ich soll bloß eine alte Bekanntschaft erneuen?" Da sprach Thomas: „ich habe auch einen mündlichen Auftrag vom Fräulein. Ich soll Ihnen einen freundlichen guten Abend sagen, und Sie möchten ja gleich kommen, die Frau Majorin erwarte Sie mit Verlangen."

„Was?“ — rief der Hauptmann entzückt, fiel dem alten Krieger um den Hals, und erdrückte ihn fast. „Die hundert Thaler sind dein! — Weißt du noch? — Du sollst zweihundert haben, Alter! Und wenn du deinen Herrn überlebst, sollst du bei mir bleiben.“

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Halle,
Druck der Gebauer-Schwetschkeschen
Buchdruckerei.

H.- M.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bretschneider, Karl Gottlieb,

Der Freiherr von Sandau oder die gemischte Ehe Eine Geschichte unserer Tage

Halle 1839

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Stw 953
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11282007-0